

Braunschweigische Heimat



Universitätsbibliothek
der
Technischen Universität
Braunschweig

1985

71. Jahrgang · Heft 1 · März

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz

Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag Braunschweig

Inhaltsverzeichnis

Fußwaschen und Heischegänge am Fasselabend in Ostfalen Ergebnisse aus Umfragen der Jahre 1943, 1955, 1961 und 1966 Von Dr. Werner Flechsig, Hagenring 6, 3300 Braunschweig	1
„Fasselabend in Schulero'e“ Eine Fastnachtsbegebenheit aus Schulenrode am Elm. Aus den veröffentlichten Aufzeichnungen des Musikanten Carl Schulze in Lehre (geb. 1837) Mitgeteilt von Dr. Mechthild Wiswe, Kälberwiese 13c, 3300 Braunschweig	9
Wo lag Harderode, die spätmittelalterliche Wüstung bei Querum in Braunschweig? Von Vermessungsobererrat Rolf Siebert, Im Ziegenföth 8, 3300 Braunschweig-Querum	11
Ein Kreuzstein in Lengede Von Realschullehrer i. R. Otto Meier, 3325 Lengede	19
Dank für ein Frühstück. Eine Sage aus Klein Schöppenstedt Aufgezeichnet von Heinz-Bruno Krieger, Neue Straße 10, 3308 Königslutter	21
Ernst Bergfeld zur Erinnerung Von Studiendirektor Hans Jürgen Steigertahl, Adolfstr. 10, 3300 Braunschweig	22
Die Rieselfelder und Klärteiche – ein Rast- und Nahrungsbiotop für den Dunklen Wasserläufer Von Rolf Jürgens, Stobenstraße 64, 3307 Schöppenstedt	24
Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1984 Von Dr. Mechthild Wiswe, Kälberwiese 13c, 3300 Braunschweig	26
Neues heimatliches Schrifttum	27

Der Zweck des Vereins ist mit Bescheid des Finanzamtes Braunschweig-Stadt vom 14. 5. 1982 (AZ. IV-231-Gem LNR: B 41) als förderungswürdig im Sinne der Steuergesetze anerkannt. Für Zuwendungen über den Mitgliedsbeitrag hinaus können deshalb Spendenbescheinigungen erteilt werden.



© Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz 1984
Alle Rechte vorbehalten, auch auszugsweise

Postscheckkonto des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz: Hannover Nr. 440 65-308
Bankkonto: Norddeutsche Landesbank Nr. 111 690, Braunschweig

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: 3300 Braunschweig, Mönchstraße 1 – Schriftleitung: Dr. M. Wiswe, 3300 Braunschweig, Kälberwiese 13c – Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag, Braunschweig – Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

70. Jahrgang

Dezember 1984

Heft 4

Füßewaschen und Heischegänge am Fasselabend in Ostfalen

Ergebnisse aus Umfragen der Jahre 1943, 1955, 1961 und 1966

Von Werner Flechsig

A. Das Füßewaschen

Richard Andree berichtete in seiner Braunschweiger Volkskunde 1901 von dem damals nach seiner Meinung schon fast völlig abgekommenen Brauch des Füßewaschens zu Fastnacht im Braunschweigischen¹). Nach seinen Angaben wurden „in einer nicht anständigen Weise den jungen Mädchen von den Burschen des Dorfes die Füße gewaschen, und zwar mit Brantwein und einem die Seife vertretenden Stück Steckrübe. Dabei wurde ein grüner Tannenzweig benutzt, an welchen jede Gewaschene einen bunten Dutzen (Bandschleife) stiften mußte; außerdem hatten die Mädchen Würste und dergleichen für das Waschen zu entrichten.“ R. Andree berichtete ferner, daß dieser Brauch schon 1745 und 1767 durch landesherrliche Verordnungen bei Strafe verboten worden sei und sich trotzdem bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts unter verrohender Entartung gehalten habe, wie ein Strafprozeß gegen 8 Knechte des Dorfes Denstorf im Landkreis Braunschweig wegen gemeinsamen Hausfriedensbruches, gefährlicher Körperverletzung und unzüchtiger Gewalt im Jahre 1893 zeigte. Andree erwähnte schließlich, daß der Brauch des Füßewaschens am Fasselabend außer aus dem Braunschweigischen auch aus der Altmark (Gardelegen und Bismark) bekannt geworden sei.

Durch einen Brauchtumsfragebogen des Braunschweigischen Landeskulturverbandes wurde 1943 festzustellen versucht, wo und bis wann hierzulande der Brauch des Füßewaschens am Fasselabend ausgeübt wurde. Die Umfrage erbrachte 2 Belege aus dem Kreis (= Landkreis) Blankenburg (Börnecke und Treseburg, hier verbunden mit Heischegängen), 22 aus dem Kreis Braunschweig (ohne Amt Thedinghausen), 1 aus dem Kreis Gandersheim

(Wolfshagen) 3 aus dem Kreis Goslar, 18 aus dem Kreis Helmstedt, 4 aus dem Stadtkreis Salzgitter und 26 aus dem Kreis Wolfenbüttel. Von diesen 76 Orten hatten 43 gemeldet, daß der Brauch erst im 1. Drittel des 20. Jahrhunderts abgekommen sei, darunter 11, in denen das Fußewaschen am Fasselabend sogar noch zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg ausgeübt worden war. Die erneuten Verbote des Brauches, die nach dem aufsehenerregenden Prozeß des Jahres 1893 von den Behörden an die Gemeinden ergangen waren, hatten also ebenso wenig überall gleich Erfolg gehabt, wie die Erlasse der Jahre 1745 und 1767. Vielmehr dürfte die Ursache für das schließliche Schwinden dieses Brauches wie vieler anderer Volksbräuche in der volkswirtschaftlich und sozial bedingten Auflösung der Jungen Gesellschaften als der Träger des Jahreslaufbrauchtums zu suchen sein.

Der Hauptgewinn der Umfrage von 1943 bestand in der überraschenden Erkenntnis, daß damals noch alte Leute lebten, die das Fußewaschen am Fasselabend entweder selbst mitgemacht oder von ihren Eltern erzählt bekommen hatten. Das machte mir 1961 Mut, obwohl inzwischen weitere 18 Jahre ins Land gegangen waren, im 2. Brauchtumsfragebogen des Braunschweigischen Landesmuseums u. a. auch nach Einzelheiten des Fußewaschens in den untersuchten Orten zu fragen. Wirklich erbrachte die Auswertung der Antworten über Andrees Angaben aus Küblingen im Kreis Wolfenbüttel hinaus noch manche neuen Einblicke in das Drum und Dran der Brauchtumsvorgänge.

So geschah das Waschen der Füße selbst nur ausnahmsweise mit Branntwein, was ja wegen der Kosten doch recht aufwendig gewesen wäre, sondern in der Regel mit Wasser. Branntwein wurde nur aus Bad Harzburg und Warle im Kreis Wolfenbüttel gemeldet.

Anstelle der Seife oder der Bürste diente in Rábke, Kreis Helmstedt, Köchingen, Kreis Braunschweig, und Bad Harzburg wie nach Andree in Küblingen ein Stück Steckrübe, in Amleben, Kreis Wolfenbüttel aber eine Mohrrübe.

Abgetrocknet wurden die nassen Füße meist mit einem Fichtenzweig, soweit die Frage danach überhaupt beantwortet wurde, so in Rábke, Kreis Helmstedt, Bortfeld und Liedingen (hier „Foitepütschen“ genannt), Kreis Braunschweig, in Bad Harzburg, Roklum, Sottmar und Warle, Kreis Wolfenbüttel, und in Jerze, Kreis Gandersheim. Statt des Fichtenzweiges verwandte man Buchsbaum in Saalsdorf, Kreis Helmstedt, Birken- oder Haselruten in Bettmar, Kreis Braunschweig, und Watzum, Kreis Wolfenbüttel, oder einen Reisigbesen in Beierstedt, Kreis Helmstedt.

Der Brauch wurde, soweit er nicht in Rohheiten und Gewalttätigkeiten ausartete, sowohl von den zu waschenden Mädchen wie von deren Eltern oder Dienstherrn gutwillig geduldet und mit der Hergabe von Lebensmitteln (Wurst, Prilleken, Kuchen) und Schnaps belohnt. Wer nicht belästigt werden wollte, kaufte sich mit solchen Gaben oder mit Geld frei, so z. B. in Liedingen, Kreis Braunschweig, wo eine Mark gegeben wurde. Wo sich die Mädchen gegen das Fußewaschen wehrten, geschah es meist wohl nur zum Schein. In Liedingen, Kr. Braunschweig, meinte der Gewährsmann, „Die Eltern hatten ihren Spaß daran“, und in Wartjenstedt, Kr. Wolfenbüttel, hieß es, „Es war ein großes Vergnügen“. Nur aus Jerze, Kr. Gandersheim, wurde berichtet, daß 1905 einmal ein Bauer ein Gerichtsverfahren ausgelöst habe. In Köchingen und Zweidorf, Kr. Braunschweig, versteckten sich die Mädchen auf den Hausböden vor den waschlustigen Burschen, vermutlich um die Sache etwas spannender zu machen. Wie sehr die Mädchen mit den Burschen bei der Ausübung des Brauches eines Sin-

nes waren, zeigte sich in Beierstedt, Kr. Helmstedt darin, daß sie die danach fälligen Kuchen und Getränke gemeinsam beschafften.

In Saalsdorf, Kr. Braunschweig, und Liedingen, Kr. Braunschweig, war es übrigens bekannt, daß dort die Mädchen am Tage nach Fasselabend auch den Burschen die Füße wuschen, eine merkwürdige Umkehr der Geschlechterrolle im Brauchtum, wie sie auch für den Schlag mit der Lebensrute am Fasselabend nachzuweisen ist²). Hier sollten immergrüne Zweige ursprünglich, bevor der ernsthafte Brauch zum Spiel und Schabernack ausartete, dazu dienen, dem damit Berührten nach der Winterstarre die belebenden Naturkräfte einer der Macht des Winters trotzenden Pflanze zu übermitteln. Dieselbe Aufgabe dürften ursprünglich neben der reinigenden und belebenden Kraft des Wassers beim Füßewaschen die zum Abtrocknen benutzten Fichten- oder Buchsbaumzweige gehabt haben. Wo an ihrer Stelle Birken- oder Haselruten verwandt wurden, wählte man sie vermutlich wegen ihrer Eigenschaft, besonders früh im Spätwinter Blütenstände in Form der Kätzchen zu treiben. Da das Waschen und Abtrocknen der Füße also eigentlich eine Wohltat war, die man den Betroffenen erwies, war es nur folgerichtig, daß man sich für eine solche Wohltat mit Geschenken erkenntlich erwies.

Die Antworten auf die Brauchtumsfragebögen des Landesmuseums brachten aber nicht nur den ursprünglichen Sinn des Füßewaschens am Fasselabend deutlicher zutage, als es Andrees Schilderung vermocht hatte, sondern sie zeigten auch den früheren Geltungsbereich dieses Brauches in Ostfalen genauer an, als es die auf das alte Land Braunschweig ohne den Kr. Holzminden beschränkte Umfrage von 1943 hatte leisten können. Sowohl nach Westen wie nach Osten ließen sich die bisher bekannten Grenzen des Verbreitungsgebietes hinauschieben. Hinzu kamen im Westen Belege aus Lengede im Kr. Peine, Listringen im Kr. Hildesheim, Badenhausen, Bornum, Kirchberg, Nauen und Seesen im Kr. Gandersheim, im Osten Anderbeck, Dedeleben, Ströbeck und Zilly im Kr. Halberstadt.

Heimatkundlichen Veröffentlichungen entnehme ich ferner noch Hinweise auf das Füßewaschen am Fasselabend in Dingelstedt, Huy-Neinstedt und Schwanebeck im Kr. Halberstadt, Irxleben im Kr. Wolmirstedt und Altenhausen im Kr. Haldensleben³). Da die westostfälischen Kreise Osterode, Einbeck, Holzminden und Alfeld sowie der Westteil des Kr. Hildesheim und die westlichen Amtsbezirke Gandersheim und Greene des Kr. Gandersheim keinerlei Belege für den Brauch erbracht haben, scheint er auf das kernostfälische und das ostostfälische Gebiet sowie auf Teile der Altmark beschränkt gewesen zu sein. Die Verbindung zwischen den ostostfälischen und den von Andree erwähnten, scheinbar isolierten altmärkischen Belegorten für den Geltungsbereich des Füßewaschens am Fasselabend stellen Calvörde, Jeseritz und Lössewitz in dem früher zum Kr. Helmstedt gehörigen Amt Calvörde an der oberen Ohre her, die nach der Umfrage von 1943 den Brauch ebenfalls gekannt hatten. So zeigen sich in diesem Falle erneut die auch bei anderen Volksbräuchen und am mundartlichen Wortschatz festzustellenden Zusammenhänge zwischen Ostfalen und der Altmark, die aus dem 12. Jahrhundert herrühren dürften, als die bis dahin im wesentlichen von Wenden bewohnte Landschaft der späteren Altmark teils von niederländischen, teils von ostfälischen Kolonisten besiedelt worden war. Demnach wirft also auch das Füßewaschen am Fasselabend ein bemerkenswertes Licht auf stammesgeschichtliche Vorgänge im hohen Mittelalter.

B. Die Heischegänge am Fasselabend und ihre Gestalten

Weiter verbreitet als das Füßewaschen waren in Ostfalen am Fasselabend die Heischegänge der jungen Leute, die durch die Dorfstraßen von Haus zu Haus zogen und dabei einen der Ihrigen, in Erbsenstroh verhüllt, wie einen Tanzbären mit sich führten, um die Zuschauer durch dessen spaßhafte Bewegungen zu belustigen und für diese Schaustellung Würste oder andere Lebensmittel zu erbitten. Richard Andree hat dieses Brauches nur kurz gedacht und als Belegorte Cremlingen, Weddel „und Nachbarorte“ angeführt⁴), so daß es damals scheinen mochte, als ob dieser Brauch hauptsächlich im Raum zwischen Braunschweig und dem Elm ausgeübt worden sei. Daß er aber auch weit entfernt in anderen Teilen Ostfalens bekannt war, zeigten in der Folgezeit verschiedene heimatkundliche Veröffentlichungen, darunter mit einer besonders ausführlichen Darstellung der Einzelheiten das 1954 in der ‚Braunschweigischen Heimat‘ abgedruckte „Harzeberger Fasselabendspiel“ von Otto Rohkamm⁵).

Um einen möglichst vollständigen Überblick über die Verbreitung der Heischegänge mit dem Erbsbären am Fasselabend in Ostfalen zu gewinnen, fragte ich 1955 und 1966 in Mundartfragebögen des Braunschweigischen Landesmuseums danach, wie „der in Erbsenstroh gehüllte Bursche“ genannt wurde, „der am Fasselabend von der Jugend herumgeführt wurde“. Dabei kamen die Namen *Arftenbäre* mit Lautvarianten, *Ströbäre*, *Treckebäre*, *Fasselabendbäre*, *Bäre*, *Strökêrl* und *Fasselabendkêrl* zutage, deren Belegorte ich im folgenden auflisten werde, indem ich die kreisweise nach der Kreiszugehörigkeit vor der niedersächsischen Gebietsreform geordneten Belegorte von Osten nach Westen fortschreitend aufführe.

1) *Arftenbäre*, *Arftbäre*, *Arf(t)jenbäre*

Von den mit dem Mundartwort für ‚Erbse‘ gebildeten Namensformen ist *Arftenbäre* weitaus am häufigsten, gebräuchlich vom Kr. Helmstedt im Osten bis zur Oberweser im Westen. Seltener und fast nur im ostfälischen Kerngebiet gebräuchlich ist *Arftbäre*. Am seltensten und zwar nur in den nordwestlichen Kreisen Burgdorf und Neustadt fand sich die Form *Arf(t)jenbäre*. Insgesamt sind die mit ‚Erbse‘ gebildeten Namen in 184 ostfälischen Orten nachweisbar, verteilt auf die Kreise Oschersleben (Badeleben), Halberstadt (Hessen), Helmstedt (19 Orte), Gifhorn (5), Braunschweig (15), Wolfenbüttel (31), Goslar (11), Stadt Salzgitter (9), Peine (9), Hildesheim (25), Gandersheim (21), Blankenburg-West (Walkenried, Wieda), Zellerfeld (Lerbach, Lonau), Osterode (Sebexen, Willershausen), Einbeck (5), Holzminden (6), Hameln (Polle, Thüste, Welsede), Alfeld (9), Springe (Mittelrode), Hannover (3), Neustadt (Büren, Meyenfeld) und Burgdorf (Haimar, Obershagen).

2) *Ströbäre*

Ströbäre als Name der bärenartig verkleideten Brauchtumsgestalt weist mit seinem Bestimmungswort wohl ebenfalls auf deren Umhüllung mit Erbsenstroh und nicht mit dem allzu glatt wirkenden Getreidestroh hin. 28 Belege für diese Namensform kamen aus den Kreisen Wolfenbüttel (Kl. Heere), Goslar (Neuenkirchen, Weddingen), Peine (Equord), Hildesheim (9 Orte), Gandersheim (Mahlum, Volkersheim), Alfeld (10), Springe (Schulenburg), Neustadt (Rodewald) und Burgdorf (Steinwedel).



Abb. 1 Heischegang mit dem „Erbsbären“ in Hordorf bei Braunschweig um 1950

Archivfoto: O. Schlüter, Hordorf

3) Ströhkêrl

Das Bestimmungswort *Strō* erscheint auch in dem Namen *Strōkêrl* für die verkleidete Brauchtumsgestalt. Teils in dieser Lautform, teils als *Strōkîrl* oder *Streokêrl* bzw. -kîrl fand sich der Name in 79 Orten der Kreise Gifhorn (Isenbüttel, Wahrenholz, Wesendorf), Wolfenbüttel (Achim), Goslar (Jerstedt, Steinlah), Hildesheim (8 Orte), Gandersheim (Wolperode), Osterode (Eboldshausen), Einbeck (Ellensen, Kohnsen, Vardeilsen), Holzminden (8), Hameln (7), Alfeld (5), Hannover (12), Grafschaft Schaumburg (Kreuzriehe, Waltringhausen), Schaumburg-Lippe (Steinhude), Neustadt (9), Burgdorf (10) und Celle (6). Verbreitet ist dieser Name also hauptsächlich im Nordteil des Westostfälischen.

4) Bäre, Fasselåbendsbäre, Treckeabäre

Ohne ein näher kennzeichnendes Bestimmungswort deutet der Name *Bäre* doch ebenfalls auf die Verkleidung der Brauchtumsgestalt hin, wobei allerdings offen bleibt, ob das bärenähnliche Aussehen durch Erbsenstroh oder andere, rau wirkende Umhüllung hervorgerufen werden sollte. 11 Belege für *Bäre* kamen aus den Kreisen Braunschweig (Hordorf), Wolfenbüttel (Berklingen, Eitzum, Groß Elbe, Nordassel), Hildesheim (Einum, Heinde, Königsdahlum) und Gandersheim (Ildehausen, Jerze, Klein Rhüden). Nur zweimal wurden *Fasselåbendsbäre* in Ölber, Kr. Wolfenbüttel, und Lauenberg, Kr. Einbeck, und einmal *Treckebäre* in Wolperode, Kr. Gandersheim, gemeldet. Der letzte Name deutet darauf hin,

daß die verkleidete Gestalt wie der von einem Schausteller vorgeführte Tanzbär von einem Begleiter an einem Strick, einer Leine oder einer Kette hinter sich hergezogen wurde.

5) Sonstige Namen

Keinerlei Hinweise auf das Aussehen der Brauchtumsgestalt bieten die Bezeichnungen *Fasseläbend(s)kērl* (-kīrl) in Adenstedt, Kr. Peine, Dassensen, Edemissen und Lüthorst, Kr. Einbeck, und Freden, Kr. Alfeld, sowie *Stoppegös*, als „sehr alt“ bezeichnet in Hagen, Kr. Neustadt.

Alle unter Nrn. 1–5 aufgeführten ostfälischen Namen für die bei den Heischegängen am Fasselabend mitgeführte bärenartige Gestalt sucht man sowohl in E. Kücks Lüneburger Wörterbuch wie in den Wörterbüchern westfälischer Mundarten von Woeste-Nörrenberg, Schmoeckel-Blesken und Frederking vergeblich. Daß aber wenigstens in Westfalen der Brauch ebenfalls bekannt war, in Erbsenstroh gehüllte Gestalten bei den Heischegängen am Fasselabend mit herumzuführen, ersehen wir aus der Westfälischen Volkskunde von Paul Sartori⁶⁾, und E. Kück und W. Sohnrey erwähnten in ihrem Buch über Feste und Spiele des deutschen Landvolkes, daß der Erbsbär „in den verschiedensten Teilen Deutschlands“ eine Rolle bei den Fastnachtsumzügen gespielt habe⁷⁾. Zweifellos handelt es sich dabei um einen weit verbreiteten Gedanken, hierbei den durch den Erbsbären verkörperten scheidenden Winter den Dorfgenossen noch einmal als nun gebändigt vor Augen zu führen und sich über ihn lustig zu machen.

6) Weitere Gestalten der Heischegänge am Fasselabend

Über die Begleiter des Erbsbären bei den Heischegängen durch das Dorf wurden von den Ausfüllern des 2. Brauchtumsfragebogens, der 1961 vom Landesmuseum verschickt worden war, wenige Angaben gemacht, und zwar fast nur aus dem westlichen Ostfalen, wo der Brauch sich anscheinend länger in lebhafteren Formen erhalten hatte. In Klein Himstedt, Kr. Hildesheim, hatten die Teilnehmer des Umzuges Gesicht und Hände geschwärzt, um sich unkenntlich zu machen. In Hahausen, Kr. Gandersheim, wurden zur Verfremdung der Teilnehmer die Gesichter „angemalt“ und zumeist Frauenkleider von den Burschen getragen. Derjenige Bursche, der den Erbsbären zu führen hatte, hieß *Bärentrecker* bzw. *-laier* in Wense, Kr. Peine, und in Einum und Grasdorf, Kr. Hildesheim. Ein anderer Bursche, der den Korb oder die Kiepe für die gespendeten Lebensmittel, besonders Eier und Speck, zu tragen hatte, war in verschiedenen Orten als Frau verkleidet und hieß dann *Aierfriü*, so in Wolperode, Kr. Gandersheim, *Aierlēne*, so in Einum, Kr. Hildesheim, oder *Aarwöif*, d. h. ‚Eierweib‘ in Algermissen, Kr. Hildesheim. Die gesammelten Würste trug der Geffeldträger aufgehängt an der *Geffele*, der zweizinkigen Holzgabel. In Strodthagen, Kr. Einbeck, trugen 2 als Mann und Frau verkleidete Burschen gemeinsam den Korb für die Lebensmittel. In Mehle, Kr. Alfeld, wurde dem als Eierfrau verkleideten Burschen eine Maske aus Gaze vor das Gesicht gebunden, damit er während des Umganges nicht trinken konnte. In Klein Himstedt, Kr. Hildesheim, durfte ein „Polizist“ als Ordner des Umganges nicht fehlen, der mit einer Pritsche knallte, um allzu zudringliche Kinder unter den Schaulustigen zurückzutreiben. Der den Zug begleitende „Musikante“ spielte entweder richtig auf der Ziehharmonika oder handhabte zum Spaß einen alten Kohlhobel wie eine Drehorgel, so in Salzgitter-Geb-

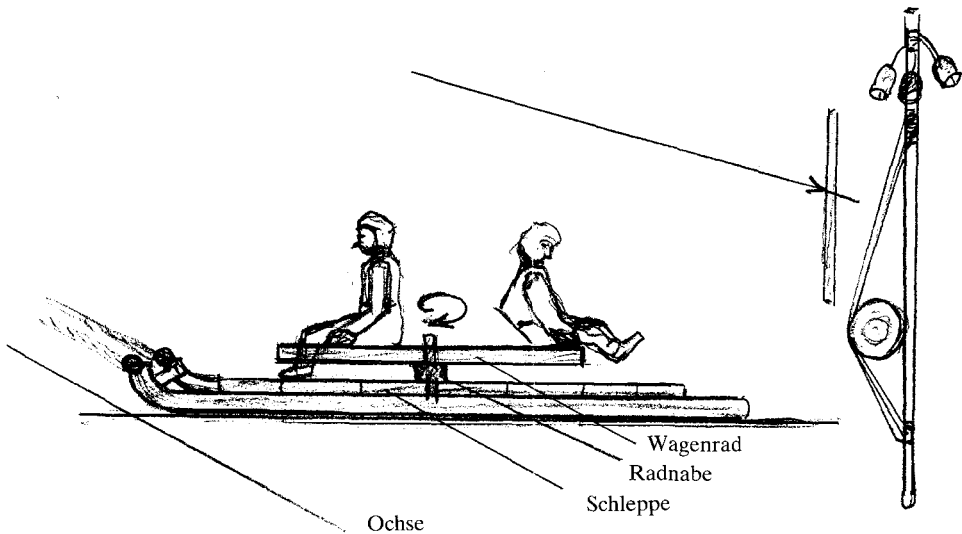


Abb. 2 Figuren und „Duiwelsgeige“ des Fastnachtsumganges in Ölber am Weißen Wege bei Salzgitter
Zeichnung: A. Seggelke

hardshagen. Der Gewährsmann Warmbold in Groß Elbe, Kr. Wolfenbüttel, berichtete auf dem Brauchtumsfragebogen von einem Fasselabendsumzug, bei dem ein Musikant den „Treckebuie!“ (Ziehharmonika) spielte, indem er auf dem im Zuge mitgeführten Ackerwagen unter einem dreibeinigen „Buikefatt“ (Faß zum Einweichen schmutziger Wäsche) hockte.

Ein sogenanntes „polnisches Pferd“, dargestellt durch einen Burschen, zwei Siebe und ein übergehängtes Laken, was wohl den mythischen Schimmelreiter veranschaulichen sollte, begleitete den Umzug in Sarstedt, Kr. Hildesheim. In Strodthagen, Kr. Einbeck, wurde ein nicht näher beschriebener „Eseltreiber“ erwähnt. Das merkwürdigste Schauspiel bot nach den Angaben des Gr. Heerer Gewährsmannes ein verkleidetes Pärchen, das – an ein schrägliegendes Rad gebunden – vor dem Ackerwagen mit dem Musikanten dahingezogen wurde, wobei das Mädchen mit einer immergrünen Lebensrute „gefitzelt“ wurde. Auf diese Weise wurde der Heischegang mit dem Erbsbären durch einen anderen, Segen versprechenden Fasselabendsbrauch ausgeschmückt, dessen Hergang, Benennung und Bedeutung ich 1958 in meinem Aufsatz „Der Schlag mit der Lebensrute“ wortgeographisch behandelt habe⁸⁾.

Da die Angaben aus Groß Elbe mir nicht anschaulich und klar genug erschienen, wandte ich mich an Albert Seggelke in Groß Elbe, den besten Kenner alter Volksüberlieferungen seines Heimatortes, mit der Bitte um nähere Auskunft. Dieser teilte mir am 15. März 1984 mit, weder er selbst noch andere alte Leute in Gr. Elbe könnten sich daran erinnern, den von Herrn Warmbold erwähnten Umzug in ihrem Dorf je gesehen zu haben, und selbst Herr Warmbold, der jetzt 81 Jahre alt sei, wisse nicht mehr anzugeben, woher er 1961 seine Kenntnis von dem fraglichen Brauch bezogen habe; vielleicht sei er ihm aus einem anderen

Ort in der Nähe von Gr. Elbe mitgeteilt worden. Daraufhin setzte sich Herr Seggelke mit dem Heimatkundler Ernst Froböse in Oelber am weißen Wege, Kr. Wolfenbüttel, in Verbindung und erhielt von ihm folgende überraschende Aufklärung über das, was dieser teils selbst in seinem Ort gesehen, teils von seinem Großvater erzählt bekommen hatte: „Auf einer sogenannten Schleppe – einem auf 2 Kufen gleitenden schlittenartigen Gerät aus Holz, das auf dem Oelber Gut zum Wegtransport von Mist aus den Stallungen, aber auch zum Transport von Eggen oder anderem Ackergerät benutzt wurde, hatten Knechte des Gutes und andere junge Leute aus dem Dorf das Endstück einer Wagenachse befestigt. Auf dieses Achsenstück wurde dann ein großes Wagenrad gesetzt, welches man waagrecht über der Schleppe drehen konnte. Auf dieses Rad setzten sich dann 2 oder 3 Personen, Jungen oder auch Mädchen. Sie wurden von der begleitenden Dorfjugend herumgedreht oder konnten sich aber auch selbst mit den Füßen auf der Schleppe abstoßen und dadurch das Rad drehen. Diese Schleppe wurde von einem Ochsen gezogen, der vom Gut ausgeliehen war. Begleitet wurde diese Gruppe, die durchs ganze Dorf zog, von einem „Treckebuil“-Spieler und einem, der die „Duiwelsgeige“ spielte. Dieses Instrument bestand aus einem langen Stab, an dem mehrere Drähte über eine Blechdose gespannt waren. Oben am Stab waren mehrere Glocken oder Schellen angebracht. Durch Aufstoßen des Stockes auf die Erde und durch Schlagen mit einem Stock auf die Drahtsaiten entstand ein lauter Lärm. Manchmal war bei dieser Gruppe auch ein Bärenzieher mit einem „Erbsenstroh-Bären“. Während man in Groß Elbe eine Person mit einer Bärenmaske versehen und mit Weizenstroh oder noch belaubten Buchenzweigen umhüllt hatte. – „Stroh-“ oder „Holzbären“ –, hatte man hier Erbsenstroh genommen. Wie schon erwähnt, beteiligten sich an diesem Fastnachtsbrauch die Knechte des Gutes und auch andere junge Männer aus dem Dorf. Einer der Mitziehenden sammelte auf einer Astgabel die Wurstkringel, die von den Dorfbewohnern, die damals noch alle ihre Hausschlachtungen machten, gespendet worden waren. Es wurden aber auch Eier, Wurstdosen und Schnapsflaschen angenommen. Diese Sachen wurden von einem als Frau verkleideten Mann in einer Rückenkiepe mitgenommen. Auch Geldbeträge lehnte man nicht ab. Das Eingesammelte wurde am gleichen Abend im Dorfgasthaus verzehrt und vertrunken.“

Für diese ausführliche Schilderung eines Volksbrauches, der ohne die Herren Froböse und Seggelke ganz in Vergessenheit geraten und der volkskundlichen Forschung verloren gegangen wäre, sei ihnen auch an dieser Stelle noch einmal herzlich gedankt. Das gleiche gilt für die hier wiedergegebene schematische Zeichnung, die Albert Seggelke seinem schriftlichen Bericht beigelegt hat.

Die ganze Sache erinnert übrigens an einen von H. Sohnrey 1936 mitgeteilten Bericht des Pastors Harland über den Festzug beim großen Fasselabend in Schönhagen, Kr. Northeim, wonach an einem kunstreich auf einem Ackerwagen angebrachten Rade eine männliche und eine weibliche Puppe befestigt waren, die sich je nach den Bewegungen des Wagens mitbewegten⁹⁾. Es mag dahin gestellt bleiben, inwieweit der von Harland an diese Schaustellung angeknüpfte mythologische Deutungsversuch haltbar ist oder nicht. Dementsprechend soll hier auch auf eine Erklärung der Schaustellung in Gr. Elbe verzichtet werden. Nur soviel scheint sicher zu sein, daß alle Darbietungen bei den Heischegängen unter Mitführung eines Erbsbären am Fasselabend in Ostfalen die freudige Erwartung des nahen Winterendes so-

wohl bei den Mitwirkenden wie bei den Zuschauenden zum Ausdruck bringen sollten. Die Lustbarkeit fand dann regelmäßig ihren krönenden Abschluß im vergnügten gemeinschaftlichen Verzehr der gespendeten Lebensmittel.

Anmerkungen:

¹⁾ R. Andree, Braunschweiger Volkskunde. 2. Auflage Braunschweig 1901; hier S. 333 ff. – ²⁾ W. Flechsig, Der Schlag mit der Lebensrute (in: Braunschweigische Heimat 44, 1958, S. 11 ff.). – ³⁾ L. Wille, Harzer Volkskunde. Teil I, Heft 8: Sitte und Brauch im Jahreslauf. Magdeburg 1937; hier S. 34. – W. Rauch, Fas'lamend (in: Heimatblatt für das Land um obere Aller und Ohre 1928, Nr. 5). – ⁴⁾ wie Anm. 1); hier S. 333. – ⁵⁾ O. Rohkamm, Harzeberger Fasslabendspeel (in: Braunsch. Heimat 40, 1954, S. 45 ff.). – ⁶⁾ P. Sartori, Westfälische Volkskunde. Leipzig 1922; hier S. 146. – ⁷⁾ E. Kück u. H. Sohnrey, Feste und Spiele des deutschen Landvolks. Berlin 1925; hier S. 73. – ⁸⁾ wie Anm. 2). – ⁹⁾ H. Sohnrey, Die Sollinger. 2. Auflage Berlin 1936; hier S. 235 f.

„Fasslabend in Schulenro'e“
Eine Fastnachtsbegebenheit aus Schulenrode am Elm

Aus den unveröffentlichten Aufzeichnungen des Musikers
Carl Schulze in Lehre (geb. 1837)

Mitgeteilt von Mechthild Wiswe

„In Schulenrode was Fasslabend. Wie worren woll sau Klocke twei da. Sau um Klocke 3 ging dā Geschichte loss. Erst mösten wie 3 Stücke vor dā Döhr blasen, dann worren von Papen Huse dā Mäken e'halt, dā Knechte alle mit Piepen meistens lange, mit veel Dutzens dranne, jeder siehn Mäken an der Hand. Denn ging dat Danzen loss. Jeder leit sick erst wecke blasen, alle up dā Rege. Ein Bure namens August Trümmel här unen in der Stube Solo e'speelt, sau in der Schummerige (Dämmerung)) kummt hei ok mal herub up en Saal un well mal tausein, un stellt sick mit siener langen Piepe an de Döhr. Wie hei sau nen Augenblick e'stahn harre, bringt ne einer sien Mäken hen, hei scholl ok mal Danzen. Et was aber keiner vor dā Musikanten, dā sick wecke bestelle, un denn spelen wie einfach nich, un wenn et ne Stunne dure. Wat woll hei maken, hei kamm her un bestelle sick wecke. Wie hei saunen Deil bestellt harre, gaf hei sien Mäken wedder af, un ging wedder herrunder un kartje wier.

Den anderen Dag, fast um dā selbe Tiet, kummt et genau wedder sau: August Trümmel kummt wedder herrup un steit da. Et wart ne wedder en Mäken hennebrocht, un hei mott sick ok wedder wecke bestellen. Wie hei nu sien Deil bestellt harre, gaf hei mik Geld. Ick harre dunne dat Uppassen un Tellen all saun betten midde, weil ick all anfang, dā erste Giege te spelen. Mien Vader make et sick all en betten bequem: Dā spele dā tweede Giege, un satt dichte bie mick. Ar nu August Trümmel mick dat Geld e'gäben harre, flüstere mik mien Vader tau, un frag, ob datt von gistern ok midde dābie worre. Ick segge nā. Dat schöll

aber alle nein Minsche hören. A. Trümmel möste aber doch watt e'hört hemmen oder hat et sick e'dacht. Hei fung up einmal an te pralen, hei harre gistern nigg e'danzet, un hei bedröge keinen, fodere et ganze Dorp up, ob öhme einer danzen sein harre. Et fund sick aber keiner. Ok fund sick kein Mäken, wat'r midde danzet harre, düt wort en Upruhr. Alles schuld up üsch, un sei wollen alle ober üsch herfallen, un üsch vorhauen, un wollen ok dä Instrumente kaput slan. Düsse A. Trümmel worre dä ehrlichste Münsche up der Welt, dä bedröge keinen. Wie bleben awer ganz ruhig sitten. Wat wollen wie ok wieder maken? Wegkomen können wie nich. Hier sind dä Instrumente, seggt mien Vader (dä leigen alle up den Wascheldische), dat wehrt jüch aber düre Instrumente. Un schimpen deihen se ganz mordsmässig, ein grot Bure namens Meiners kamm her un fate mienen Vader vor dä Bost un reit ene et Vorhimme kaput, tauslahn dei hei awer nich. En ander Bure namens Behrens kamm her un fate son Beierglass sau mit der vullen Hand boben breit up, un slaug dat mit vuller Forsche up den Wascheldisch un sä tau mienen Vader, nä Christel, dat har ick von dick nich erwahrt, un dabbie her hei sick dat ganze Glas naher Hand herinne slan, da hat hei lange midde sitten möst. Dat was mienen Vader sien beste Fründ. Alles schuld un schimpe ober düsse verfluchten Musikanten, dat dure dä ganze Nacht, dat Danzen was vorbie, awer Supen deien se sau veel duller uu ärger. Wie gingen aber nich weg, sau gegen den Morgen hätt wie noch ein par Stune slapen bie einen, dä vornünftiger was.

Wie et nu Dag word, gingen wie na Hus, et renge ((übergeschr.: Regnete)) sau fine. Wie worren noch keine halwe Stunne inne, wer kummet? – August Trümmel. Wie wie wäge wesen sind, kummt en Mäken na Behrens siner Tochter Viedchen un segt, August Trümmel hat doch e'danzet an Sönnitag un hat sick ok wecke spelen laten, un ik hewwe der midde danzet, un jue Heinrich (Behrens sein Stief-/sohne) hat mik sülwest henne'brocht na öhne. Ja fraget sei dunne, warum sägste denn dat nich glik? Ja sägt et dune, ik was bange, dat ick denn Släge midde afkreg, denn et sach doch ut, as wenn sei glik tauslan wollen. Nu loppt Viedchen glik herrin na sienen Vader un segt et den. Dei loppt glik na August Trümmel un dei kummet nu glieks na Lehre un heilt um gut Wedder an, un den nächsten Söndag mösten wie nu wedder hen, un den Fasselabend erst vullens utspelen. Da ging et sau vel duller.

Bei dieser Fastnachtsbegebung stand ein Leinweber namens Siedentopf aus Schandelah neben uns. Der hat den ganzen Vorgang mit angehört und angesehen. Der hatte etwas Dichtertalent. Der machte die meisten Fahnenjagetexte, auch sonstige Gelegenheitsgedichte. Der hatte ein langes Gedicht hierüber gemacht, in Plattdeutscher Sprache. Schade, das ich das nicht aufgeschrieben habe! Hier einige Proben daraus:

Nu speelt mik mal den Buffer,
nu mal den Schulenröer Ruffer.
Schulze dä dei sau lösiken Flüstern
iss dat von hüte oder von Giestern?“

Anmerkung:

Zeichensetzung, Groß- und Klein- sowie Zusammenschreibung wurden heutigem Gebrauch angepaßt. Im übrigen aber ist der Text buchstabengetreu wiedergegeben.

Wo lag Harderode, die spätmittelalterliche Wüstung bei Querum in Braunschweig?

Von Rolf Siebert

Harderode wird 1161 erstmals als Herdenrothe¹⁾ erwähnt und 1325 schon wieder als wüst (deserta) bezeichnet. Es war inzwischen vom Kloster Riddagshausen erworben und aufgegeben worden²⁾. Von den etwa dreißig überlieferten Urkunden des 12. bis 14. Jahrhunderts geben nur wenige einige Hinweise auf Lage und Größe. So mochte Paul Jonas Meier nur vermuten, daß Harderode nördlich der Schunter zwischen Querum und Hondelage gelegen haben müsse³⁾. Ernst Gäbler, der sich dieser Meinung anschloß und anhand der Generallandesvermessung von Querum aus dem Jahre 1754 und des Erbreregisters des Klosters Riddagshausen aus dem Jahre 1605 versuchte, die Fluren und die Ortslage Harderodes in Querums Feldmark zu rekonstruieren, resignierte schließlich und verwies auf das Kopialbuch I von Riddagshausen aus dem 17. Jahrhundert, in dem vermerkt werde, daß die Güter in Harderode außer den Wäldern dem Kloster wieder abhanden gekommen seien^{4, 5)}.

Aus den Urkunden geht nun folgendes hervor:

1. Harderode lag an der Schunter (propre scunthram) und besaß eine Mühle (locum molendini)⁶⁾.

2. In der Gemarkung Harderode lag eine verlassene Burg (locum castri quondam)⁶⁾.

Der Burghügel ist heute noch sichtbar. Er liegt im Rohrbruch südlich der Schunter etwa 800 m östlich von Querum (sog. Borwall).

3. Die Harderoder Gemarkung wurde nach dem Erwerb durch das Kloster Riddagshausen von dem Vorwerk (grangia) in Querum mitbewirtschaftet (in pertinentibus ad curias quernem et herderode⁷⁾, und: dhè del des holtes scal horen to deme dorpe herderode ün to dheme houe monekequernem)⁸⁾.

4. Es gab im 14. Jahrhundert Klosterwälder, die offensichtlich vorher Harderoder Äcker waren (haec sunt silvae . . . : herderoder balken, herderoder heyde, seghenvort beim herderoder velt)⁹⁾.

Der Klosterwald herderoder balken ist der heutige Forstort Balken im Querumer Wald. Die herderoder heyde ist heute unbekannt. Sie lag nach Aussage des Kopialbuches in der Nachbarschaft der *arnride*, der heutigen Ahrenriede südwestlich des Forstorts Balken. Der seghenvort oder sceghenvort heißt heute Ziegenförth. Es war ein Wald nordwestlich des Rohrbruchs, benannt nach einer Furt über den Rohrbruchgraben, durch die der Weg nach Hondelage (heutige Straße Peterskamp) führte.

5. Harderode lag an einem Weg, der nördlich der Schunter von der Querumer Brücke zu den Waldgrenzen im Osten gegen Hondelage führte (*viam quae duxit de ponte monekequernem usque ad terminos silvarum versus villulam herderode ad orientem*)¹⁰⁾.

6. Die unter 5. genannten Waldgrenzen wurden im Jahre 1310 zwischen dem Kloster und den Herren von Hondelage vereinbart. Sie lagen nördlich der Schunter im Siekbruchwald (a

loco, qui waggerley vocatur per medium per vadum quod scegenvord dicitur, secundum quod idem antiquas deflueri consuevit, jam dictae silvae siebroc termini sint)¹¹⁾.

Der Siekbruchwald war und ist ein sumpfiger Wald, von Wiesen durchsetzt. Er umfaßte auch das heutige Rohrbruch, wie aus einer Notiz der Generallandesvermessung 1754 hervorgeht.¹²⁾ Der waggerley ist ein auf tonigem Boden stehender Wald südöstlich von Waggum, ein Teil des Siekbruchwaldes.

7. Zu Harderode gehörten Teile der Wälder Gettelhagen (teilweise auch zu Querum gehörig) und Siekbruch (teilweise zu Hondelage gehörend) und der kleine Wald de gemene. Alle lagen nördlich der Schunter (omnia bona in villa heredherodhe cum silvis videlicet siebroch, getela dictis et silvula quadam dicta de gemene)¹³⁾.

Der Wald getela = Gettelhagen lag nördlich der Schunter und reichte noch im 18. Jahrhundert von der Kehrbeeke bis zum Rohrbruch. Der kleine Wald de gemene ist heute unbekannt.

8. An dem Weg von der Querumer Brücke nach Hondelage lag mindestens bis in das 13. Jahrhundert hinein östlich des Rohrbruchs das Dorf Schachthorst¹⁴⁾. Für ein weiteres Dorf östlich des Rohrbruchs war deshalb kein Platz. Die Feldlage Das Neue Dorf südwestlich von Hondelage kann deshalb nicht mit Harderode in Verbindung gebracht werden, wie Gäbler es für möglich hielt⁴⁾.

Harderode kann also nur am Nordufer der Schunter östlich der Querumer Brücke und westlich der sumpfigen Niederungen des Siekbruch/Rohrbruch an einem Weg gelegen haben, der von der Querumer Brücke über die Ziegenfurt nach Hondelage weiterführte.

Ein Blick auf die Karten des 18. Jahrhunderts sowie die Bodenverhältnisse und Funde mittelalterlicher Scherben in großer Häufung zeigen, daß als Dorfplatz nur der Hopfenkamp infrage kommen kann. Der Kern des Dorfes lag vermutlich wegen der Wasserverhältnisse etwas nördlich des heutigen Hopfenkamps, hart nördlich des heutigen Hondelager Weges, etwa dort, wo jetzt die Häuser Im Gettelhagen 78 bis 92 stehen. Dort floß früher auch ein kleiner Bach (Quelle?) von Norden kommend in das Schuntertal hinab (s. anliegende Karte 1).

Die Äcker Harderodes sind nun leicht zu finden, die oben erwähnten herderoder balken geben den ersten Hinweis: Balken sind schmale Streifen, die durch besonderen Bewuchs oder durch besondere Bewirtschaftung oder sonst irgendwie auffällig aus der Umgebung hervortreten¹⁵⁾. Auch die alten Wölbäcker sind dazu zu rechnen¹⁵⁾. Solche ehemaligen Wölbäcker sind noch heute im Querumer Wald im Forstort Balken und in der Nachbarschaft zahlreich zu sehen: auf dem Lerchenkamp, den Legdkämpen, in der Ahrenriede, im Uhlenbusch, beim Schmalzkamp und sogar im Siekbruch.

Da die herderoder balken, die herderoder heyde und noch weitere Gebiete im 14. Jahrhundert schon als Wald bezeichnet werden, müssen die Wölbäcker damals schon aufgegeben gewesen sein. Kein Wunder also, daß die Harderoder Äcker dem Kloster im 17. Jahrhundert nicht mehr bekannt waren, und daß auch Gäbler sie in der Querumer Feldmark vergeblich suchte.

Die heute noch sichtbaren Wölbäcker im Querumer Wald werden in einem Teilgebiet seltsamerweise durch einen starken Graben mit Wall geschnitten, der keinerlei Entwässerung

rungsfunktion hat und auch keine Abgrenzung eines Feldkomplexes war, der also einem anderen Zweck gedient haben und jünger als die Wölbäcker sein muß. Er läßt sich heute noch vom Röhrfeld durch den Streitbusch und an der Ahrenriede vorbei bis zum Waggumer Beinhorn verfolgen (s. Karten 1 und 2).

Dieser Graben mit Wall muß der Grenzgraben sein, der die im Jahre 1307 zwischen dem Kloster und den Rittern von Querum vereinbarte Grenze zwischen Querum und Harderode im Gettelhagenwald kennzeichnete. Die Urkunde darüber besagt, „dad dat holt alsus gedelt is von deme arnhorstesweghe de dar gheit van deme velde to quernem uppe dat sachtelevent ün vort to deme bodenhorne also dhe snedhe gemalt ün ghetekint is“⁸⁾.

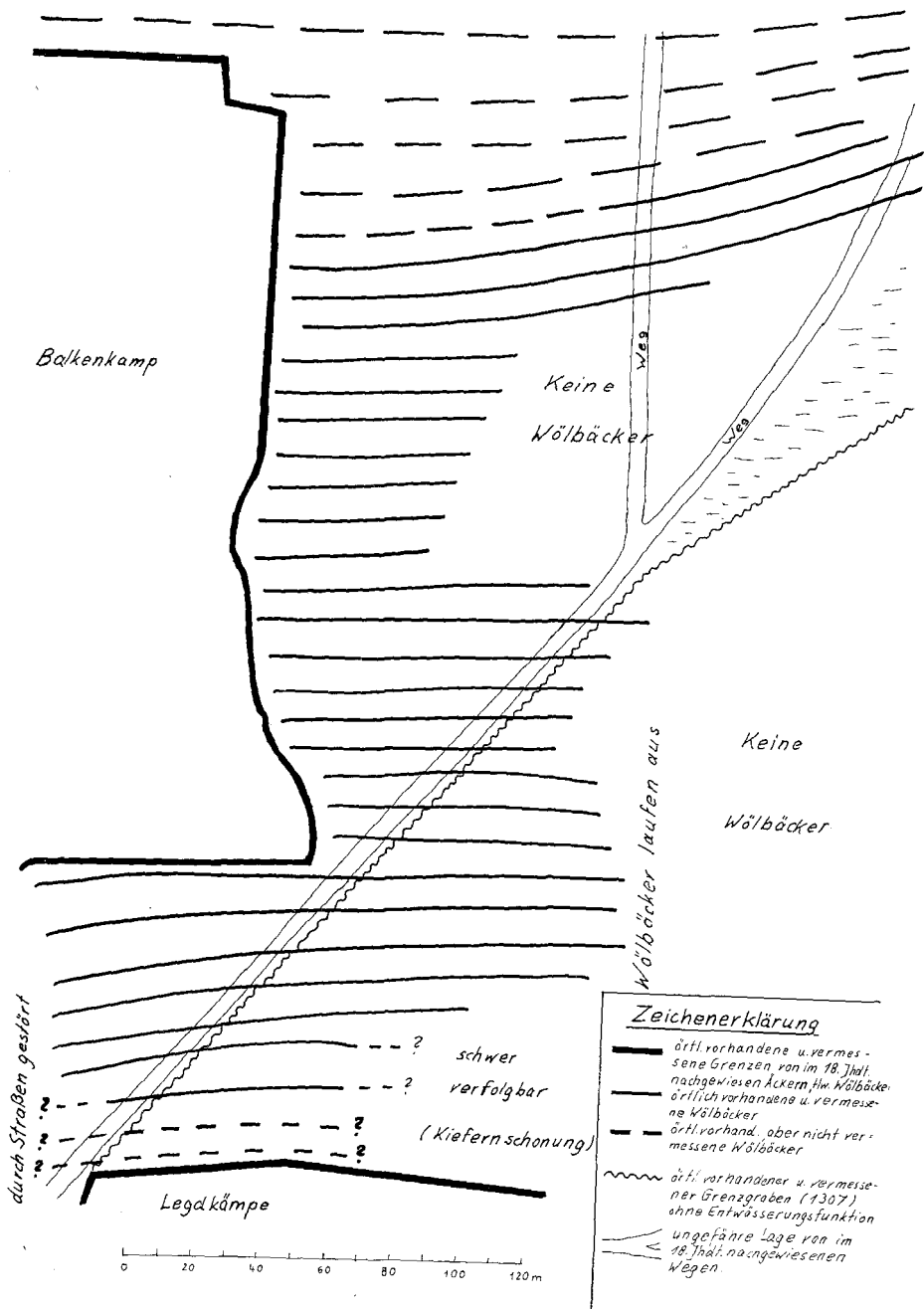
Ein Arnhorstweg oder auch ein Ahrenhorst ist heute unbekannt. Er dürfte aber wohl bei der o. g. Ahrenriede gelegen haben. In diesem Bereich weisen die Karten des 18. Jahrhunderts an dem Graben noch einen Weg nach. Eine Örtlichkeit Sachtleben ist nicht zu lokalisieren. Das Bodenhorn war ein Wald bei Waggum¹⁶⁾ und könnte – bei allem Vorbehalt – das heutige Beinhorn südöstlich von Waggum gewesen sein. Mit dem Querumer Feld dürfte das heutige Röhrfeld gemeint sein, denn aus dieser Richtung kam der Graben. Denkbar sind aber auch andere, heute nicht mehr erkennbare Äcker nördlich der Schunter, die aus weiteren Urkunden geschlossen werden können¹⁷⁾. Der Name Streitbusch könnte an den strittigen Wald im Gettelhagen erinnern. Das muß allerdings nicht sein, denn Streit um und in Wäldern gab es stets, aber hier konnte es später eigentlich keinen Streit mehr geben, denn der ganze Wald bis zur Hondelager Grenze gehörte sehr bald nach der Grenzziehung im Jahre 1307 dem Kloster. Man nahm damals also schon keine Rücksicht mehr auf die dort liegenden Harderoder Äcker, die vielleicht bereits wieder von Wald bedeckt waren und deshalb teilweise den Herren von Querum überlassen werden konnten. Oder dachte man schon daran, daß auch die Querumer Wälder in Kürze an das Kloster fallen würden? Die Querumer Herren veräußerten ihren Besitz in den Jahren 1318 bis 1322 an das Kloster¹⁸⁾. Die Harderoder Äcker lagen auf sehr schlechten Böden, deren Wasserverhältnisse auch durch Aufwölbung kaum zu regulieren waren (30 bis 150 cm kiesiger Sand auf Ton). Vielleicht waren sie deshalb schon länger aufgegeben und 1307 bereits mit Wald bestanden. Das Kloster hatte ja schon 1161¹⁾ und 1246¹⁹⁾ Harderoder Grundbesitz erworben. Vielleicht gehörten die balken und die heyde dazu und wurden vom Kloster bald aus der Bewirtschaftung genommen.

Es soll nun versucht werden, die Größe Harderodes und seiner Äcker abzuschätzen.

Die Äcker nördlich der Schunter einschließlich der später noch genutzten Legdkämpfe, des Lerchenkamps, Schmalz- und Balkenkamps konnten örtlich mit etwa 70 bis 80 Hektar festgestellt werden. Aus den Urkunden läßt sich folgendes entnehmen:

1. 1161 erwarb das Kloster eine Hufe und 1246 zwei Höfe mit Ländereien.
2. 1307 erwarb das Kloster „Güter“, die aus einer unbekannten Zahl von Höfen und Ländereien bestanden.
3. 1310 erwarb das Kloster den Zehnthof, von dem zwei Hufen bewirtschaftet wurden.
4. 1313 erwarb das Kloster ein Eigengut.

Insgesamt dürften demnach also etwa sechs bis acht Höfe mit mindestens acht, vielleicht bis zu dreizehn Hufen, d. h. etwa sechzig bis einhundert Hektar zu Harderode gehört haben.



Der Grenzgraben des Jahres 1307 zwischen Harderode und Querum
und die von ihm geschnittenen Wölbäcker

Entwurf: Rolf Siebert 1985

Das kommt zwar der oben festgestellten Größe von siebenzig bis achtzig Hektar recht nahe, befriedigt aber noch nicht.

Daher ist noch auf folgendes zu verweisen: Nicht nur auf dem Hopfenkamp fanden sich Siedlungsreste, sondern auch auf dem schräg gegenüberliegenden Schunterufer auf dem Scharenkamp, und zwar stark konzentriert an zwei Stellen: unmittelbar westlich der Niederung des Rohrbruchs in größtmöglicher Nähe der ehemaligen Burg, und zum andern ziemlich genau gegenüber dem Hopfenkamp, dem Dorf Harderode also.

Der Scharenkamp besteht aus den Flurteilen Scharenkamp (im engeren Sinne), Sandberg, Gänsekamp, Teichkamp, Rischkamp und Bärenkamp. Er bildete eine „Siedlungsinsel“ von zehn bis zwanzig Hektar Größe, also etwa zwei bis drei Hufen. Die Größe der ursprünglichen Äcker dort ist nicht genauer zu bestimmen, weil unklar bleibt, wie weit die Flächen früher bewirtschaftbar waren. Die Siedlungsinsel wird im Norden und Osten durch das Schuntertal und im Süden und Westen durch eine nasse Senke begrenzt, in der das Kloster irgendwann den „Querumer Teich“ anlegte.

Der Scharenkamp konnte also ein bis zwei Höfe tragen. Da weder in den Urkunden Querums noch Harderodes dort eine Siedlung erwähnt wird, erscheint es naheliegend, daß dort der oder die Wirtschaftshöfe der Burg lagen. Die Burg wurde 1307 bereits als verlassen und zur Gemarkung Harderode gehörend bezeichnet⁶⁾. Da sonst jede Überlieferung fehlt, ist zu vermuten, daß sie einschließlich Wirtschaftshof schon vor Harderodes Gründung oder spätestens zu seiner Anfangszeit bestand und nach Aufgabe zu Harderode geschlagen wurde.

Auf dem Sandberg lag ein Friedhof des ausgehenden 9. und beginnenden 10. Jahrhunderts²¹⁾. Da der Sandberg ein Bestandteil der Siedlungsinsel Scharenkamp, nicht aber Querums war, kann der Friedhof eigentlich nur zu dem oder den Höfen auf dem Scharenkamp gehört haben. Erklärt das seine relativ geringe Größe und kurze Belegungszeit?

Ferner müssen die Grundherren Harderodes erörtert werden.

Das waren:

1. ein Herr namens Heinrich (Näheres ist unbekannt), er verkaufte seinen Besitz von einer Hufe 1161 an das Kloster¹⁾,
2. das St. Blasiusstift, es verkaufte seinen Besitz von zwei Höfen 1246 an das Kloster¹⁹⁾,
3. das Marienspital, es verkaufte sein Eigengut 1313 an das Kloster²⁰⁾,
4. die Herren von Dannenberg bis 1287, danach als deren Rechtsnachfolger die Herren von Wendhausen und von Hondelage, sie verkauften ihren nicht näher beschriebenen Besitz (alle Güter), zu dem aber die Wälder Siekbruch, Gettelhagen und de gemene und der verlassene Burgplatz und eine Mühle gehörten, 1307 an das Kloster⁶⁾,
5. die Herren von Meinersen, die ihren Besitz, das war der Zehnthof mit zwei Hufen, 1310 an das Kloster verkauften¹¹⁾.

Der Hauptteil der Gemarkung gehörte also zu dem Besitz der unter den Nummern eins bis vier genannten Grundherren (die im übrigen teilweise weiterverlehnt hatten). Der Zehnthof war etwas Besonderes. Das läßt die Vermutung aufkommen, daß der erstgenannte Teil mit dem Dorf auf dem Hopfenkamp und den Äckern nördlich davon, und daß der



Abb. 1 Burghügel (sog. Borwall) von Harderode bei Querum von Norden.

Foto: R. Siebert

Zehnthof der Herren von Meinersen mit dem (ehemaligen?) Wirtschaftshof der Burg auf dem Scharenkamp identisch waren.

Die Burg selbst kam offensichtlich später, nachdem sie aufgegeben war, als Bestandteil des Rohrbruchs/Siekbruchs zu den Wäldern der Dannenberger (Nr. 4).

Somit ergäbe sich folgendes Bild:

1. Auf dem Hopfenkamp lag das eigentliche Dorf mit fünf oder sechs Höfen mit etwa 70 bis 80 ha Acker (= etwa zehn Hufen?), Wäldern und Brüchen im Norden und Osten.
2. Auf dem Scharenkamp lagen ein, vielleicht zwei Höfe, ursprünglich der Wirtschaftshof der Burg, später, vielleicht auch gleichzeitig, der Zehnthof, zu dem zwei Hufen (= etwa 15 ha?) Acker und, zumindest zu Anfang, der Friedhof auf dem Sandberg gehörten.

Eine Zweiteilung eines Dorfes ist sicher ungewöhnlich, aber aus den vorliegenden Verhältnissen heraus verständlich. Das Schuntertal zwischen Hopfenkamp und Scharenkamp ist nur etwa 150m breit. Es bildete also kein unüberwindliches Hindernis. Vielleicht bestand hier auch ein Straßenübergang²²), der aber seine Bedeutung verlor, nachdem die Mönche in Querum 1248 eine Brücke gebaut²³) und die Bewirtschaftung beider Gemarkungen übernommen hatten.



Abb. 2 Wölbäcker im Querumer Wald.

Foto: R. Siebert

Quellen- und Literaturverzeichnis

I. Ungedruckte Quellen

Niedersächsisches Staatsarchiv Wolfenbüttel

1. Urkunden
24 Urk Urkunden des Zisterzienserklosters Riddagshausen
2. Handschriften
VII B Hs 359 b Kopiar des Klosters Riddagshausen aus dem 12.–14. Jahrhundert
32 Slg 10 Regesten des Klosters Riddagshausen, zusammengestellt von H. Dürre
20 Alt 306 Hermann Adolph Boden: Wiesenbeschreibung von Querum (Generallandesvermessung), 1754

II. Gedruckte Quellen

1. Die Urkunden Heinrichs des Löwen, Herzogs von Sachsen und Bayern. Bearbeitet von Karl Jordan (Monumenta Germaniae Historica. Die deutschen Geschichtsquellen des Mittelalters, 500–1500). Weimar 1949. -UHdL-
2. Asseburger Urkundenbuch. Urkunden und Regesten zur Geschichte des Geschlechtes Wolfenbüttel – Asseburg und seiner Besitzungen. Herausgegeben von J. Graf von Bocholtz – Asseburg. Erster Theil, Hannover 1886, Zweiter Theil, Hannover 1887. – UB Asseburg –
3. Urkundenbuch der Stadt Braunschweig. Herausgegeben von Ludwig Hänselmann. Band II, Braunschweig 1900. – UB BS –

III. Literatur

1. Bornstedt, Wilhelm: Gemarkung Wendhausen – alte Straßen, Burgen, Wüstungen, Teiche und Wälder, Denkmalpflege und Geschichte, Heft 19, herausgegeben vom Stadtheimatspfleger der Stadt Braunschweig, Braunschweig 1971. – 2. Flechsig, Werner: Alte Namen für Feldabteilungen und Ackermaße in Ostfalen. In: Braunschweigische Heimat 1959, Heft 4. – 3. Frühgeschichtliche Funde aus dem Braunschweiger Land. Veröffentlichungen des Braunschweigischen Landesmuseums, Heft 6, Göttingen 1976. – Frühgesch. Funde – 4. Gäbler, Ernst: Das Amt Riddagshausen in Braunschweig. Inaugural – Dissertation der Universität Leipzig. Hildesheim 1928. – Gäbler – 5. Kleinau, Hermann: Geschichtliches Ortsverzeichnis des Landes Braunschweig. Band 1 und 2. Hildesheim 1967. – Kleinau – 6. Meier, Paul Jonas: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogthums Braunschweig. Zweiter Band: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Braunschweig mit Ausschluß der Stadt Braunschweig, Wolfenbüttel 1900. – Meier –

Anmerkungen:

¹⁾ 24 UrK 10, UHdL Nr. 50 Seite 71. – ²⁾ 24 UrK 579, 32 Slg 10. – ³⁾ Meier, Band 2 Seite 37. – ⁴⁾ Gäbler, Seiten 81 bis 83. – ⁵⁾ Meier, Band 2 Seite 38. – ⁶⁾ 24 UrK 426, UB Asseburg II Nr. 637, 32 Slg 10 Seite 206 UB BS Nr. 596. – ⁷⁾ 32 Slg 10 Seite 285. – ⁸⁾ 24 Urk 433, 32 Slg 10 Seite 83. – ⁹⁾ VII B Hs 359 b Seiten 123, 124. – ¹⁰⁾ 24 Urk 561, 32 Slg 10 Seite 95. – ¹¹⁾ 24 Urk 466, 32 Slg 10 55. – ¹²⁾ 20 Alt 306 Seite 46. – ¹³⁾ 24 Urk 426, UB Asseburg II Nr 637. – ¹⁴⁾ Kleinau, Band 2 S. 534. – ¹⁵⁾ Flechsig, S. 108 und mündliche Auskunft 1984. – ¹⁶⁾ UB Asseburg I Nr. 80, 94. – ¹⁷⁾ 24 Urk 92, 561, 572, 667, 32 Slg 10 S. 95, 98, 109. – ¹⁸⁾ Kleinau, Band 1 S. 99. – ¹⁹⁾ 32 Slg 10 S. 282. – ²⁰⁾ UB BS Nr. 745. – ²¹⁾ Frühgesch. Funde, S. 56 und 57; mündliche Auskünfte von Dr. Busch und Dr. Niquet, Wolfenbüttel 1983. – ²²⁾ Bornstedt, S. 8. – ²³⁾ 24 Urk 92.

Ein Kreuzstein in Lengede

Von Otto Meier

Am „Kreuzsteinsweg“ in der Feldmark von Lengede/Landkreis Peine ist ein alter – fast schon in der Erde versunkener – Sandstein wieder entdeckt, freigelegt und vorerst auf dem Bauhof der Gemeinde gelagert. Zusammen mit einem 1963 im Altdorf in zwei Meter Tiefe gefundenen Steinkreuz soll er demnächst an gut sichtbarer Stelle im Dorfe aufgestellt werden.

Manche Einwohner sprachen von einem Grabstein, andere wieder von einem Grenzstein, weil an der Erdoberfläche eine gewölbte Kuppe zu erkennen war. Genau genommen ist es ein Sühnemaus aus dem 14. Jahrhundert, wie Vertreter der Arbeitsgemeinschaft für Denkmalforschung feststellten. Solche Steine mußten in früheren Jahrhunderten aufgestellt werden, zum Beispiel von einem Mörder an der Stelle seiner Untat für sein Opfer, und zwar zum einen als Sühne oder Buße, zum andern als Mahnung an die Vorübergehenden, für den so plötzlich ohne kirchliche Gnadenmittel aus dem Leben Geschiedenen ein fürbittendes Gebet zu sprechen. Der an den Standort des Steines angrenzende Flurteil trägt übrigens den Flurnamen „Judenkirchhof“. Inwieweit beides in einen Zusammenhang gebracht wer-



Der Kreuzstein (Scheibenkreuzstein)
von Lengede, Landkreis Peine, 1984
Foto: O. Meier

den kann, ist unklar, denn schriftliche Aufzeichnungen oder mündliche Überlieferungen geben keine aufklärende Kunde.

Auf einem sich nach oben verjüngenden Schaft sitzt ein runder Kopfteil. Rund 110 Zentimeter beträgt die größte Gesamthöhe, fast 70 Zentimeter der Kopfdurchmesser. Durch die laufende Verwitterung in den vier oder fünf Jahrhunderten ist natürlich so manche Auswaschung entstanden und so manches Stückchen Stein abgesprungen, und die Abbröckelung geht weiter. Dadurch ist die eigentliche Relief-Darstellung, die den Stein so wichtig macht und das Motiv für die Namensgebung bildete, nur noch schwer zu erkennen. Zwei Kreuzesarme aber – der nach unten und der nach rechts – treten noch klar hervor (in Natur noch besser als auf einem Foto).

Auf der Fläche (Scheibe) des Kopfes wurde nämlich einseitig ein erhabenes Kreuz herausgearbeitet, so deuten die Experten. Da sich die einzelnen Arme nach außen hin verbreitern, spricht man von einem „Tatzenkreuz“. An einigen Stellen ist am Rande des Steinkopfes noch der Wulst einer runden Scheibe in seinen Resten zu erkennen, der das Kreuz auf der Scheibenfläche umschloß. Der Fachmann spricht deshalb von einem „Scheibenkreuz“ oder von einem „Scheibenkreuzstein“. Ein „Steinkreuz“ dagegen ist ein einfaches aus Stein gehauenes Kreuz, das es in verschiedenen Formen gibt.

Dank für ein Frühstück

Eine Sage aus Klein Schöppenstedt

Aufgezeichnet von Heinz-Bruno Krieger

Altvater Otto Beese aus Abbenrode am Elm, der 1950 81 Jahre alt war und in seinem Dorfe viele Jahre das Amt eines Gemeindevorstehers versehen hat, erzählte mir beim Sammeln von Sagen und Überlieferungen folgende Begebenheit, die sich vor vielen Jahren wahrhaftig zugetragen haben soll:

„Der Herzog von Braunschweig ist einmal vor vielen Jahren nach Mönche-Schöppenstedt (Kl. Schöppenstedt) geritten, um dort seine Soldaten zu inspizieren. Wie er nun plötzlich einen großen Hunger verspürt, läßt er seine Begleitung zurück und geht in das Haus eines großen Bauern, um sich hier ein Frühstück zu erbitten.

Der Bauer erkannte aber den Herzog nicht. Da er von eh und je her ein hartherziger und geiziger Mann war, wies er dem Fremden mit bösen Worten schroff die Tür und schimpfte solange, bis der Herzog den Hof verlassen hatte, hinter ihm her. –

Der Herzog, sprachlos und erschüttert, mußte sich sehr beherrschen, ließ sich jedoch nichts anmerken und ging weiter allein die Dorfstraße entlang.

Da sah der Herzog seitlich, abseits ein kleines Anbauernanwesen. Er wollte nun einmal sehen wie er hier aufgenommen würde. In dem kleinen Hause aber wohnte eine alte arme Frau. Als sie die Bitte des feinen, fremden Herrn hört, bittet sie ihn herein. Sie holt das letzte Stück Schinken von der Spiele, stellt Brot und Butter auf den Tisch, und ehe sich der Herzog versieht, steht ein großer Tassenkopf voll heißem Kaffee vor ihm, damit, wie die Alte freundlich sagt, der Herr ja wieder recht munter wird.

Der Herzog soll sich später oft an dieses Frühstück bei der alten armen Frau erinnert haben. Er soll dann gesagt haben, daß ihm kein Frühstück in seinem Leben so gut gemundet habe, wie das der alten Frau! –

Zum Dank aber ist die gute Frau in Mönche-Schöppenstedt vom Herzog reich beschenkt worden. Dieses war ein Grundbesitz, dem Herzog seit altersher zugehörig. Die Nachkommen haben den Acker und die Wiesen noch heute in Besitz.

Der böse, geizige Bauer aber hat es Zeit seines Lebens nicht überwinden können, daß er so dumm gewesen ist und den Herzog nicht erkannt und bewirtet hat. –“

Ernst Bergfeld zur Erinnerung

Von Hans Joachim Steigertahl

Der 9. März 1985 läßt uns des Geburtstages Ernst Bergfelds vor 100 Jahren gedenken und der Bedeutung, die dieser schaffensfrohe Dichter und selbstlose, warmherzige Mensch für uns alle noch hat.

Gerade in unserer Zeit, in der der „Dichter“ dem nüchteren „Schriftsteller“ weichen muß, in der überlieferte Werte und Bindungen in Frage gestellt und als vorgestrig abgetan werden und rücksichtslose Ich-Bezogenheit und ideologische Verengungen das Feld beherrschen, ist eine Besinnung auf Ernst Bergfeld angebracht und vielleicht hilfreich. Sein dichterisches Werk – seine Lyrik vor allem, aber auch seine Romane und Erzählungen – fordert nicht unseren kritisch urteilenden Verstand heraus, sondern läßt in uns Empfindungen mitschwingen, berührt uns unmittelbar, weil wir in eine Lebenssicht hineingezogen werden, die unerschüttert auf den abendländischen Werten beruht; der Leser spürt: sie sind nicht einfach übernommen, sondern sie sind in hartem Ringen selbst erworben und bilden dadurch ein felsenfestes Fundament. So konnte er seine Sehnsucht nach Licht, Geborgenheit und menschlicher Wärme in allen seinen Werken den Leser spüren lassen. Die Lauterkeit seiner Gesinnung, seine innere Kraft berühren den Leser unmittelbar. Die Resonanz, die sein Werk gefunden hat – seine zahlreichen Lyrik- und Prosabände sind ausnahmslos vergriffen – zeigt, daß ihm gelungen ist, was Wilhelm Raabe als Sinn einer dichterischen Existenz angesehen hat: „daß sein Wort den Menschenkindern ein wenig mehr Sonne in den Erdentag getragen hat“.

Wohl war ihm diese Gabe in die Wiege gelegt – schon in Kindertagen versuchte er, seine Empfindungen, das, was ihn bewegte, als Verse zu formulieren – doch hat er dieses Vermögen gegen vielfältige Widerstände durchsetzen müssen. Der frühe Tod des Vaters zwang seine Mutter, ihn zusammen mit seinem Bruder in die Obhut des Waisenhauses zu geben, so daß er von früh auf gezwungen war, sich sein Weltbild, seinen Lebenskreis und Lebensweg selbst zu erschließen. Unbändiger Fleiß kam zu seiner Begabung hinzu und ermöglichte ihm den Aufstieg zum Leiter der Bibliothek der Technischen Hochschule.

Seine Naturverbundenheit und sein gläubiges Vertrauen kennzeichnen sein dichterisches Werk und lassen ihn als einen Menschen erscheinen, der gar nicht in unsere Zeit zu gehören scheint, sondern eher einem Mörike oder Stifter zuzuordnen ist. Sein autobiographischer Roman „Der immergrüne Garten“ zeichnet sich aus durch Genrebilder und die von christlicher Grundhaltung geprägten Menschenbilder. Zugleich gewinnt der Leser ein Bild von dem geistig regen Bürgertum Braunschweigs um die Jahrhundertwende. – Von seinen Lyrik-Bänden seien vor allem „Die innere Heimat“ genannt und „Lichtvolles Sein und Werden“.

Alle Gedichte zeichnen sich aus durch die Sensibilität des Verfassers, die Untrüglichkeit und Wärme des Gefühls, eine ungekünstelte, einfache Sprache und die Sicherheit des Formgefühls. – Der späte Bergfeld begegnet seinem Leser in dem Bändchen „Die blühenden Ufer“: noch schlichter, noch klarer in Ausdruck und Gestaltung sind hier Lyrik, Tagebuchblätter und Erzählungen.

Ernst Bergfeld
im September 1960 auf dem Selter
Archivfoto



War Ernst Bergfeld nur dem Vergangenen verhaftet? Hat er sich unserer hektischen, zerrissenen, widersprüchlichen Zeit ganz verschlossen? Seinem fest gefügten inneren Bezirk konnten die Zeitläufe nichts anhaben, er selbst aber griff in das Geschehen ein. Als „sein“ Waisenhaus in Braunschweig wie die ganze Stadt im Bombenkrieg untergegangen war, entfaltete er die ihm gegebenen Kräfte, „seinen“ Waisenkindern ein neues Zuhause zu schaffen, ihnen finanziell zu helfen; er gründete den „Freundeskreis des Großen Waisenhauses“. Seine Persönlichkeit und seine menschliche Ausstrahlung bewirkten, daß seinen Aufrufen großer Erfolg beschieden war. Erhebliche Mittel kamen zusammen, um die Not zu lindern. Diesen Kreis der Spender galt es zusammenzuhalten. Und zu diesem Zweck schuf er – und erfüllte sich damit vielleicht einen Jugendtraum – die Schriftenreihe „Der Freundeskreis des Großen Waisenhauses“. In regelmäßiger Folge sind 90 Ausgaben erschienen. Bis zu seinem Tod redigierte er selbst die Zeitschrift; sein Freund und Mitsstreiter der ersten Stunde, Notar Heinz Mollenhauer, übernahm für weitere 8 Jahre die Redaktion, und Frau Astrid Mollenhauer betreute die Zeitschrift nach dem Tod ihres Mannes bis 1982. In mühevoller Arbeit stellte sie, unterstützt von H. A. Schultz, ein differenziertes Register zusammen, so daß diese 90 Hefte nun zu einem leicht zugänglichen Nachschlagewerk geworden sind über das Braunschweiger Kulturleben. Die „Braunschweigische Heimat“ wird durch Ernst Bergfelds Schriftenreihe auf das glücklichste ergänzt, denn sie ist eine Fundgrube für das kulturelle, das geistige, wissenschaftliche und künstlerische Leben in unserer Stadt und ist damit das große Vermächtnis Ernst Bergfelds.

Eine Fülle von Persönlichkeiten, die über ihren eigenen Lebenskreis hinaus in Braunschweig gewirkt haben, ist in dieser Schriftenreihe gewürdigt. Daß dem politischen Bereich kein Raum gegeben wurde, dafür aber Betrachtungen und Erlebnissen, entspricht ganz der Lebenseinstellung Ernst Bergfelds, der allem Ephemerem sekundäre Bedeutung zumaß.

Mag die heranwachsende Generation, die vor allem zur kritischen Analyse aller überlieferten Werte angehalten ist, vielleicht erst später den Zugang zur Innerlichkeit und dem Wertekanon Ernst Bergfelds finden, über diese Schriftenreihe wird auch der Zugang zu seinem dichterischen Werk offen bleiben.

Rieselfelder und Klärteiche ein Rast- und Nahrungsbiotop für den Dunklen Wasserläufer

Von Rolf Jürgens

Im Frühjahr, wenn der Dunkle Wasserläufer aus seinem Überwinterungsgebiet vor allem aus dem Mittelmeergebiet und auch teilweise von den Küsten Westeuropas zurückkommt, kann man ihn an seichten Gewässern, auf Feuchtwiesen und Rieselfeldern auf schlickig-schlammigen Grund bei der Nahrungssuche beobachten.

Dieser seltene Tundravogel zeigt sich zu dieser Zeit in seinem Pracht- und Brutkleid. Rußschwarz die Farbe seines Gefieders, und die roten Beine leuchten weithin. Nicht häufig sieht man ihn an den letzten seichten Wasserflächen und Feuchtgebieten im Braunschweiger Land. Er bevorzugt das seichte Wasser, ist auf überschwemmten Wiesen am Rande von Flüssen und Seen anzutreffen.

Dieser zur Familie der Watvögel gehörende Vogel zieht nach kurzem Aufenthalt und der Nahrungsaufnahme weiter in den hohen Norden Skandinaviens, nach Finnland, in den nord-europäischen Teil der Sowjetunion, und in die östlichen Gebiete bis nach Kamtschatka, um in diesen noch mit größeren Feuchtgebieten und großen Feuchtwiesen versehenen Landschaften seine Brut großzuziehen. Seine Brutgebiete sind offene Lagen an Waldrändern im Heideland, aber in der Nähe von Wasser. Diese Watvögel bauen ihr Nest in einer flachen Mulde, und polstern es nur sehr spärlich mit Pflanzenmaterial aus. Das Weibchen legt vier Eier, und bei der Brut wechseln sich beide Partner ab. Die Jungen schlüpfen etwa nach drei Wochen, sind Nestflüchter wobei sie ihr Nest sofort nach dem Trockenwerden verlassen.

Der Rückgang von Feuchtgebieten, ihre rigorose Entwässerung ist eine hauptsächliche Rückgangsursache für solche Vogelarten, die an derartige Gebiete als ihren Lebensraum gebunden sind. Dazu gehören zahlreiche in ihrem Bestand bedrohte Wasser- und Sumpfvögel. Dazu zählt auch der Dunkle Wasserläufer. Infolge solcher bedingungslosen Vernichtung unserer Feuchtgebiete ist der Dunkle Wasserläufer nur noch als Durchzügler an Klärteichen und Rieselfeldern zu beobachten.

Der schwach ausgeprägte Frühjahrszug kann bereits Ende März beginnen und bis Mitte Mai andauern. Während des Frühjahrsdurchzuges werden meist nur einzelne Exemplare angetroffen. Die langjährigen Beobachtungen scheinen andere Beobachtungen zu unterstützen, daß der als schwach gekennzeichnete Frühjahrszug im Vergleich zum Herbstzug, in der Regel darauf zurückzuführen ist, daß weniger günstige Rastbiotope vorhanden sind. Allerdings zeigt auch der Herbst jährlich unterschiedliche Bestandszahlen des Dunklen Wasserläufers. Im Sommer und Herbst bevorzugt er Schlammflächen an Seen, Teichen, Rieselfeldern und Klärbecken. Nahrungssuchende Vögel sind dann sowohl auf Schlamm- und Sandflächen als auch im freien oder verkrauteten Seichtwasser zu beobachten. Seine Nahrung sucht der Dunkle Wasserläufer im seichten Schlamm, wo er bis zum Bauch im Wasser umherwatet, und vor allem kleine Weichtiere als Nahrung aufnimmt. Manchmal habe ich ihn auch schon schwimmend beobachten können.



Dunkler Wasserläufer

Foto: R. Jürgens

Diese seltenen Tundravögel, sind im Gegensatz zum Frühjahr, wenn sie im pechschwarzen Brutkleid das Auge des Beobachters erfreuen, im Herbst nur im Schlicht- oder Winterkleid zu beobachten. In dieser Zeit können sich größere Ansammlungen zusammenfinden. So habe ich auf den Klärteichen der Schöppenstedter Zuckerfabrik im Herbst bis zu zehn Exemplare beobachten können. Nach der Mauser des Kleingefieders tragen die Altvögel bereits im September dieses mehr oder weniger grau gesprenkelte Ruhekleid.

Mitte Oktober ist der Durchzug dieser Watvögel bei uns fast beendet. Allerdings treten bis in den November hinein noch einzelne Exemplare auf. Während des Zuges ziehen sie meist nachts durch unsere Landschaft, um in ihre Überwinterungsgebiete zu gelangen.

Man kann für die Zukunft nur hoffen, daß unsere letzten noch vorhandenen Feuchtgebiete unabdinglich erhalten und geschützt werde. Dies gilt für den Dunklen Wasserläufer und alle anderen an Feuchtgebiete gebundene Vogelarten.

Literaturhinweise:

W. Paszkowski, Catalogus Avifaunae Brunsviciensis. Hrsg. von der Pädagogischen Hochschule Braunschweig. Clausthal-Zellerfeld 1977, hier. S. 68. – M. Harengard u. a.: Der dunkle Wasserläufer ein Durchzugsgast im Braunschweiger Land. In: Die Vogelwelt. Jg. 94 (1973), S. 105–108. – W. Meier: Der Dunkle Wasserläufer ein Brutvogel der Tundra. In: Vogelkundliche Berichte aus Niedersachsen. Jg. 6,2 (1974). S. 63f.

Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1984

Eine rege Veranstaltungsfolge, die – nach der großen Zahl der Teilnehmer zu urteilen – allgemeines Interesse fand, kennzeichnete in erster Linie das Vereinsleben. Die Studienfahrten standen unter Leitung von Rolf Steding, der unterstützt wurde vor allem durch Frau Margarete Diestel.

Unser Erster Vorsitzender, Ltd. Bibliotheksdirektor Professor Dr. J. Daum ermöglichte wiederum die Durchführung der Vorträge in der Universitätsbibliothek der Technischen Universität Braunschweig.

Anzuführen sind die folgenden Veranstaltungen:

12. 1. 1984 Vortrag mit Lichtbildern „Der Naturschutzgedanke bei mineralogischen und geologischen Objekten“ (Professor Dr. D. Reinsch, TU Braunschweig)
9. 2. 1984 Vortrag mit Lichtbildern „Geschützte Pflanzen in Niedersachsen“ (Forstdirektor i. R. W. Gleber, Braunschweig)
8. 3. 1984 Vortrag mit Lichtbildern (in Verbindung mit der Jahreshauptversammlung) „Bauernhaus und ländliches Wohnen im Braunschweigischen“ (Frau Dr. M. Wiswe)
4. 2. 1984 Winterfahrt nach Schlewecke und Bündheim mit Besichtigung der Kirchen in Schlewecke und Bündheim sowie des Amtshauses in Bündheim und traditionellem „Winterschmaus“ im dortigen Markthotel; Führungen durch Herrn H. Schmidt, Stadtheimatpfleger von Bündheim und R. Steding
5. 5. 1984 Studienfahrt nach Bad Lauterberg und Scharzfeld mit Besuch der Königshütte und des Heimatmuseums Bad Lauterberg sowie der Einhornhöhle, der Steinkirche und Burgruine Scharzfels, Führungen und Erläuterungen Dr. E. Kolb, F. Reinboth jun., H. Streitparth
30. 6. 1984 Studienfahrt in die Landschaft an der unteren Oker und Aller mit Besuch der Vogelaufzuchtstation in Leiferde, Besichtigung der Kirche in Hillerse, eines Gehöftes mit niederdeutschem Hallenhaus in Nordburg sowie des Klosters Wienhausen.
8. 9. 1984 Studienfahrt zu „Kirchen und Kapellen im alten Amt Lüchow“. Besucht wurden die Kirchen bzw. Kapellen in Schäpingen, Schnega, Gistenbeck, Schnackenburg/Elbe und Satemin. Außerdem fand ein Besuch im Grenz-Informationszentrum „Fischerhaus“ in Schnackenburg statt.
20. 10. 1984 Ortsbegehung von Meverode mit Rundgang und Besichtigung der Kirche St. Nicolai (Führung Ortsheimatpfleger G.-F. Weiß und R. Steding) sowie Rundgang durch den Zoo (Führung Dr. H.-J. Kreth)
11. 10. 1984 Vortrag mit Lichtbildern „Das Lechlumer Holz zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel in geographischer und geschichtlicher Hinsicht“ (Frau H. Hartmann und Dr. D. Lentz, Wolfenbüttel)

- 8. 11. 1984 Vortrag mit Lichtbildern „Unsere heimische Tierwelt – ein Querschnitt“ (Herr W. Fiebig)
- 15. 12. 1984 Führung durch die Sonderausstellung „150 Jahre Flurneuordnung und Dorfgestaltung im Braunschweigischen“ (Dipl.-Ing. R. Schraepfer), die anlässlich des Jubiläums des Amtes für Agrarstruktur im Braunschweigischen Landesmuseum stattgefunden hat.

Die Jahreshauptversammlung wurde am 8. 3. 1984 in der Universitätsbibliothek der Technischen Universität abgehalten. Abgesehen von der üblichen Berichterstattung über das Vereinsjahr (Dr. D. Brandes als 2. Vorsitzender in Vertretung des 1. Vorsitzenden Ltd. Bibliotheksdirektor Professor Dr. J. Daum), die Planungen für die Studienfahrten des nächsten Vereinsjahres (R. Steding), dem Kassenbericht und dem Kassenvoranschlag (Frau E. Henning als Schatzmeisterin) würdigte Professor Dr. J. Daum noch einmal mit Dankbarkeit die Spendenfreudigkeit der Vereinsmitglieder für die Aktion „Rettet das Evangeliar Heinrichs des Löwen“.

Der Vorstand unseres Vereins hielt im Berichtszeitraum 5 Sitzungen ab, in denen vornehmlich Fragen, die mit dem Veranstaltungsprogramm zusammenhängen, erörtert wurden. Außerdem wurden Einzelprobleme des Natur- und Denkmalschutzes erörtert sowie die Beziehung zum Niedersächsischen Heimatbund. Dessen Geschäftsführer nahm an der Vorstandssitzung am 14. 11. 1984 teil. Diskutiert wurde gemeinsam vor allem über die vom Niedersächsischen Heimatbund in Braunschweig vorgeschlagene Regionaltagung sowie die Zeitschrift „Niedersachsen“, das Verbandsorgan des Niedersächsischen Heimatbundes.

Die Vereinszeitschrift „Braunschweigische Heimat“ erschien im gewohnten Umfang von 132 Seiten, aus Gründen der Kostenersparnis aber in nur drei anstelle von im allgemeinen vier Heften.

Mechthild Wiswe

Neues heimatliches Schrifttum

Ernst-Rüdiger Look u. a. Geologie und Bergbau im Braunschweiger Land. Geologische Wanderkarte 1:100000 und Dokumentation dazu. (= Geologisches Jahrbuch Reihe A. Heft 78). Hannover: Bundesanstalt für Geowissenschaften 1984. In Kommission: E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung Stuttgart. Karte: Vertrieb und Vertriebsnachweis: Stadtverwaltung Königsutter.

472 S., zahlreiche Schwarzweißabb., Karte in Farbdruck. 4° – Brosch.

Angeregt und unterstützt durch das Kuratorium der Otto Klages Sammlung in Königsutter konnte mit der vorliegenden Publikation durch

den Enthusiasmus des Hauptautors sowie durch das intensive Zusammenwirken vieler Sachkenner und Förderer diese auf ihrem Gebiet umfassende Dokumentation nicht nur erarbeitet werden, sondern auch in angemessener Form publiziert und zu einem verhältnismäßig günstigen Preis in den Handel gebracht werden. Dieser gilt insbesondere für die auch einzeln erhältliche Karte.

Nicht nur der Fachmann kann dankbar sein für diese Veröffentlichung, sondern vor allem der Laie. Wird ihm doch erst dadurch die Möglichkeit gegeben, sich in angemessener Form – auch vor Ort – genauere Kenntnis von der interessanten

Erdgeschichte unseres Raumes zu erwerben. Insbesondere die Wanderkarte sollte man bei Exkursionen in unserem Raum stets mit sich führen.

Der Braunschweiger Raum zeigt in seinen einzelnen Teilen ein recht abwechslungsreiches geologisches Bild, in dem alle Formationen der Erdgeschichte von der frühen Zeit, vom Paläozoikum, bis hin zur Erdneuzeit, dem Quartär, sich finden lassen. Die an sich schon mannigfachen natürlichen Gegebenheiten werden ergänzt durch jene Erscheinungen, die auf menschliche Einwirkung zurückgehen, wie die ehemaligen Bergwerke, Steinbrüche und Tongruben, um die wichtigsten Phänomene zu nennen.

Geologische „Raritäten“ sind in beachtlicher Zahl in unserem Raum zu finden. Hingewiesen sei hier nur auf die in unserer Publikation ausführlich dokumentierte klassische „geologische Quadratmeile“ am nördlichen Harzrand, in der auf kleinem Raum Gesteine der Erdschichten vom Erdaltertum bis zur Erdneuzeit an die Oberfläche treten.

Besonders lange schon haben Laien und Forscher sich mit der Geologie unseres altbesiedelten Raumes unter den Aspekten und Möglichkeiten ihrer Zeit beschäftigt. So liegen von hier außerordentlich viele Einzelstudien vor, wie das umfangreiche Literaturverzeichnis der Publikation (S. 435–467) ausweist. Diese selbst hat sich zum Ziel gesetzt, möglichst umfassend die Geologie und die Nutzung der Lagerstätten durch den Menschen zu dokumentieren. Geologische Besonderheiten und Denkmale sind in die Karte eingetragen, auch archäologische Denkmale unter geologischen Gesichtspunkten einbezogen, so beispielsweise die Lübbensteine bei Helmstedt und die Wippsteine bei Groß Steinum. Während für die geologischen Wanderkarten anderer niedersächsischer Regionen die Kartenrückseite für derartige Erläuterungen ausreichte, finden wir auf der Rückseite unseres Blattes nur einen entsprechenden Kurzüberblick.

Das umfangreiche Erläuterungsmaterial dagegen wird in dem beigegebenen Textband ausbreitet. Dieser bietet in seinem ersten, nur kurzen Hauptteile die Ziele und das methodische Vorgehen der Arbeit dar sowie einen geologischen Überblick über das Gebiet und seine wichtigsten Lagerstätten. Es folgt der Hauptteil, der geordnet nach den Blättern des Kartenwerkes 1:25000 geologische Aufschlüsse und sonstige geologische Gegebenheiten dokumentiert. Die Einzelersei-

nung wird im Rahmen größerer Zusammenhänge erläutert. Vergleichsbeispiele ergänzen häufig das Bild. So etwa finden wir in Verbindung mit dem Erdölfeld Edesse-Ölheim eine Tabelle über die niedersächsischen Erdöl- und Erdgasvorkommen. Beigegeben ist jeweils ein verkleinerter Ausschnitt aus der Karte 1:25000 mit genauer Einzeichnung der Lage der beschriebenen Erscheinung. Wo notwendig, erläutern Profile, Schnitte, Skizzen und Tabellen den Einzelabschnitt, zu dem jeweils die spezielle Literatur angeführt ist.

Bleibt zu wünschen, daß Karte und Publikation eine möglichst weite Verbreitung finden, um Kenntnis und Verständnis der Erdgeschichte unseres Raumes zu fördern.

MWi

Dieter Matthes: Die Heiratsurkunde der Kaiserin Theophanu. Wolfenbüttel: Nieders. Staatsarchiv 1984. – 32 S. m. zahlreichen Schwarzweißabb. DIN A 4. – Kart.

Seit vielen Jahren setzt Archivoberrat Dr. Dieter Matthes vom Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel sich mit der sogenannten Heiratsurkunde der Kaiserin Theophanu von 972 auseinander, die seiner wissenschaftlichen Obhut anvertraut ist. Aus dieser intensiven Beschäftigung ist die kleine, so wohl gelungene Publikation erwachsen, mit der das Land Niedersachsen die Ausstellung der berühmten Urkunde in der Bonner Landesvertretung anlässlich des Internationalen Archivkongresses im Herbst 1984 dankenswerterweise begleitet hat.

Die Urkunde, eins der bedeutendsten Beispiele der ottonischen Hofkunst und zugleich der abendländischen Pergamentmalerei, gliedert sich in die Einleitung, die die Begründung der Ehe aus göttlicher Setzung belegt, einen weiteren Teil, der den Gang der Eheschließung nach deutschem und kirchlichem Recht umschreibt sowie die Güterschenkungen des Bräutigams Otto II. an seine Braut Theophanu.

Verfasser gibt im ersten Teil der Publikation ein Regest der Urkunde sowie den lateinischen Text in zweimaliger Wiedergabe, einmal – wie üblich – normalisiert, ein zweites Mal aber absatz-, zeilen- und buchstabengetreu in Verbindung mit einer Abzeichnung der Urkunde, die A. Lange in kongenialer Form geschaffen hat. So wird der sowohl in formaler wie in inhaltlicher Hinsicht kunstreiche Aufbau des Diploms augenfällig. Der

zweite Teil unserer Schrift erörtert Inhalt, Aufbau und Bedeutung der Urkunde unter allen wesentlichen Gesichtspunkten bis hin zu einem Bericht über die Ergebnisse einer Analyse der Farben und der Vergoldung, die 1966 im Münchener Doerner-Institut durchgeführt werden konnte.

Der prachtvollen Urkunde entspricht die noble, drucktechnisch außerordentlich gelungene Gestaltung der übrigens sehr preiswerten Schrift. Auf Goldgrund sind auf dem Umschlag die Gesamturkunde sowie ein Ausschnitt aus ihrem unteren Teil mit Löwen-Medaillen und Kaiser-Monogrammen in originaler Farbigkeit wiedergegeben, im Inneren des Heftes aber finden sich ergänzend zum Text wesentliche Einzelabbildungen, teils als Nachzeichnungen, teils auf Grund von Fotoreproduktionen.

MWi

Heinz Röhr: *Stift und Stadt Königs-lutter in zeitgenössischen Darstellungen*. Königs-lutter: Buchhandlung Kurt Kolbe 1984. 96 S., 23 Abb., darunter mehrere Ausschnitte aus Karten und Plänen. – Brosch. 4°.

Auge und Ohr des Zeitgenossen lassen die Besonderheiten einer Epoche oft wesentlich unmittelbarer und lebendiger erstehen als die Worte des spätgeborenen Historikers. Dafür liefert die hier anzuzeigende Publikation viele sprechende Beispiele. Heinz Röhr, Stadtarchivar von Königs-lutter hat darin 52 Texte unterschiedlicher Form und unterschiedlichen Charakters über Stift und Stadt Königs-lutter zusammengestellt und kurz kommentiert. Es überwiegen darunter Urkunden und andere Texte rechtlichen Inhalts. So steht am Beginn eine Übersetzung der Urkunde über die Stiftsgründung von 1135. Aber auch die Stadtrechtsurkunde von 1474 und die Niederschrift des „Echtedings“ von 1474/1585 sind enthalten. Einen breiten Raum nehmen auch Auszüge aus interessanten Verordnungen ein, die das gemeindliche Leben regelten. So sind ein Armenreglement von 1744 und die Schulordnung von 1760 wiedergegeben. Andere Abschnitte beschäftigen sich mit Zeitereignissen besonderer Art, so etwa mit „Revolutionären Umtrieben“ im Jahre 1848 und mit „Königs-lutter in den Tagen der Kapitulation“ am Ende des Zweiten Weltkrieges in Zeitungsberichten. Daneben kommen nicht zu kurz Ausschnitte aus persönlich gefärbten Erinnerungen, wie beispielsweise Erinnerungen des Malers Johann Heusinger von 1834 an die Aufenthalte bei seiner Schwester in Königs-lutter.

Ein genauer Quellennachweis und sorgsam ausgewähltes Bildmaterial runden das Bändchen ab. Auf Grund seiner angenehmen typographischen Gestaltung ist dieses auch als Geschenk geeignet.

MWi

Rudolf Kleinert: *Das Stadtbild Helmstedts Spiegel einer christlichen Frömmigkeitsgeschichte*. Helmstedt: Selbstverlag des Verfassers 1984. 64 S. 63 Abb. – Geheftet. DIN A4.

Pfarrer a. D. Rudolf Kleinert, dem Helmstedt bereits seit vielen Jahren zur Wahlheimat geworden ist, wertet in der vorliegenden Schrift langjährige Beobachtungen aus und läßt so den reichen Bildschmuck, den vergangene Epochen in der ehemaligen Universitätsstadt hinterlassen haben, vor uns erstehen. Nicht nur christliche Darstellungen sind berücksichtigt, sondern auch profane, so etwa die Gemälde der Rathäuser.

Einleitend gibt R. Kleinert eine Auswahl literarischer Zeugnisse zur Charakteristik Helmstedts aus dem 18. bis 20. Jahrhundert wider. Von besonderem Interesse sind darunter die Äußerungen Rudolf Kleppers, der in unserer Stadt Vorstudien für einen Roman getrieben hat. In den ersten Kapiteln werden der Bildschmuck und die Inschriften einzelner Gebäude erörtert, des Alten und des Neuen Rathauses, des Rohrschen Hauses von 1568 und des Klosterbezirks St. Ludgeri. Weitere Abschnitte beschäftigen sich mit den für Helmstedt „entscheidenden“ Wappen, mit Haus-sprüchen und mit Einzeldarstellungen aus der christlichen Kunst. Die Schrift bildet einen weiteren Baustein zur Aufhellung der Vergangenheit Helmstedts und erschließt gleichzeitig überlokalen Spezialuntersuchungen ein interessantes Quellenmaterial. Es wäre erwünscht, daß sich die Stadt Helmstedt der Publikation annehmen und in einer zweiten Auflage für eine typographisch angemessene Gestaltung finanziell Sorge tragen würde.

MWi

Wolfgang Kelsch: *Wolfenbüttel als alte Festungsstadt in zeitgenössische Ansichten*. Braunschweig: Braunschweigischer Geschichtsverein 1984. 32 S., 28 Abb. – Geheftet. DIN A4.

Der gegenwärtige Stand der Lokalforschung läßt es notwendig und nützlich erscheinen, diese in erster Linie durch detaillierte Spezialstudien voranzutreiben. Als beispielhafte Kabinettstücke sind in der Hinsicht die Arbeiten von Wolfgang Kelsch zur Geschichte der Stadt Wolfenbüttel anzusehen. Im Vordergrund steht da meistens – so auch in der hier anzuzeigenden Veröffentlichung – die Auslegung historischen Bildmaterials.

Bereits 1963 hatte der verdienstvolle Friedrich Thöne einen populären Beitrag zum Thema „Festungstore Wolfenbüttels“ vorgelegt, den Kelsch jetzt ausgeweitet und ergänzt hat. Einleitend gibt Verfasser einen Überblick über die politischen und architektur-theoretischen Voraussetzungen sowie die militärischen Gegebenheiten, in denen die Anlage der Festung Wolfenbüttel gründet. Daran schließt sich die Diskussion des Bildmaterials an, beginnend mit dem berühmten Holzschnitt Lukas Cranachs des Älteren.

Es wird die Entwicklung des Festungsbaus anschaulich vor Augen geführt bis hin zur Schleifung der Anlagen in den Jahren 1803/04.

MWi.

Kurt Hasselbring: Geschichte der Asseburg und des Dorfes Burgdorf [bei Salzgitter-Lebenstedt]. Burgdorf: Selbstverlag der Gemeinde 1984. 92 S. mit zahlreichen Schwarzweißabb. DIN A 4. – Brosch.

Anläßlich der 1000. Wiederkehr der Ersterwähnung der Asseburg von Burgdorf im Jahre 1984 legt Kurt Hasselbring die von ihm von langer Hand vorbereitete, hier anzuzeigende Ortschronik vor, die die enge Verflechtung von Dorf und Gut anschaulich zeigt. Übersichtlich in kleine, in sich geschlossene Kapitel gegliedert, breitet der Verfasser in auch dem Laien leicht eingängiger Form ein umfangreiches, sorgfältig durchgearbeitetes Material aus, das er zum Teil aus entlegenen Quellen geschöpft hat. Dankenswerterweise wird die Geschichte des Dorfes eingebettet in größere historische Zusammenhänge dargestellt. Die Entwicklung der Siedlung und ihrer Landwirtschaft nimmt den einen Hauptteil der Arbeit ein. Darin werden die sozialen Differenzierungen im Wandel der Zeit ebenso verdeutlicht wie die Abfolge der Besitzer der einzelnen Höfe verzeichnet ist. Zu den in dem Band aufgeführten Flurnamen hätte man sich eine Übersichtskarte und Erläuterungen gewünscht.

Der zweite Hauptteil der Arbeit handelt von der Einwirkung politischer Geschehnisse auf das Dorfleben sowie von den traurigen und freudigen Ereignissen im Dorf, so von den Dorfbränden und ihrer Bekämpfung, aber auch von anderen Notzeiten. Leider kommt die jüngste Vergangenheit bei Hasselbring ein wenig zu kurz. So vermißt man Abschnitte über das Vereinsleben sowie über etwa noch vorhandene oder erst jüngst ausgestorbene Sitten und Bräuche. Schade auch, daß keine Proben der niederdeutschen Ortsmundart in den Band aufgenommen sind.

Bürgermeister Wilhelm Spengler hat einige Anekdoten beigezeichnet, die den Schluß des Bandes bilden.

Der beachtlichen Leistung des Verfassers wird bedauerlicherweise das äußere Bild des Buches nur sehr begrenzt gerecht: Das Druckbild erschwert die Lesbarkeit, während die Aussagekraft der Abbildungen unter ihrer schlechten Reproduktion leidet.

MWi

Heinrich Heike-Cramm: Blick in die Vergangenheit eines Dorfes. Ernstes und Heiteres aus Groß Gleidingen. Groß Gleidingen: Selbstverlag des Verfassers 1984. 46 S., 11 Zeichnungen. Kart. – 4°.

Der eifrige Erforscher der Vergangenheit seines Heimatortes Groß Gleidingen und Förderer der Erhaltung der dörflichen Eigenart legt in dem inhaltlich außerordentlich abwechslungsreichen Bändchen ein Ergebnis seiner vielfältigen Bemühungen vor. Während der erste Teil des Bandes nach einer Einführung in die Geologie und Urgeschichte des Raumes ausgewählte Themen zur Ortsgeschichte in zehn Kapiteln sachgerecht darstellt, umfaßt der zweite Teil sechs plattdeutsche kleine heitere Stücke, teils in Prosa, teils in gereimter Form. Diese charakterisieren mit hintergründigem Humor in trefflicher Weise das alte dörfliche Milieu und die Mentalität der Landleute im Braunschweigischen, so wie man sie mitunter noch heute erleben kann.

Im ersten Teil des Bandes sind besonders wertvoll jene Abschnitte, zu denen der Verfasser eigene Erfahrungen und Berichte von Augenzeugen heranziehen konnte, so das Kapitel über die Bombardierung Groß Gleidingens 1944 und das über das traurige Zugunglück des gleichen Jahres. Auch über das Ende des Zweiten Weltkrieges in Groß Gleidingen wird anschaulich berichtet.

Eine Titelvignette von Wilhelm Krieg sowie Zeichnungen von Fritz Rehbein und Robert Cramm ergänzen die Texte.

MWi

Bilderchronik (Salzgitter-)Lesse. Hrsg. vom Kirchenvorstand Lesse. (Salzgitter-Lesse: Selbstverlag 1984). 242 S., ca. 610 Abb., 1 farb. Ortsplan. – Leinwand. 2°.

In der Regel ist das reiche Fotomaterial, das in den letzten 150 Jahren zunehmend entstanden ist und das so treffend das alte dörfliche Leben in seiner ganzen Mannigfaltigkeit charakterisiert, nur weit verstreut in Privatbesitz überliefert und so einem allgemeinen Zugriff entzogen, obendrein aber dadurch besonders dem Untergang anheimgegeben. Da kann man eine Publikation wie die vorliegende, die eine vortreffliche historische Fotodokumentation von Salzgitter-Lesse bietet, nicht hoch genug einschätzen.

Erwachsen aus einer entsprechenden Ausstellung anlässlich eines Gemeindefestes der ev.-luth. Kirchengemeinde, hat ein an diese angebundener Arbeitskreis aus fünf engagierten Mitarbeitern, darunter dem Ortspfarrer, nicht nur in mühseliger Kleinarbeit das Material zusammengetragen und gesichtet, sondern auch in angemessener Weise geordnet und so kommentiert, daß auch der „Nichtleser“ großen Gewinn aus der Publikation zieht. Über 600 Fotos sind reproduziert, das älteste ein Hochzeitsbild von 1857! In neun Kapiteln werden nach Geleitworten des braunschweigischen Landesbischofs und des Oberbürgermeisters von Salzgitter sowie einer Einleitung alle wesentlichen Bereiche des Dorflebens abgedeckt, beginnend mit einem historischen Überblick. Neben Abschnitten über Kirche und Schule sind die Entwicklung der Landwirtschaft, Handwerk und Handel, aber auch das Vereinsleben ausführlich berücksichtigt.

Ein Kapitel ist besonderen Ereignissen vorbehalten. Daneben ist die Baugeschichte einzelner Höfe dokumentiert sowie das verlassene Dorf Nienstedt bei (Salzgitter-)Lesse.

Der beigegebene Dorfplan enthält dankenswerterweise die Brandkassennummern und wird so auch späteren Benutzern die Zuordnung einzelner Bilder erleichtern.

Beste Anerkennung für die Bearbeiter dürfte sein, daß die Auflage des Bandes in ganz kurzer Zeit fast vergriffen war.

M. Wiswe

Zwanzig Jahre Verein für Heimatgeschichte Walkenried und Umgebung e. V. 1964–1984. Hrsg. von ebd. Verein. Walkenried: Herausgeber 1984. 52 S., 7 Schwarzweißabb. – Brosch.

Das Heft umfaßt drei Beiträge von Mitgliedern der auf dem Gebiet der Heimatpflege in Walkenried und Umgebung so rührigen Familie Reinboth. W. Reinboth sen. und F. Reinboth haben gemeinsam eine Chronik der so lebhaften Vereinstätigkeit, deren einer Schwerpunkt die Publikationstätigkeit ist, zusammengestellt.

Es schließt sich ein instruktiver Beitrag von Dipl.-Ing. F. Reinboth an „Betrachtungen über Bau und Verfall der Klosterkirche zu Walkenried“. Reinboth weist nach, daß sich erste Verfallserscheinungen bereits etwa 100 Jahre nach der Schlußweihe der Kirche im Jahre 1290 zeigten und verfolgt dann die oft traurige Entwicklung des Bauwerks bis in die Gegenwart.

Den Beschluß der Broschüre bildet eine Untersuchung über „Die historische Wasserversorgung des Klosters Walkenried“ von Friedrich Reinboth. Die zum Kloster führende Wasserleitung gehört zu den wenigen mittelalterlichen technischen Anlagen, die im Südharz erhalten sind. Das Brunnenbecken dagegen, das im Bild überliefert ist, ist im Original verschwunden.

MWi

Sagen aus dem Salzgittergebiet. Zusammengestellt von Siegfried Schreuer. Sonderveröffentlichungen des Stadtarchivs Salzgitter. H. 3. Salzgitter 1984. Masch. vervielfältigt. 118 S. – Brosch DIN A4.

In der uralten Kulturlandschaft des Salzgittergebietes ist im Laufe der Zeiten ein reicher Sagenschatz entstanden, der von einzelnen Sammlern im Rahmen ihrer regional begrenzten Aufzeichnungen berücksichtigt worden ist. Auf Grund der unterschiedlichen Zugehörigkeit der Teile Salzgitters vor der Stadtgründung sind diese Überlieferungen an unterschiedlichem Ort publiziert. Daher ist dankbar zu begrüßen, daß Stadtarchivar Siegfried Schreuer die hier anzuzeigende Zusammenstellung vorlegt, die das gesamte Salzgittergebiet umfaßt. Ausgewertet sind dafür die bekannten regionalen Sagenveröffentlichungen von Th. Voges (1895), H. Blume (1917) und F. Zobel (1936) sowie einige überregionale Sammlungen. Vollständigkeit ist nicht zu erwarten. Zumindest

hätte man sich diese in der Bibliographie gewünscht. – Der Band sollte Anregung für die Heimatfreunde sein, nach bisher nur mündlich überlieferten Sagen und sagenhaften Geschichten zu forschen und diese aufzuzeichnen.

MWi

Wilhelm Pape: Vertell doch mol en betten Platt. Plattdeutsche Geschichten und Erinnerungen. Braunschweig: Jürgen Pape ³1981. 100 S. mit 10 Federzeichnungen von Jan Ehlers. DIN A 5. – Paperback.

Die Zeiten, in denen das Niederdeutsche – mißverständlich allgemein als Plattdeutsch bezeichnet – auf unseren Dörfern bei Hoch und Niedrig die Umgangssprache und das Hochdeutsche fast eine Fremdsprache war, sind längst dahin. Mußte da doch einst ein Schulrat, der bei einer Visitation sich bemühte, Schulanfängern die hochdeutsche Bezeichnung „Gänse“ für das Niederdeutsche „Gäuse“ beizubringen, bei seinem Fortgang vernehmen, wie ein „ABC-Schütze“ seinem Kameraden erklärte „Dä Onkel is aber detsch, de wett noch nich mal, dat dat Gäuse sind!“ Und unsere Landlehrer hatten Mühe, ihre Zöglinge ein einigermaßen einwandfreies Hochdeutsch zu lehren. Massenmedien und Verkehrsmittel haben da einen erheblichen Wandel geschaffen und das Niederdeutsche fast in die „gute Stube“ gebannt. Dabei hört man reines, von hochdeutschen Sprachelementen völlig freies Niederdeutsch nur noch recht selten. Diese Situation spiegelt sich wider in Titel und Inhalt des Büchleins, das anzuzeigen wir das Vergnügen haben. Das „betten Platt“, das der Herausgeber seinen Eltern zur Goldenen Hochzeit sinnig darbringt, führt den Leser in eine Welt, in der Spinnstube und Dorfkrug die einzigen Stätten waren, in denen die Dorfleute sich zusammenfanden, um ihre Sorgen auszukramen und auch, um harmlose Streiche zum besten zu geben oder auch auszuhecken. Fahrrad und Auto erschienen in dieser Welt fast als Fremdkörper. Radfahren war der einzige Sport. Dieser – wie manches besondere Ereignis gab Veranlassung zu den oft ausgelasse-

nen Festen, die dann die Alltagssorgen und die den heutigen Menschen kaum noch faßbare tägliche Mühsal vergessen ließen, wie unser Büchlein so anschaulich zu erzählen weiß.

Das Gadenstedter („Gonstiesche“) Platt wird dem Leser durch hochdeutsche, eingefügte Erklärungen und ein angefügtes Wortverzeichnis leichter verständlich. Ein feiner, liebenswerter Humor durchzieht das lebendige Volkskunde atmende Werkchen. Das alles macht die Lektüre zu einem vergnüglichen Genuß für jeden Heimatfreund. Dafür spricht auch die Tatsache, daß die hier vorliegende Ausgabe bereits die dritte Auflage der Schrift ist. Die Texte werden begleitet durch vergnügliche Illustrationen.

Hans Wiswe.

Hans Gransow: Literaturwürdigung in Braunschweig. Zwei Beispiele. – Dreißig Jahre bibliophile Schriften der Literarischen Vereinigung Braunschweig. Zur Geschichte des Wilhelm-Raabe-Preises der Stadt Braunschweig. Braunschweig: Literarische Vereinigung (1984). 48 S., zahlreiche Abb. – Pappbd. 8°.

In dreißig Jahren hat die Literarische Gesellschaft 30 kleine Schriften in bibliophiler Gestaltung als Jahresgaben herausgebracht. Es sind Arbeiten bekannter und weniger bekannter Literaten, die in irgendeiner Beziehung zu Braunschweig stehen, etwa Briefe des berühmten G. E. Lessing, Knigges Reise nach Braunschweig, aber auch Schriften von J. H. Campe, eine Erzählung von H. E. Nossack und ein Werk von Max Frisch. So ergeben sich interessante Einblicke in das kulturelle und literarische Leben vornehmlich des alten Braunschweig. H. Gransow charakterisiert die einzelnen Bändchen inhaltlich und würdigt ihre ästhetisch so befriedigende Gestaltung, die in Händen von Dozenten der HBK gelegen hat (H.-D. Buchwald, H. R. Billeter).

Im zweiten Beitrag des Bändchens erörtert Gransow den „Werdegang“ des Wilhelm-Raabe-Preises. In Verbindung damit werden die Preisträger kurz vorgestellt. – Ein lesenswertes Werk, das einen guten Einblick in die Förderung der Literatur in Braunschweig bietet.

MWi.

Nachtrag: Die Zeichnungen zu dem Aufsatz „Braunschweig im Wandel – 1800–1984“ von Professor Dr.-Ing. Justus Herrenberger (BS. Heimat, Jg. 70, S. 105 ff.) sind Nachzeichnungen von Zeichnungen aus der Dissertation „Die Toranlagen Peter Joseph Krahes in Braunschweig. Masch.-Schr. Braunschweig 1949.

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: 3300 Braunschweig, Mönchstraße 1 – Schriftleitung: Dr. M. Wiswe, 3300 Braunschweig, Kälberwiese 13c – Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag, Braunschweig – Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

71. Jahrgang

Juni 1985

Heft 2

Zur Straßenbenennung in Braunschweig seit 1945

Von Herbert Blume

1. Allgemeines

Die vier Jahrzehnte vom Ende des Zweiten Weltkrieges bis heute haben für Braunschweig – wie für andere Städte auch – einen Zuwachs an Straßennamen mit sich gebracht, wie ihn keine Epoche vorher erlebt hat. Das Braunschweiger Adreßbuch von 1870¹⁾ verzeichnet 202 Namen von Straßen und Plätzen,²⁾ das von 1914³⁾ bereits 408, für das Jahr 1939⁴⁾ sind 815 Namen registriert, das Adreßbuch von 1984/85⁵⁾ schließlich kennt nicht weniger als 1889 Straßennamen. Damit ist die Anzahl der neu hinzugekommenen Straßennamen im Zeitabschnitt (1939)/ 1945–1985 deutlich höher als in jeder der beiden vorausgegangenen Epochen (1870–1914; 1914–1939). Dies gilt auch dann noch, wenn man berücksichtigt, daß ein beträchtlicher Teil des Zuwachses auf die Eingemeindungen der 30er Jahre (Gliesmarode, Lehn Dorf, Melverode, Ölper, Querum, Riddagshausen, Rühme) und der 70er Jahre (Bevenrode, Bienrode, Broitzem, Dibbesdorf, Geitelde, Harxbüttel, Hondelage, Lamme, Leiferde, Mascherode, Rautheim, Rüningen, Schapen, Stöckheim, Thune, Timmerlah, Völkenrode, Volkmarode, Waggum, Watenbüttel, Wenden) zurückgeht.

Soweit sich die Namenforschung – als ein Zweig der Sprachwissenschaft – für Straßennamen interessiert hat, ist dies zumeist unter historischem Gesichtspunkt geschehen. Man war bestrebt, Herkunft und Bedeutung der Straßennamen einer Stadt zu ermitteln und zu erläutern. Stadtgeschichtliche und sprachgeschichtliche Forschung gingen dabei Hand in Hand, und der Nutzen solcher Arbeiten nicht nur für den engen Kreis der Fachleute ist stets groß gewesen. Das Standardwerk für die Geschichte der Straßenbezeichnungen Braunschweigs innerhalb der Wälle ist nach wie vor Heinrich Meiers Arbeit über „Die Straßennamen der Stadt Braunschweig“ (Wolfenbüttel 1904), ein Buch, das einen Neudruck verdiente. Dort findet sich Auskunft (u. a.) über die ursprüngliche Bedeutung von Namen, die uns Heutigen nicht mehr ohne weiteres verständlich sind, wie *Echternstraße*, *Nickelnkulk*, *Radeklint*, *Stobenstraße* genauso wie über die weniger rätselhaften Namen vom Schlage *Lange*, *Breite*, *Neue Straße*. Monika Zeidlers populäre Darstellung „Mauernstraße, Klint und Werder ...!“ Markt- und Straßennamen in Braunschweig“ (Braunschweig 1981) basiert zu guten Teilen auf Meiers Buch.

Verständlicherweise kann historisch orientierte Forschung dem Sachverhalt, daß die Straßen außerhalb der mittelalterlichen Mauern meist so durchsichtige Namen wie *Goethestraße*, *Wachtelstieg*, *Ligusterweg* oder *Donaustraße* tragen, wenig Interesse abgewinnen. Die Bedeutung dieser Namen braucht niemandem erklärt zu werden. Indessen heißt dies nicht, daß die Straßennamengebung der jüngeren Zeit für die Sprachwissenschaft insgesamt uninteressant wäre. Im Gegenteil. Straßennamengebung ist eines der wenigen Gebiete des Wandels einer Sprache, in dem behördlich gelenkte Wortbildung stattfindet, und daher schon als Sonderfall von Interesse. Zudem handelt es sich um eine Spielart öffentlich gelenkter Wortproduktion, bei der die Sprachbenutzer nicht umhinkönnen, die Wortbildungsprodukte auch wirklich zu benutzen. Im Gegensatz hierzu kann sich der einzelne in fast allen anderen Bereichen des sprachlichen Alltagslebens den dort neugeschaffenen Wörtern wenigstens in einem gewissen Maß entziehen, sofern er die Neuwörter als unschön, mißglückt oder gar als falsch gebildet empfindet oder wenn sie für ihn mit unangenehmen Assoziationen behaftet sind: er verwendet solche Wörter dann einfach nicht. Dieser Ausweg ist bei Straßennamen nicht möglich: man kommt nicht darum herum, sie zu verwenden. Grund genug für die Behörden, bei der Namenfindung sorgfältig zuwege zu gehen.

Es gibt noch einen Anlaß zu besonderer behördlicher Sorgfalt bei der Findung und Vergabe von Straßennamen. So wie Sprachen ganz allgemein nicht bloß dem Informationsaustausch und dem zwischenmenschlichen Handeln dienen, sondern auch Instrument der Selbstidentifikation des Menschen sind (daß wir deutsch sprechen, genauer noch: meist ein dialektal auf bestimmte Weise gefärbtes, lokalisierbares Deutsch, das ist ein Stück von uns selbst), so kann auch der Name des Wohnortes eines Menschen für ihn zu einem Stück Identität werden. In diesem Sinne ist bekanntlich *Wolfsburg 12* nicht dasselbe wie *Fallersleben*. Entsprechendes kann auch für Straßennamen gelten. Aus diesem Grunde (und aus volkswirtschaftlichen Gründen, die sich von selbst verstehen) können Straßennamen nicht ohne Not wieder verändert werden, wenn sie erst einmal gegeben sind. Daß die Gemeinden sich ihrer Verantwortung für die sprachliche „Gediegenheit“ und „Stimmigkeit“ ihrer Wortbildungsprodukte auch bewußt sind, läßt die Existenz eines – wenn auch sehr knapp gehaltenen – „Musters (Verwaltungsvorschriften) für die Straßenbenennung“ des Deutschen Städtetages vermuten.

Aufgabe der Sprachwissenschaft ist es in diesem Zusammenhang (sofern sie sich nicht auf die Position bloßer Beobachtung und Beschreibung der Verhältnisse zurückziehen will), die namengebende Tätigkeit der Gemeinden sprachkritisch und sprachpflegerisch zu begleiten und zu kommentieren. Ideal wäre selbstverständlich eine Zusammenarbeit vor dem jeweiligen Taufakt. Solange es sie vor Ort nicht gibt, muß der kritische Kommentar im nachhinein genügen.

Im folgenden kann nicht versucht werden, die Geschichte der Straßenbenennungen in Braunschweig von 1945 bis heute aus sprachlich-sprachwissenschaftlicher Sicht insgesamt nachzuzeichnen. Auf den wenigen Seiten dieses Aufsatzes wird es lediglich darum gehen können, an einigen markanten Beispielen zu illustrieren, wie sich in Braunschweigs jüngerer Straßennamengeschichte Geglücktes mit Mißlungenem mischt.

Blickt man auf die Anlässe, die seit 1945 für die Neu- oder Umbenennung von Straßen und Plätzen bestimmend gewesen sind, so lassen sich drei Gruppen unterscheiden.

a) Umbenennung als Akt der Reinigung und Wiedergutmachung

Nach dem Untergang des nationalsozialistischen Regimes im Frühjahr 1945 waren dessen ideologische und martialische Spuren, soweit sie sich in Straßennamen verfestigt hatten, zu beseitigen. Der *Adolf-Hitler-Platz* wurde wieder zum *Friedrich-Wilhelm-Platz*, die *Hermann-Göring-Allee* wieder zur *Herzogin-Elisabeth-Straße*,⁶⁾ das gesamte *Fliegerviertel* zu einem *Malerviertel*, sogar die nach dem Ort Lauterbach genannte *Lauterbacher Straße* wurde in *Koblenzer Straße* umbenannt, um nicht unnötig die Erinnerung an den „Gauleiter“ des „Gaus Südhannover-Braunschweig“, Lauterbacher, heraufzubeschwören. Zugleich setzte man einigen jener Braunschweiger Politiker, die in den Jahren der nationalsozialistischen Diktatur Schlimmes und Schlimmstes hatten erleiden müssen, ein Denkmal, indem man eine Straße nach ihnen benannte. So wurde die *Kaiser-Wilhelm-Straße* zur *Jasperallee*, die *Hagenstraße* zur *Steinbrecherstraße*, die *Admiral-Scheer-Straße* zur *Mergesstraße*.

b) Namenneubildung in Neubaugebieten

Die großen, geschlossenen Neubaugebiete Braunschweigs in den 60er und 70er Jahren sind vor allem der *Heidelberg*, der östliche, neue Teil von *Melverode*, das *Kanzlerfeld* sowie die *Weststadt*. Besonders in diesen Gebieten läßt sich Bemühen der Stadt um Homogenität der Straßennamen erkennen. Hinzu kommen die vielen Straßen, die als einzelne oder in kleineren Gruppen in den jeweils noch vorhandenen Bebauungslücken angelegt worden sind und die alle einen Namen brauchten.

c) Umbenennungen zur Dubletten-Beseitigung

Die Eingemeindungen von 1974 machten es erforderlich, zur Vermeidung des mehrfachen Vorkommens von Straßennamen in den nunmehr zu Stadtteilen gewordenen Dörfern und in der „Kernstadt“ eine größere Zahl von Straßen umzubenennen. Betroffen waren hiervon z. B. die *Hauptstraßen* ehemals autonomer Dörfer, aber auch Dutzendnamen vom Typ *Goethestraße*.

2. Zur Semantik Braunschweiger Straßennamen

Wie alle Namen haben Straßennamen mit den übrigen Wörtern einer Sprache eines gemeinsam: sie sind Sprachzeichen und bestehen als solche aus zwei Komponenten: einer semantischen Komponente (Inhaltsseite) und einer lautlich-morphologischen (Ausdrucksseite). In dieser Zweiseitigkeit ihrer Struktur gleichen Namen (*nomina propria*) und Gattungsbegriffe (*nomina appellativa*; Typ *Tisch*, *Stuhl*, *Liebe*) einander. Der Unterschied zwischen *Propria* und *Appellativa* liegt in der Anzahl der Gegenstände, auf die wir uns vermittels dieser Ausdrücke beziehen können: während die Anzahl der Tische und Stühle auf dieser Welt unübersehbar groß ist, ist die Anzahl der Nickelnkulke und Altewiekringe gleich 1. Dies stellt den Idealfall dar; Goethestraßen gibt es insgesamt zwar viele, aber in der Regel pro Stadt nur eine. Die primäre Funktion von (Straßen-)Namen ist es also, Gegenstände in ihrer Individualität mit (idealerweise) einem einzigen Wort eindeutig zu bezeichnen. Natürlich kann man die Lage und damit die Identität einer Straße auch mit vielen Worten und Sätzen und ohne Kenntniss ihres Namens eindeutig kennzeichnen. Das tun wir z. B., wenn wir jemandem den Weg beschreiben. Jedoch ist dies ein für die meisten Situationen viel zu unökonomisches Verfahren. Wir brauchen also Namen.

Hauptfunktion von Straßennamen ist somit die ökonomische und eindeutige Unterscheidung (Distinktion) von Straßen. Gegen die daraus sich ergebende Regel, daß jeder Straßename in jeder Stadt nur einmal vergeben sein sollte, wird nur in Städten verstoßen, die wesentlich größer als Braunschweig sind: in Berlin etwa gibt es mehrere Bahnhof-, Charlotten-, Schillerstraßen usw. Als das scheinbar einfachste Distinktionsverfahren könnte man sich theoretisch eine Durchnummerierung der Straßen bzw. ein alphanumerisches Verfahren vorstellen. Praktiziert werden solche Verfahren jedoch aus guten Gründen nur in Städten mit schachbrettartiger Bebauungsstruktur (Mannheim, New York) oder in peripheren Bereichen sonst eher „wildwüchsiger“ Städte (wiederum in Berlin gibt es den Straßennamentyp *Straße 125*). Einfach wäre dieses Verfahren überhaupt nur für den kommunalen Namensgeber, keineswegs für den Benutzer eines solchen Benennungssystems. Wo kein rasterförmiges Straßennetz vorliegt, wären wir mit unserem Zahlengedächtnis wohl bald am Ende.

Das Gedankenspiel macht jedoch eines deutlich: Die Straßennamen unserer Zeit sind im Regelfall arbiträr gewählt. Namen wie *Kleiststraße*, *Milanweg* oder *Dresdenstraße* sagen über Lage, Zweck oder Beschaffenheit einer Straße so wenig aus, wie eine bloße Ziffer es tun würde. Zwischen Name und Sache besteht bei heutigen Straßennamen kein wesenhafter Zusammenhang, zumindest nur in Ausnahmefällen wie etwa *An der Bahn* in Bienrode. Moderne Straßennamen sind nur selten sachmotiviert.

Das war im Mittelalter anders. Die Straßen trugen ihre Namen z. B. nach ihren sichtbaren Eigenschaften (*Lange, Neue, Breite Straße*), nach den Stadttoren, zu denen sie führten (*Fallersleber Straße, Wendenstraße*), nach Berufsgruppen, deren Arbeitsplatz an ihnen konzentriert war (*Stobenstraße, Radeklint, Knochenhauerstraße*) usw. Motiviertheit des Straßennamens als durchgängiges Prinzip kann es jedoch nur im überschaubaren, geordneten Bezirk innerhalb der Stadtmauern geben. Wo immer Städte über ihren mittelalterlichen Festungsring hinausgewachsen sind, hat man das Motiviertheits-Prinzip nur ausnahmsweise bei einzelnen Straßen bewahren können, vor allem bei den Ausfallstraßen (*Wolfenbütteler Straße, Helmstedter Straße*) und durch Übernahme von Flurnamen als Straßennamen (*In den langen Äckern, Am Lehmannger*).

Nicht Motiviertheit, sondern Arbitrarität ist also das unausweichlich dominierende semantische Prinzip bei der Straßennamengebung unserer Zeit. Anders gewendet: Die Expansion der Städte schafft einen immensen Freiraum für namensgeberische Gestaltung, den es verantwortlich auszufüllen gilt.

Als die wichtigste Aufgabe solcher Gestaltung darf man (abgesehen vom fundamentalen, aber damit auch zugleich trivialen Zweck der Straßen-Unterscheidung) die Entwicklung eines für die jeweilige Stadt charakteristischen Gefüges von Straßennamen, einer Namenslandschaft ansehen. So wie eine Stadt sich in ihrem architektonischen Gesamtbild in ihrer Unverwechselbarkeit präsentiert (oder dies doch zumindest tun möchte), so gibt es auch eine Ensemblewirkung des Straßennamengefüges einer Stadt, dessen überlegte Gestaltung ein Akt städtischer Kulturpflege ist. Wenn „kulturelle Eigenart“ und „Unverwechselbarkeit“ einer Stadt wichtige Ziele so verstandener kulturpflegerischer Straßennamengebung sein sollen, dann kommt denjenigen Namen eine besondere Bedeutung zu, die Bezüge zu autochthonen Gegebenheiten herstellen, d. h. die den Straßennamenbenutzer an lokale oder regionale bzw. lokal- oder regionalhistorische Spezifika erinnern. Dieses Reservoir gilt es

auszunutzen. Die dabei theoretisch vorhandene Gefahr der Provinzialisierung der Straßennamenlandschaft besteht bei Städten von der Größe Braunschweigs in der Praxis nicht: die Anzahl der zu benennenden Straßen ist so groß, daß neben den *Hermann Riegel* und *Hermann Dürre* die *Goethe*, *Einstein* und *Beethoven* ohnehin immer zum Zuge kommen.

Unter dem Aspekt der Intensität ihrer Lokal- oder Regionalbezogenheit lassen sich unter den seit 1945 neu hinzugekommenen Straßennamen Braunschweigs folgende Gruppen unterscheiden.

a) Tier- und Pflanzennamen als Bestimmungswörter von Straßennamen

Straßennamen, deren Namenspatrone zu den Gruppen *Amsel*, *Drossel*, *Fink* und *Star* oder *Rosen*, *Nelken* und *Narzissen* gehören, klingen zugegebenermaßen meist hübsch, tragen aber zur kulturellen Profilbildung einer Kommune kaum etwas bei. Es gibt sie überall, selbst auf den kleinsten Dörfern. In Braunschweig hat man dieses wohl bequemste aller Benennungsmuster, das in seiner Unmotiviertheit der baren Durchnumerierung des Straßennetzes bedenklich nahekommmt, relativ wenig verwendet. Viele der Tier- und Pflanzennamen-Straßen sind durch die Eingemeindungen von 1974 hinzugekommen, d. h. sie befinden sich in den dörflichen Randgebieten der Stadt, wo ein *Aurikelweg* oder *Birkhahnweg* immerhin eine gewisse Motivation besitzen kann.

Braunschweig ist jedenfalls kaum der Versuchung erlegen, ganze Neubauviertel auf solche Weise zu benennen,⁷⁾ und die Not der Namenssuche war zum Glück auch noch nie so groß, daß man etwa, wie in anderen Städten geschehen, die Planeten, den Tierkreis oder gar den ganzen Sternenhimmel und den Olymp hat zu Gevatter bitten müssen, ebensowenig die Erdteile, die Ozeane, die Musen, die Mineralien oder die selteneren Arten aus Linné und Brehm. Solcherart weit hergeholte, in keinerlei Beziehung zu Ort und Geschichtlichkeit stehende Epitheta sollten erst dann verwendet werden, wenn alles Näherliegende, Beziehungsreiche, Autochthone bereits verbraucht ist. In dieser Hinsicht hat man sich in Braunschweig recht diszipliniert verhalten. Braunschweig als geschichtsreiche Stadt ist auf diesen Namensfundus allerdings auch viel weniger angewiesen als junge Städte wie etwa Wolfsburg oder Garbsen.

b) Stadt- und Flußnamen als Bestimmungswörter von Straßennamen

Die Straßen in den Neubaugebieten Heidberg, Melverode-Ost und Stöckheim-Süd tragen Bezeichnungen, die mit Hilfe von Städtenamen aus Thüringen, Sachsen, Anhalt, Brandenburg, Mecklenburg, Schlesien, Pommern und Ostpreußen gebildet sind. Die Straßennamen in der Weststadt weisen als Bestimmungsort Namen von Flüssen in der Bundesrepublik und der DDR auf. In diesen Stadtteilen sind dadurch Namenssysteme von nahezu völliger Geschlossenheit entstanden.

Prinzipiell besteht, was den Mangel an Motiviertheit eines Städtenamens angeht, kaum eine Differenz zwischen der Bemühung von Pflanzen, Tieren, Sternbildern usw. und dem Griff nach Städte- und Flußnamen. Unverkennbar ist im Falle der Städtenamen-Straßen (Typ: *Ascherslebenstraße*, *Romintenstraße*) allerdings ein politisches Konzept der Namensgebung, das sich je nach der Einstellung des Straßennamenbenutzers zu den Dingen entweder als „Erheben von Ansprüchen“ oder als „Erinnerung an Verlorengegangenes“ interpretie-

ren läßt. Wie man dazu auch immer stehen mag: Die Straßenbenennung trägt hier nationalpolitische, nicht regionale Akzente.

Im Detail ist die Namenvergabe ein wenig schief und ungerecht verlaufen. So gibt es bei den Haupterschließungsstraßen (die die Namen der Territorien tragen) wohl einen *Sachsen-damm* und einen *Thüringenplatz*, vorgesehen sind ein *Schlesiendamm* und auch ein *Ostpreußendamm*; *Mecklenburg*, *Brandenburg* und *Pommern* jedoch sind leer ausgegangen. Ähnlich ungleichgewichtig ist die Auswahl der aus diesen Territorien repräsentierten Städte: mecklenburgische und brandenburgische Städte kommen kaum vor.

Sind Straßennamen wie *Schweidnitzstraße* oder *Stolpstraße* auch nicht Ausdruck eines regionsbezogenen Gestaltungswillens, so sind sie doch aber deutliches Dokument nationalpolitischer Mentalitäten der 60er Jahre. Weder das eine noch das andere läßt sich von den etwa ein Jahrzehnt später entstandenen Fluß-Straßennamen der Weststadt (*Elbestraße*, *Werrastraße*, *Donaustraße*) behaupten. Diese Namenlandschaft nähert sich hinsichtlich ihrer Motiviertheit wieder sehr dem Amsel-Drossel-Fink-und-Star-Prinzip. Bestenfalls helfen solche Namen unseren geographischen Kenntnissen auf die Beine (Wo fließt doch schnell nochmal die *Lesum*?).

So willkommen vom Gesichtspunkt der Stadtplanung aus die Homogenität solcher Straßennamenlandschaften auch sein mag, so steril kann sie auch wirken. Geschlossenheit und Monotonie wohnen nahe beieinander. Einen Nachteil jedoch hat das flächendeckende Überziehen einer von Acker- und Weidelandschaft in Stadt verwandelten Landschaft allemal: die seit Jahrhunderten an den zu bebauenden Flächen haftenden Flurnamen werden unwiederbringlich zugeschüttet. Mikrostrukturell vollzieht sich hier bei den Flurnamen das, was Gebietsreformer und Bundespost Hand in Hand bei den Dorfnamen makrostrukturell betrieben haben: die Beendigung von Geschichte per Namenverordnung (*Gewissenruh* wird zu *Oberweser Soundsoviel*).

c) Flurbezeichnungen als Straßennamen

Wenn man von den wenigen genannten geschlossenen Straßennamenflächen absieht, ist man bei der Straßennamengebung im Braunschweig der Nachkriegsjahrzehnte allerdings durchaus behutsam verfahren, wenn es darum ging, vorhandene Flurbezeichnungen durch ihre Übernahme in Straßennamen zu retten. Das gilt sogar für den östlichen Teil der Weststadt (Beispiel: *Am Lehmanager*). Ein Blick in das gegenwärtige Straßenverzeichnis der Stadt zeigt, daß ehemalige Flurnamen einen bedeutenden Teil der Straßennamen ausmachen, und diese Namen stammen keineswegs alle aus der Erbmasse der 1974 eingemeindeten Dörfer, sondern sind oft Ergebnis städtischer Namengebung (*Am Rohrbruch*, *Im Gettelhagen* u. v. a. m.).

d) Personennamen als Bestimmungswort von Straßennamen

Kein anderer Namentyp dürfte so viele Möglichkeiten kontroverser Einschätzung des „Glückens“ oder „Mißglückens“ der Namengebung in sich bergen wie dieser, da sich (anders als beim Quasi-Numerieren der Straßen mittels Tier- und Pflanzennamen) im Falle der Stra-

ßenbezeichnungen, die mit Personennamen gebildet sind, immer auch die Frage stellen läßt, ob der Namenspatron eine solche Ehrung auch verdient habe. Je unumstrittener die Leistung oder das Lebenswerk der in Frage stehenden Persönlichkeit ist, desto weniger wird es zu Kontroversen kommen, desto näher rückt allerdings auch die Benennung (da es sich dann zumeist um Personen ohne regionalen Bezug handelt) an das Prinzip der bloß distinktiven, quasi numerierenden Benennung, die wenig zur kulturellen Profilbildung per Straßennamen beiträgt. Für die Zeit nach 1945 trifft dies z. B. auf die Straßennamen im Malerviertel zu, die zwar friedlichere Assoziationen erwecken als die vorherigen Flieger-Namen (*Dürerstraße* statt *Richthofenstraße*, *Kollwitzstraße* statt *Immelmannstraße*), deren Namenspatrone jedoch keine besondere Beziehung zu Braunschweig aufweisen.

Dennoch wäre es unklug, auf Namen dieses Typs (*Mendelssohn*-, *Hölderlin*-, *Max-Planck-Straße*) verzichten zu wollen. Sie gehören offensichtlich zum erwartbaren Bestand einer jeden Stadt. Es geht dabei sicherlich weniger um die „Ehrung“ der im Namen genannten Personen (die haben sie, unumstritten wie sie sind, gar nicht mehr nötig). Vielmehr dokumentiert eine Stadt durch derartige Straßenbenennungen ihr eigenes Verbundensein mit der nationalen, bisweilen internationalen Kulturgeschichte. Braunschweig hat sich in dieser Hinsicht kaum anders als andere Städte verhalten. Es wäre fruchtlos, im einzelnen darüber zu rechten, warum es z. B. eine *Mörke*-, aber keine *Drostestraße* gibt. Die Reihe der hier in Betracht kommenden Namen aus der Kulturgeschichte ist unabsehbar lang.

In diesem Zusammenhang ist eine weitere homogene Straßenlandschaft Braunschweigs, das Kanzlerfeld, zu erwähnen, dessen mit Naturwissenschaftler- und Medizinernamen (*Otto-Hahn-Straße*, *Sauerbruchstraße*) gebildete Straßenbezeichnungen auf die beiden dort in der Nähe gelegenen naturwissenschaftlichen Forschungsanstalten verweisen, also eine Art sekundärer Motiviertheit besitzen.

So notwendig wie diesen, das Verhältnis einer Stadt zur nationalen oder auch übernationalen Kulturgeschichte demonstrierenden Straßennamenschatz braucht jede Stadt, die ihr kulturelles Eigengepräge auch in ihrer Straßennamenlandschaft darzustellen wünscht, jedoch auch solche Straßenbezeichnungen, die mit dem Namen von Persönlichkeiten gebildet sind, deren Leben und Werk in herausragender Weise mit der Stadt und ihrer Geschichte verbunden gewesen sind. Da gibt es dann einen fließenden Übergang zwischen Benennungen nach ohnehin bekannten Persönlichkeiten, den sogenannten „großen Söhnen und Töchtern“ einer Stadt (Typ *Ricarda-Huch-Straße*), und nach solchen, denen erst durch die Benennung einer Straße ein Denkmal gesetzt wird, das dazu verhelfen kann, ihr sonst womöglich allzubald verblassendes Andenken zu bewahren. Beides ist legitim und sinnvoll. Auf letztere Weise kann z. B. der zu ihrer Zeit oder regional bedeutend gewesenene, heute oder national aber doch nur als „poetae minores“ einzuordnenden Schriftsteller gedacht werden (*Griepentkerlstraße*, *Wilhelm-Börker-Straße*), oder es kann dem Gedenken an Persönlichkeiten gedient werden, die zu Lebzeiten in ihrem Fach wohl überregionale Beachtung gefunden haben, ohne daß sie doch einer breiten nationalen Öffentlichkeit bekannt gewesen oder geblieben wären (z. B. *Hermann-Riegel-Straße*). In diesem Sinne ist in Braunschweig seit 1945 durch Straßenbenennungen vieles an kulturpolitischer Selbstdarstellung geleistet worden, vieles aber bleibt auch noch zu tun (s. u.)

3. Zur Morphologie Braunschweiger Straßennamen

Stellt man sich die Frage, welchen sprachlich-morphologischen Ausdruck die im vorigen Abschnitt vorgestellten semantischen Typen von Straßennamen gefunden haben, so gibt es eigentlich nur zwei Bereiche, in denen es zu problematischen Entwicklungen gekommen ist, nämlich bei den mehrgliedrigen „Personennamen-Straßennamen“ (Typ *John-F.-Kennedy-Platz*, *Konrad-Adenauer-Straße*) und bei den „Ortsnamen-Straßennamen“ (Typ *Stettinstraße*, *Geiteldestraße*). (Die Frage nach der Orthographie bestimmter Straßennamentypen, die von Namenbenutzern oft gestellt wird, beantwortet sich nach Band 1 des „Großen Duden“ und ist kein eigentliches Thema der Sprachwissenschaft.)

a) Mehrgliedrige Komposita

Beim Namentyp (*Konrad-Adenauer-Straße*) sollte die Grundregel „so kurz wie möglich“ gelten. Im Normalfall sollte also der Familienname des Namenpatrons ausreichen. In vielen der nach 1945 vergebenen Bezeichnungen wie *Konrad-Adenauer-Straße*, *Theodor-Heuss-Straße*, *John-F.-Kennedy-Platz*, *Hermann-Riegel-Straße*, *Gerhard-Schridde-Weg*, *Georg-Eckert-Straße* hat man unnötig lange, unhandliche Namen geschaffen. Die Einbeziehung des Vornamens bringt für den Namenbenutzer hier keinen Vorteil, sondern nur Umständlichkeiten mit sich. Im Fall der allgemein bekannten Persönlichkeiten (Adenauer, Kennedy usw.) ist ohnehin jedem klar, wer gemeint ist, nämlich der bekannte Träger des Namens und nicht ein unbekannter Namensvetter. Im Falle der weniger Bekannten (Eckert, Schridde) vermittelt die Nennung des Vornamens keine sinnvolle Zusatzinformation: wer noch nie etwas von Eckert oder Schridde gehört hat, dem nützt es wenig zu erfahren, wie die ihm Unbekannten mit Vornamen geheißen haben. Ins Kraut geschossen sind die Straßennamen dieses Typs während des sogenannten Dritten Reichs, als Leute wie Adolf Hitler, Hermann Göring, Leo Schlageter mit Vor- und Zunamen auf den Straßenschildern erschienen; vorher war dieser Namentyp wenig verbreitet. Auch dies sollte Anlaß sein, Zurückhaltung bei Vornamen zu üben.

Ausnahmen von der Regel, daß Vornamen (oder gar akademische Grade; in Riddagshausen gibt es den *Dr.-Willke-Weg*!) nichts auf Straßenschildern zu suchen haben, sollten nur bei besonders häufigen Familiennamen gemacht werden (daher zu Recht: *Paul-Jonas-Meier-Straße*, *Otto-Müller-Straße*), oder aber in Fällen, wo es aus anderen Gründen zu Namensdubletten kommen könnte (*Ricarda-Huch-Straße*, weil z. B. Friedrich und Rudolf Huch auch Anwartschaft auf einen Straßennamen haben könnten). Was die Vermeidung unnötiger Mehrfachkomposita dieses Typs betrifft, ist die Straßenbenennung nach 1945 in Braunschweig nicht immer mit der nötigen Konsequenz vollzogen worden (positive Ausnahme: das Kanzlerfeld).

b) Straßennamen, die auf Ortsnamen verweisen

Wirkliche Unordnung ist seit den 60er Jahren in Braunschweig im Bereich der Straßennamen angerichtet worden, die auf Ortsnamen verweisen.

Bevor man daranging, den Heidberg und die Feldflur im Osten Merverodes zu bebauen, gab es in Braunschweig nur einen einzigen morphologischen Typ von „Ortsnamen-Straßen-

namen“: *Fallersleber Straße*, *Wolfenbütteler Straße*, *Holzmindener Straße*, *Seesener Straße*. Dieser Typ (Adjektiv + Substantiv) galt sowohl für Straßen, die zum genannten Ort hinführen (*Wolfenbütteler Straße*; zielmotiviert) als auch für Straßen, bei denen das nicht der Fall ist (*Seesener Straße*; nicht zielmotiviert). Im Heidberg und im östlichen Meverode hat man erstmals begonnen, diese Einheitlichkeit aufzubrechen, indem man nicht-zielmotivierte Straßennamen nunmehr nach dem Baumuster des Substantivkompositums (Substantiv + Substantiv) konstruierte (Typ *Jenastieg*, *Hallestraße*, *Glogaustraße*, *Schweidnitzstraße*), offenbar uneingedenk der Tatsache, daß alle alten nicht-zielmotivierten Namen des Typs *Seesener Straße* hierdurch auf einen Schlag problematisch wurden. Ob die pedantische formale Trennung von zielmotivierten und nicht-zielmotivierten Straßennamen überhaupt erforderlich war, darf man sich getrost fragen, da ja auch für die nicht-zielmotivierten Straßennamen der Typ „Adjektiv + Substantiv“ seit Jahrzehnten, sogar seit Jahrhunderten⁸⁾ gut funktioniert hatte. Niemand war wohl je auf die Idee gekommen, auf der *Seesener Straße* nach Seesen oder auf der *Memeler Straße* nach Memel fahren zu wollen.

Die Verwirrung in der Morphologie der Ortsnamen-Straßennamen wurde jedoch auf die Spitze getrieben, als es 1974 galt, in den einzugemeindenden Dörfern Straßen um- oder neuzubenennen. Nun hatte man offensichtlich den Sinn der nur zehn Jahre zuvor ohne Not aufgestellten Prinzipien schon wieder vergessen, denn nunmehr verwandte man den neuen Strukturtyp „Substantivkompositum“ auf einmal für alle Ortsnamen-Straßennamen, also auch für die zielmotivierten. Und so besitzt Braunschweig seit jener Zeit eine *Stöckheimstraße*, die nach Stöckheim führt, eine *Leiferdestraße*, die nach Leiferde führt, eine *Thiestedraße*, die nach Thiede führt (u. a. m.). Schlimmer noch: In einigen Fällen wurden nach diesem Muster sogar die Haupt(durchgangs)straßen der betroffenen Dörfer benannt. So verläuft die *Timmerlahstraße* zum großen Teil mitten in Timmerlah, die *Geiteldestraße* in Geitelde. Thiede, Geitelde usw. wurden 1974 also sprachlich so behandelt, als hätten sie für Braunschweig den gleichen Status wie Rominten, Rossitten oder Trakehnen.

Was ursprünglich so fein erdacht war, hat sich in wenigen Jahren zum Wirrwarr entwickelt. Der gegenwärtige Zustand kennt nunmehr fünf morphologisch-semantische Typen:

Typ 1a	ADJ	+ SUBST	<i>Celler Straße</i>	Straße führt nach Celle
Typ 1b	ADJ	+ SUBST	<i>Memeler Straße</i>	Straße heißt lediglich nach Memel
Typ 2a	SUBST	+ SUBST	<i>Stettinstraße</i>	Straße heißt lediglich nach Stettin
Typ 2b	SUBST	+ SUBST	<i>Thiestedraße</i>	Straße führt nach Thiede
Typ 2c	SUBST	+ SUBST	<i>Geiteldestraße</i>	Straße befindet sich in Geitelde

Da die Typen 2b und 2c unverkennbar irrtümlich zustandegekommen sind, dürfte sich hier ausnahmsweise doch die Frage einer nachträglichen Korrektur stellen. Viel näher gelegen hätte 1974 ja ein Benennungsmuster, das in Braunschweig bisher leider wenig genutzt worden ist, das aber in vielen anderen Städten (z. b. in Hamburg) auf schöne Weise verwendet wird: das Muster *Thieder Landstraße* (führt nach Thiede) bzw. *Geitelder Dorfstraße* oder *Geitelder Hauptstraße* (befindet sich in Geitelde). Hamburger Beispiele sind etwa *Altonaer Bahnhofstraße* oder *Sülldorfer Mühlenweg*. Die Länge des Namens ist hier in Kauf zu nehmen, da in diesem Typus der Name der ehemals autonomen Gemeinde auf sprachlich stimmigere und schönere Weise bewahrt wird als in den Substantivkomposita vom Schlage *Geitelde-*

straße. Hier könnte die Stadt Braunschweig nachträglich (einige wenige) sprachliche Beiträge zur Dorfverschönerung leisten. Die volkswirtschaftlichen Kosten dürften sich dabei in Grenzen halten, da es sich in der Überzahl um Straßen mit nur wenig Anwohnern handelt.

4. Desiderata und Vorschläge

Aus den bisherigen – in vielem notwendigerweise skizzenhaft gebliebenen – Ausführungen geht hervor, welche Entwicklung die Namengebung im Interesse der weiteren Ausbildung eines kulturellen Eigengepräges der Braunschweiger Straßennamenlandschaft zu nehmen hätte. Abgesehen von der Korrektur der in Abschnitt 3b) beschriebenen Irrtümer (dort die Typen 2b und 2c) sollten folgende Prinzipien beherzigt werden:

(a) Größte Zurückhaltung bei der Benutzung von Pflanzen-, Tier- und Sachnamen (Gestirne, Mineralien etc.) wegen der beziehungslosen Beliebigkeit solcher Begriffe.

(b) Zurückhaltung bei der Benutzung solcher geographischer Namen, die keinen erkennbaren Bezug zu Braunschweig haben. Dies trifft insbesondere auf Flußnamen zu. Was die Städtenamen betrifft, so gibt es zwei für Braunschweig sinnvolle Reservoirs, von denen das eine erst teilweise ausgeschöpft, das andere noch gar nicht entdeckt ist.

Nur zum Teil erst nutzbar gemacht hat man die Namen der wichtigeren Orte (meist: der Ämter) des ehemaligen Landes Braunschweig. Wünschenswert wären in Ergänzung zur *Blankenburger, Calvörde-, Thedinghausen-* (usw.) *Straße* auch eine *Ottensteiner*, eine *Gandersheimer*, eine *Greener*, eine *Saldersche*, eine *Eschershäuser Straße* u. a. m.: Straßennamen als landesgeschichtliche Denkmale.

Überhaupt noch nicht innegeworden ist man sich – was die Straßennamen betrifft – der Tatsache, daß die Stadt Braunschweig ja eine bedeutende hansische Vergangenheit hat. Namen einzelner Hansestädte (Lübeck, Lüneburg, Stade) kommen eher verstreut vor; bei der *Kieler Straße* ist der Marinehafen, nicht die Hansestadt Kiel gemeint gewesen. Wollte man dieses zentrale Element der Stadtgeschichte für die Straßenbenennung fruchtbar machen, so ergäben sich (nach den Hansekontoren) Namen wie *Brügger*, *Bergener*, *Londoner*, *Novgoroder Straße*, darüber hinaus in großer Zahl Namen wie *Bremer*, *Einbecker*, *Göttinger*, *Wismarer*, *Visbyer*, *Dorpat* (usw.) *Straße*.

Ich möchte außerdem für eine Rückkehr zur früher üblichen Namensform (also *Einbekker Straße* statt *Einbeckstraße*) bei Neubenennungen plädieren, da die zusätzliche Information, welche die formale Unterscheidung transportieren soll, im Normalfall nicht wichtig ist, andererseits aber das neue Doppelsystem wegen des unabänderlichen Vorhandenseins vieler alter Namen des Typs *Memeler Straße* schon bei seiner Einführung brüchig war. Die Rückkehr zur alten Namensform bei Neubenennungen kann daher keinesfalls neuen Schaden anrichten.⁹⁾

(c) Die bewährte Praxis, Flurnamen als Straßennamen zu übernehmen, sollte nicht aufgegeben werden. Sie sollte, anders als bisher, auch in denjenigen Neubaugebieten gelten, für die an sich eine flächendeckende homogene Straßenbenennung nach anderen Gesichtspunkten vorgesehen ist. Ein paar solcher Flurnamen beleben die Einförmigkeit einer am

grünen Tisch vorfabrizierten Namenlandschaft. Flurnamen haben die Eigenschaft, sich an verschiedenen Stellen der Stadt zu wiederholen. Um dennoch nicht auf sie verzichten zu müssen, sollte man nach dem Hamburger Muster (*Moorburger Elbdeich*) verfahren.

(d) Bei der Verwendung von Personennamen sollte man weiterhin sowohl überregional als auch regional bedeutende Persönlichkeiten berücksichtigen, im Interesse der kulturellen Selbstdarstellung der Stadt jedoch Persönlichkeiten mit lokalem oder regionalem Bezug nicht zu kurz kommen zu lassen. *Adenauer-, Heuss- und Schumacherstraßen, Rilke-, Händel- und Dürerstraßen* sollten nicht überwiegen.

Der Vorrat an Persönlichkeiten der Braunschweiger Geschichte, die für ein Namenspatronat noch in Frage kommen, ist groß. An erster Stelle einer Vorschlagsliste für neue Braunschweiger Straßennamen überhaupt hätte wohl *Hermann Bote*¹⁰⁾ zu stehen, einer der bedeutendsten Autoren und großen Söhne Braunschweigs, zudem als Zollschreiber ein dem Rat stets treu ergeben gewesener Diener der Stadt in unruhiger Zeit. Braunschweig verdankt ihm viel. Merkwürdigerweise hat es für den (blickt man auf das literarische Œuvre) weit weniger profilierten Hans Porner zu einem Straßennamen gereicht, für Bote bislang nicht. Andere literaturhistorisch bemerkens- und bedenkenswerte Autoren wären z. B. *Eduard Schmelzkopf*, Begründer einer neuniederdeutschen Literatur von Rang noch vor Klaus Groth und Fritz Reuter (die beide ihren Straßennamen haben), oder z. B. der Braunschweiger Superintendent und bedeutende Barock-Romancier *Andreas Heinrich Buch(h)oltz*. Dies sind nur wenige Namen aus einer langen Liste, die man zusammenstellen könnte. Kulturgeschichte besteht überdies nicht nur aus Literaturgeschichte. An zu berücksichtigenden Namen von Bedeutung mangelt es also nicht.

Aufs ganze gesehen, steht der Stadt Braunschweig für eine Straßennamengebung, die sich als kulturpflegerische Tätigkeit (wozu auch die überlegte Verwendung der sprachlichen Ausdrucksformen gehört) und als Instrument kultureller Selbstdarstellung der Stadt versteht, noch ein weites Arbeitsfeld offen, das mit Ideenreichtum und Sorgfalt genutzt sein will.

Anmerkungen:

¹⁾ Braunschweigesches Adreß-Buch für das Jahr 1870. Braunschweig o. J. – ²⁾ Im folgenden wird nur noch von Straßen(namen) die Rede sein; Plätze (und ihre Namen) sind selbstverständlich mitgemeint. – ³⁾ Braunschweigesches Adreß-Buch für das Jahr 1914. Nach amtlichen Quellen bearbeitet. Braunschweig 1914. – ⁴⁾ Braunschweigesches Adreßbuch für das Jahr 1939. Nach amtlichen Quellen bearbeitet. Braunschweig 1939. – ⁵⁾ Adreßbuch Braunschweig 1984/85. Braunschweig o. J. – ⁶⁾ Nach Göring benannt war die heutige *Ebertallee* sowie die Hälfte der heutigen *Herzogin-Elisabeth-Straße*. – ⁷⁾ Mit einer Ausnahme: *Milan-, Sperber-, Turmfalken-* (usw.) -weg in Stöckheim. – ⁸⁾ Die 1289 erstmals als *Scheppenstedestrate* belegte heutige *Schöppenstedter Straße* hat nie nach Schöppenstedt geführt, sondern leitet ihren Namen wahrscheinlich von einer im Mittelalter dort ansässigen Familie *Scheppensidde* ab. – ⁹⁾ Eine eindeutige Empfehlung einer sprachpflegerischen Institution, bei der Straßenbenennung nach „verlorengegangenen Gebieten und Orten“ (Hottenrott, s. u.) den Typus „Elbingstraße“ zu verwenden (d. h. den vorher nur für das Gedenken an Schlachten verwendeten Typ „Düppelstraße“, „Sedanstraße“ nun auch auf Ortsnamen friedlichen Angedenkens auszudehnen), hat es nie gegeben. Im Jahre 1953 stellt A. Hottenrott in seiner Broschüre „Straßennamen. Grundsätze für Wahl und Schreibung. Im Auftrage der Gesellschaft für deutsche Sprache“ (Lüneburg 1953, S. 26) lediglich fest, daß inzwischen Straßen nach solchen Orten benannt werden, und er empfiehlt dann, „Nachbarstraßen gleichartig zu benennen.“ (Dann folgen ein paar Beispiele des Typs „Elbingstraße“.) Die „Gesellschaft für deutsche Sprache“ (GfDS) hat Hottenrotts Broschüre inzwischen durch eine andere Publikation ersetzt: Franz Planatscher/Otto Nüssler: Straßennamen.

In: Der Sprachdienst. 19. 1975. S. 177–189. In dieser aktuelleren Veröffentlichung der GfdS zum Thema fehlt interessanterweise jeder empfehlende Hinweis auf den Namenstyp „Elbingstraße“. Grundsätzlich ist bei all diesen Empfehlungen zu bedenken, daß die GfdS eine zwar oft hilfreiche, aber keine staatliche Institution ist. Ihre Empfehlungen sind also nicht bindend. — ¹⁰⁾ Da es bereits einen *Walther-Bothe-Weg* und eine *Wilhelm-Bode-Straße* gibt, wäre der Vorname Botes in einem Braunschweiger Straßennamen nicht wegläßbar. Wünschenswert wäre dann die Namensform *Hermann*, die in der Forschung eingeführt ist, nicht die neuerdings modisch gewordene Variante *Hermen*. Vgl. hierzu: H. Blume: Hermann Bote, sein Schichtbuch und der „Uployp van twen schoten“. In: Hermann Bote: Zwei Kapitel aus dem Schichtbuch. Ausgewählt, übersetzt und mit einem Nachwort versehen von Herbert Blume. Braunschweig 1985.

Der Bergbau der Stadt Braunschweig in der Braunkohlengrube Bornhausen bei Seesen am Harz

Von Klaus-Jürgen Grünberg

Am 1. April 1900 wurde ein Elektrizitätswerk der „Straßen-Eisenbahn-Gesellschaft“ in Braunschweig in Betrieb genommen. Mit der zunehmenden Bedeutung der Elektrizität wurde die Gesellschaft im Jahr 1922 in die „Elektrizitätswerk und Straßenbahn Braunschweig AG“ umbenannt, bei der die Stadt Braunschweig mit mehr als 50 % beteiligt und der jeweilige Oberbürgermeister der Stadt Vorsitzender des Aufsichtsrats war.

Die Energiequelle für die Erzeugung des elektrischen Stromes war Braunkohle, die aus dem Helmstedter Braunkohlenrevier bezogen wurde. Weitschauende Männer der „Elektrizitätswerk und Straßenbahn Braunschweig AG“ heute „Stadtwerke Braunschweig GmbH“, wollten aber nicht nur auf die Helmstedter Kohle angewiesen sein, sondern sorgten dafür, daß die Gesellschaft im Jahr 1926 bei Bornhausen am Harz Braunkohlenfelder erwarb. Damit war die Stadt Braunschweig Bergwerkseigentümer.

Die Braunkohle von Bornhausen ist in einem kleinen Becken von ca. 1 km Längserstreckung und 500 m Quererstreckung abgelagert worden. Die Mächtigkeit des Hauptflözes schwankt auf kleinem Raum erheblich zwischen 0 m und 22 m. Als durchschnittliche Kohlenmächtigkeit wird der Wert von 12 m angegeben.

Beckenbildungen und Mächtigkeitsschwankungen sind auf Auslaugungen salinarer Sedimente zurückzuführen. Nach Lüttig (1959, 1962) kann man im Westteil des Beckens zwei Flöze unterscheiden, die durch ein Sandmittel getrennt sind: ein Hauptflöz (Unterflöz) und ein Hangendflöz (Oberflöz). Im Ostfeld ist das Oberflöz nicht nachweisbar (Teichmüller 1962).

Die Mächtigkeit des Deckgebirges, das abbauwürdigen Quarzsand enthält, beträgt 15 m bis 30 m.

Die Kohle der Lagerstätte Bornhausen wird, da die Rohkohle einen hohen Wassergehalt (40–55 %) hat, als Weichbraunkohle bezeichnet. Der große Aschegehalt (10–30 %) ergibt sich aus eingelagerten Sanden. Der Schwefelgehalt der Kohle (3–4 %) ist im Ver-

gleich mit den größten deutschen Braunkohlelagerstätten (0,1–1 % Schwefel) ebenfalls hoch.

„Insgesamt ergibt sich für die Braunkohle von Bornhausen, daß sie größtenteils aus baumlosen Mooren mit krautiger Flora und aus Ablagerungen von Moor-Seen entstanden ist. Dadurch erklären sich ihre Holzarmut einerseits und ihr Reichtum an Asche und Schwefel andererseits“ (Teichmüller 1962).

Die Qualität der Braunkohle der Grube Bornhausen ist nicht einheitlich. Der Heizwert der anfallenden „Feinkohle“ (80 %) wurde um 1950 mit 2 000–2 400 kcal/kg und der Wert der anstehenden „Stückkohle“ mit „bis zu“ 2 900 kcal/kg angegeben.

Die Kohle eignete sich nur bedingt zum Brikettieren und erforderte deshalb beim Abbau gute geologische und bergtechnische Kenntnisse.

Bei der Auswertung der Unterlagen zeichnen sich deutlich drei Zeitabschnitte des Abbaus ab. Im ersten Abschnitt (Dauer: 56 Jahre) wurde vergeblich versucht, die Kohle im Tiefbau zu gewinnen. „Die Schwierigkeiten, die sich für einen Untertagebau in Bornhausen aufgrund der Lagerungsverhältnisse – Braunkohle zwischen zwei wassergefüllten Sandpaketen – ergeben mußten und das ergebnislose Ankämpfen dagegen, ziehen sich wie ein roter Faden durch die Abbaugeschichte dieser Lagerstätte“ (Lüttig 1962). Im zweiten Abschnitt (Dauer: 24 Jahre) ergibt sich aus einer Notlage die zweckmäßige Gewinnung der Kohle im Tagebau. Im dritten Abschnitt (Dauer: 25 Jahre) wird der Abbau der Braunkohle, durch eine gleichzeitige Gewinnung von Kies und Quarzsand und den Bau einer Brikettieranlage, wirtschaftlich vertretbar.

Nach einer bisher nicht belegbaren Aufzeichnung aus dem Archiv im Heimatmuseum Seesen wurde die Braunkohle bereits im Jahr 1744 entdeckt. Nachgewiesen ist die Erbohrung der Kohle durch die Braunschweigische Regierung ab 1834.

Im Jahr 1867 ist die Lagerstätte mit einem Stollen erschlossen und ist im Besitz der „Aktiengesellschaft Neu-Mansfeld“.

Am 17. 11. 1870 (nach Lüttig 1864) werden die Grubenfelder „Georg Engelhardt I und II“ bei Bornhausen (benannt nach Georg Engelhardt von Löhneysen, Bergmeister in Zellerfeld 1596–1617), an den Freiherrn von Löhneysen aus Wien verliehen, der noch im gleichen Jahr den Bergbau aufnehmen läßt.

Freiherr von Löhneysen verkauft aber bereits 1872 (nach Lüttig 1876) die Felder an den Sägewerksbesitzer F. H. Wehrenpfennig aus Braunschweig. Die Firma Wehrenpfennig versucht ab 1872 mit wechselndem Erfolg, die Kohle im wesentlichen im Tiefbau über Schächte, Förderstrecken und Wasserhaltungstollen zu gewinnen. Aus dem Deckgebirge anfallende Wassermassen können jedoch ab 1880 kaum mehr bewältigt werden und bringen den Bergbau im Jahr 1883 zum Erliegen. „Nach 1890 werden die Meldungen über Bornhausen spärlich“ (Lüttig 1962). Im Jahr 1919 interessiert sich die Stadt Seesen für die Braunkohle von Bornhausen, da sie die Kohlennot der Nachkriegszeit lindern möchte. Am 27. 4. 1920 verkauft die Firma Wehrenpfennig die Braunkohlenfelder an die Kaliwerke Carlsfund in Groß-Rhüden und Hermann II in Königsdahlum.



Abb. 1 Tagebau der Braunkohlengrube Bornhausen im Jahre 1958
Reproduktion aus: Geol. Jahrbuch 79 (1962) mit freundl. Genehmigung
des Nds. Landesamtes f. Bodenforschung

Erwähnt wird ein von den Kaliwerken betriebener Kleintagebau. Nach Slotta (1980) sollen jedoch beide Werke nie Brennstoffe von der Zeche Bornhausen erhalten haben. Ein von den Kaliwerken 1923 beantragtes Grubenanschlußgleis an die Braunschweigische Landes-Eisenbahn ist nicht verlegt worden.

Die Kaligruben werden 1925 stillgelegt und gehen am 20. 9. 1926 in Liquidation. Im gleichen Jahr erwirbt die „Elektrizitätswerk und Straßenbahn Braunschweig AG“ am 10. 12. die Gerechtsame der Braunkohlenfelder „Georg Engelhardt“ „billig“ aus der Liquidationsmasse. Die Stadt Braunschweig ist damit Berwerkseigentümer.

Außer einem Besichtigungsbericht aus dem Jahr 1927, nach dem „6–7 Ladungen Kohle zum Versand kommen“, gibt es bis 1944 leider keine Unterlagen aus der „Bergbauzeit“ der Stadt Braunschweig. Ein bemerkenswerter Grubenbetrieb ist bis Ende 1937 auszuschließen, da auch in den Güterstatistiken der Braunschweigischen Landes-Eisenbahn (verstaatlicht am 1. 1. 1938), deren Strecke an der Braunkohlengrube Bornhausen unmittelbar vorbeiführte, Transportangaben fehlen. Ein regelmäßiger, gewinnträchtiger Massentransport von Braunkohle aus Bornhausen wäre sicher berichtenswert gewesen. Um 1930 wird der Abbau der Braunkohle aber erwogen.

1945 beabsichtigte der Landrat von Gandersheim, zwecks Versorgung der Bevölkerung den Abbau wieder aufzunehmen. Diesem Vorhaben stand ein Gutachten des Markscheiders

KNOBLOCH aus Goslar aus dem Jahre 1930 entgegen, das besagte, daß infolge auftretender Wasserzuflüsse und Schwemmsand ein Abbau nicht möglich sei.

Dieses Gutachten wurde ignoriert. Der Kreisleiter von Gandersheim ließ einen probeweisen Abbau einrichten. Evakuierte Bergleute aus Erkelenz und Ostarbeiter förderten täglich 180 Zentner Hausbrand. Der von diesen Arbeitern sehr unfachmännisch vorgetriebene Stollen fuhr einen alten Stollen an, kam unter starken Druck und wurde innerhalb von 48 Stunden zusammengepreßt. Da stärkeres Holz nicht vorhanden war, entschloß man sich, das Deckgebirge abzuräumen. Aus einer Notlage kam man zu der vernünftigen Idee, die Kohle im Tagebau zu gewinnen (Lüttig 1962).

Als Beginn des Braunkohlentagebaus durch die Stadt Braunschweig gilt der 1. 1. 1945. Zunächst wurde im Tagebau die Kohle in Handarbeit gewonnen. Aber schon im Jahr 1948 ist ein Strossenbau eingerichtet, in dem die Kohle mit einem Löffelbagger abgebaut und in Zugförderung mit Diesellokomotiven zu einem Kohlenbunker von 400 t Fassungsvermögen mit Siebeinrichtung transportiert wurde. Der Rohkohle-Bunker, Baujahr 1948 (Firma MIAG, Braunschweig), und ein vor 1950 gebautes Magazin sind noch vorhanden. Das schon von den erwähnten Kaliwerken projektierte Grubenanschlußgleis wurde ebenfalls im Jahr 1948 gebaut.

Den Abraumbetrieb und die gleichzeitige Gewinnung von „Kristall-Quarzsand“ bewältigten im Jahr 1950 ein Löffelbagger und ein Eimerkettenbagger.

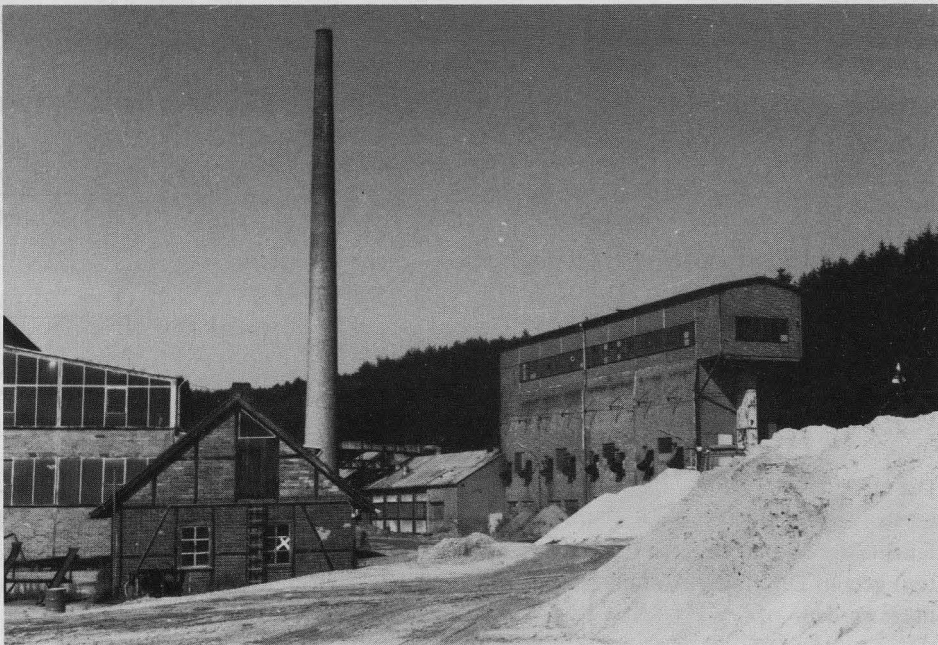


Abb. 2 Betriebsgelände mit Rohkohlebunker der ehemaligen Braunkohlengrube Bornhausen im Jahre 1984

Foto: K.-J. Grünberg

Die Höhe der Kohle-Förderung entsprach zunächst der Anzahl der schaufelnden Bergleute. „Im März 1945 hatte die Grube 115 Mann Belegschaft. Am 10. 4. 1945 rückten die amerikanischen Truppen ein. Damals waren 140 Arbeiter beschäftigt. Da die Ostarbeiter sehr bald in ihre Heimat zurückkehrten, blieben nur 16 deutsche Arbeiter in der Grube. Anzahl der Arbeiter und Förderung stiegen aber sehr rasch, nämlich wie folgt (nach Lüttich 1962):

Dezember 1945	800 t/Monat	
Januar 1946	1 600 t/ „	
Februar 1946	2 059 t/ „	(50 Arbeiter)
April 1946	2 828 t/ „	
Mai 1946	3 486 t/ „	
Juni 1946	3 577 t/ „	
Juli 1947	3 615 t/ „	
Mai 1947	3 700 t/ „	

Mit dem Einsatz von Maschinen und Geräten konnte die Förderung in den Jahren 1948 und 1949 weiter gesteigert werden

Produktionszahlen (in t):	1948	1949
Förderung an Kohle	58 081	56 568
Kristall-Quarzsande	—	23 472

Belegschaftsstand am viertletzten Arbeitstag im Dezember:

Grubenbetrieb	1948	1949
Arbeiter	110	96
Angestellte	5	7
zusammen	115	103

Sonstige Betriebe und Werksverwaltungen

Angestellte, kaufm.	3	3
zusammen	3	3
insgesamt	118	106

(Aus Jahrbuch des deutschen Bergbaues. 1950)

Die geförderte Kohle ist z. T. als Rohkohle verkauft und z. T. zu „Naßpreßsteinen“ verarbeitet worden. Beim „Naßpressen“, der einfachsten Art der Braunkohlenbrikettierung, wird feuchte Braunkohle zu runden Strängen gepreßt und in 10–12 cm lange Kohlenstücke (Klütten) geteilt. Die Klütten konnten, wenn sie ausgetrocknet waren, als Hausbrandkohle benutzt werden.

Mit der Währungsreform im Jahr 1948 gingen die Erlöse aus Rohbraunkohle und Naßpreßsteinen erheblich zurück. „Naßpreßsteine waren im Jahr 1949 überhaupt nicht mehr absetzbar“ (Schneider 1950). Ab 21. 6. 1948 geriet die Grube Bornhausen in Zubeße und ist

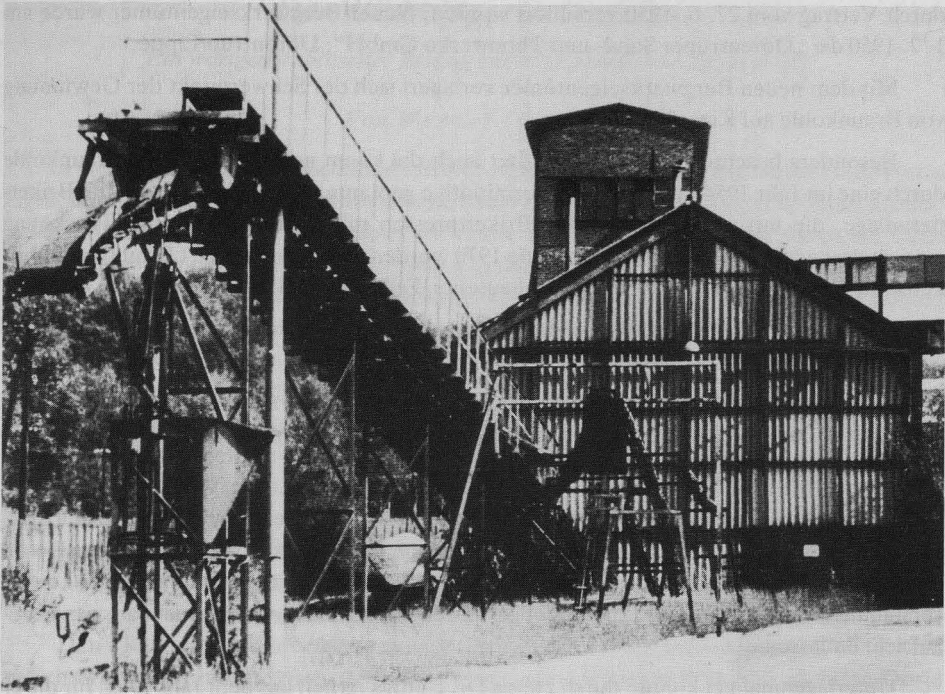


Abb. 3 Verladeband für Briketts der ehemaligen Braunkohlegrube Bornhausen im Jahre 1975
Foto: H. Müller, Bornhausen



Abb. 4 Brikett aus der Braunkohlengrube Bornhausen von 1970 (Länge 16 cm, Höhe 5,5 cm)
Foto: F. Ulenberg/Foto-Tiemann

durch Vertrag vom 27. 6. 1950 veräußert worden. Neuer Bergwerkseigentümer wurde am 1. 7. 1950 die „Dörentruper Sand- und Thonwerke GmbH“, Dörentrup/Lippe.

Mit dem neuen Bergwerkseigentümer verlagert sich der Schwerpunkt der Gewinnung von Braunkohle auf Kies und Sand.

Besonders beachtenswert ist, daß aber auch die kaum noch gefragte Rohbraunkohle durch eine im Jahr 1954 mit Unternehmerinitiative geplante und 1955 fertiggestellte Brikettieranlage, die mit zwei Braunkohlen-Brikettpressen mit Feuergas-Trommel-Trocknung ausgestattet war, absetzbar wird. Bis Ende 1970 wurden täglich bis zu 120 t Braunkohlenbriketts mit Stempelaufdruck „BFB“ (Bornhausener-Feinkorn-Briketts) gepreßt.

Die Braunkohlenförderung aus dem Tagebau läuft Ende Juni 1975 aus, der Tagebau wird stillgelegt.

Auf dem Gelände der ehemaligen Braunkohlengrube Bornhausen betreibt die „Dörentruper Quarz GmbH, Seesen-Bornhausen“ zur Zeit eine Sandaufbereitungsanlage.

Der ehemalige Tagebau wurde zu einem Teich umgestaltet.

40 Jahre nach Eröffnung und 10 Jahre nach der Stilllegung des Tagebaus der Braunkohlengrube Bornhausen standen bis auf eine Ausnahme für die Zusammenstellung der Dokumentation nur Sekundärunterlagen zur Verfügung. Die Dörentruper Quarz GmbH konnte verständlicherweise keine Akteneinsicht gewähren, da der Betrieb noch nicht aus der Bergaufsicht entlassen ist.

Unterlagenmangel konnte durch Herrn Dr. Lüttigs Arbeit aus dem Jahr 1962, für die er Akten des Oberbergamtes Clausthal auswerten durfte, im Hinblick auf die „Bergbauzeit“ der Stadt Braunschweig weitgehend ausgeglichen werden.

Literaturhinweise

Buchdrucker, A.: Der Kupferschieferbergbau und Hüttenbetrieb zu Neu-Mansfeld bei Seesen am Harze. In: Berg- und Hüttenmännische Zeitung. Leipzig 1867, S. 279. Dennert, H.: Bergbau und Hüttenwesen im Harz. Clausthal-Zellerfeld 1960. – Dörentruper Sand- und Thonwerke. Jubiläumsschrift zum 50jährigen Bestehen. Dörentrup 1951, S. 49–52. – Höltge, D.: Braunschweigs Eisenbahnen und Straßenbahnen. Gifhorn 1972. – Industrie und Handel. Elektrizitätswerk und Straßenbahn Braunschweig AG. Berlin 1928. – Knackstedt, K.: Geschichte des Dorfes Bornhausen bei Seesen. Braunschweig 1899. – Knoop, R.: 50 Jahre Braunschweigische Landes-Eisenbahn. 1886–1936. Braunschweig 1936. – Kukuk, P.: Unsere Kohlen. Leipzig/Berlin 1913. – Loebel, Hrg.: Bornhausen im 20. Jahrhundert. Bornhausen 1973. – Lüttig, G.: Das Braunkohlenbecken von Bornhausen am Harz. In: „Geologisches Jahrbuch“, Bd. 79. Hannover/Juli 1962. – Mohr, K.: Geologie und Mineralagerstätten des Harzes, Stuttgart 1978. – Müller, H.: Chronik der Grube Bornhausen. Manuskript, Bornhausen 1984. – Oelmann: Die Braunschweigische Landeseisenbahn. In: Festschrift zur 69. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte. Braunschweig 1897, S. 588 – – Schneider, K.: Die Braunkohlengrube Bornhausen. In: Wirtschaftsprüfungsbericht der Stadtwerke Braunschweig. Braunschweig 1950, Blätter II, III, XIX, 26, 161–163. – Slotta, R.: Technische Denkmäler in der Bundesrepublik Deutschland. Die Kali- und Steinsalzindustrie. Bochum 1980. – Teichmüller, M.: Petrologische Untersuchungen an der miozänen Braunkohle von Bornhausen am Harz. In: Geologisches Jahrbuch, Band 79. Hannover/Juli 1962. – Verwaltungsbericht Stadtverwaltung Braunschweig. Die Stadt Braunschweig in der Zeit vom 1. April 1921 bis 31. März 1926. Braunschweig 1929, S. 326. – Werbeabteilung der Firmengruppe Dr. Bock hrg.: Jubiläumsschrift 1873–1973. Hildesheim 1973, S. 25.

Der Wilde Jäger in Ostfalen

Ein wortgeographischer Beitrag zur Volkskunde und Mythologie

Von Werner Flechsig

In vielen deutschen Landschaften erzählte sich das Landvolk früher Sagen vom Wilden Jäger, der in den Stürmen der Mittwinterzeit oder der Frühlings- und Herbst-Tagundnachtgleichen lärmend auf einem Schimmel vor einem spukhaften Jagdgefolge durch die Lüfte zieht und den ihn beobachtenden Menschen gefährlich werden kann. Schon Jacob Grimm hat ihn 1854 in seiner Deutschen Mythologie überzeugend als das verblaßte und vielfältig entstellte Abbild des germanischen Krieger-, Toten- und Sturmgottes Wodan aus grauer Vorzeit gedeutet und auf die landschaftlich recht verschiedenen Benennungen dieser Sagen-gestalt aufmerksam gemacht¹⁾. Er fußte dabei, soweit Norddeutschland in Betracht kommt, hauptsächlich auf der 1848 erschienenen bedeutenden Sagensammlung von A. Kuhn und W. Schwartz. Darin hatten die Herausgeber zum ersten Male den Versuch unternommen, einen Überblick über die Vielfalt der Namen für den Wilden Jäger zu geben. Es heißt dort²⁾:

„Die allgemeine Bezeichnung für denselben ist die in der Überschrift gebrauchte, statt der man auch häufig nur die allgemeine der wilden Jagd hört; in der Altmark und im Hannoverschen, zum Theil auch auf dem rechten Elbufer in der Mark findet sich die Bezeichnung Helljäger; viele behaupten, der Zug bestehe aus den Geistern der verstorbenen Jäger. — — — Den wilden Jäger, der besonders zur Frühlingszeit und Herbstzeit umzieht, nennt man zu Scharrel im Saterlande und zu Werlte: Woiinjäger, Woiinjagd; in dem nächsten Dorfe Ramsloh sagt man dagegen der Weltjäger und die Weltjagd. Ebenso am Deister und in Ankeloh. In Wachtum sagt man Wöjenjäger. — — — Vom Harz westlich bis zur Weser und nördlich über den Elm bis in die westliche Altmark findet sich die Bezeichnung der Hackelberg, Häkelberg und Hackelnberg, daneben auch der ewige Jäger, zuweilen „die wilden Jäger“. — — — In Bockenem, wie überhaupt im Hildesheimischen, nennt man den wilden Jäger „den Hasjäger“, was soviel heißen soll wie der Hastjäger oder schnelle Jäger.“

Einzelheiten über das Aussehen, die Attribute und die Handlungen des Wilden Jägers in Ostfalen finden wir ferner in den Sagensammlungen von Georg Schambach und Wilhelm Müller³⁾, Heinrich Pröhle⁴⁾, Theodor Voges⁵⁾, Friedrich Sieber⁶⁾, Heinrich Sohnrey⁷⁾ und Heinz-Bruno Krieger⁸⁾. Danach schien „*Hackel(n)berg*“ die in Ostfalen vorherrschende Bezeichnung des Wilden Jägers zu sein, durch die sich die ostfälische Sprachlandschaft deutlich von den benachbarten Sprachlandschaften des Nordniedersächsischen, Westfälischen und Hessischen abhebt. So heißt der Wilde Jäger in Schleswig-Holstein „Wohljäger“, „Waul“, „Wode“, „Auf“, „Aug“ oder „Au“⁹⁾, in Westfalen mit Ausnahme des engrischen Ostens „Böhnjäger“ oder „Bonenjäger“, „helsche Jäger“, „Herodis“ oder „Rodis“, „Hochjäger“, „Jäger Göi“, „Joejäger“ oder „Jolenjäger“, „Woejäger“ oder „Wolenjäger“ oder „König Wod“¹⁰⁾, in Hessen schließlich nur „Nachtjäger“ neben der allgemeinen Bezeichnung „Wilder Jäger“¹¹⁾. Nur im engrischen Teil des östlichen Westfalens vom Mindenschen über das Lippische bis ins Paderbörnsche fand sich auch wie in Ostfalen „Hackelberg“ bzw. „Hackelblock“, ein weiterer Beweis neben anderen wortgeographischen Erkenntnissen dafür, daß das alte Engernland beiderseits der Ober- und Mittelweser sprachlich und volkskundlich zu Ostfalen gehört.

Diese Vielfalt der Namen für den Wilden Jäger in weiten Teilen Norddeutschlands brachte mich auf den Gedanken, durch Umfrage in möglichst vielen ostfälischen Orten zu erkunden, ob es hier außer den durch die Sagensammlungen für immerhin nur wenige, weit verstreute ostfälische Orte bezeugten Belegen für „Hackel(n)berg“ und „Haßjäger“ noch weitere, bisher übersehene Synonyme gebe und wie sie alle sich etwa landschaftlich gegen einander abgrenzen ließen. Zu diesem Zweck setzte ich 1957 auf den 8. Mundartfragebogen des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum die Frage Nr. 776 nach dem „Anführer des ‚wilden Heeres‘, das in Winterstürmen lärmend durch die Lüfte zieht“, und setzte daneben als mögliche Antwort, die – falls zutreffend – unterstrichen oder sonst durchgestrichen werden sollte, versuchsweise die Namen „Hackelbarch“, „Hackelbernt“, „Hackelbärent“, „Helljäger“, „Haßjäger“ und Wöltjäger“. Ich ging an diese Umfrage allerdings nur mit geringen Hoffnungen auf eine reiche Ausbeute heran, waren doch inzwischen rund 3 Jahrzehnte ins Land gegangen, seit die letzten Sagensammlungen aus dem Harzland und dem Solling vermutlich das Letzte zusammengetragen hatten, was nach dem Schwinden der überlieferungsträchtigen Spinnstuben an altertümlichem Erzählgut in unserem Jahrhundert bei den ältesten Leuten noch lebendig gewesen sein mochte. Es war kaum damit zu rechnen, daß dem nüchternen Wirklichkeitssinn, den in unserer Zeit die Massenmedien Zeitung, Rundfunk und Fernsehen auch auf den Dörfern verbreiten, die Erinnerung an übersinnliche Vorstellungen der Voreltern hätten standhalten können. Wie sehr ich mich darin getäuscht hatte, zeigte mir nicht erst die 1967 erschienene neue, erstaunlich reichhaltige Sammlung der Elmsagen von H.-Br. Krieger, sondern schon vorher das Ergebnis meiner Umfrage nach dem Namen des Wilden Jägers von 1957, die ich 1966 durch einen Ergänzungsfragebogen auf 212 Orte im nördlichen und westlichen Ostfalen ausgedehnt hatte. Zwar antworteten längst nicht alle Ausfüller der Fragebögen auf die Frage nach dem wilden Jäger, und doch war zu meiner Überraschung die Ausbeute aus den übrigen Fragebögen groß genug, um einen einigermaßen klaren Überblick über die Geltungsbereiche der verschiedenen Namenstypen zu erlangen.

Um Platz zu sparen, verwende ich im folgenden die Abkürzungen BW. = Bestimmungswort, d. h. erstes Glied einer Zusammensetzung, FLN. = Flurname(n) und Kr., = Land- bzw. Stadtkreis. Die Angaben über die Kreiszugehörigkeit der genannten Orte beziehen sich auf die Verhältnisse vor der niedersächsischen Gebietsreform.

1. Hackel(n)barch

Weitaus die meisten Belege fanden sich für *Hackelbarch* oder **Hackelnbarch** als Bezeichnung des Anführers des Wilden Heeres, nämlich 121. Sie verteilen sich auf die Kreise des Bezirks Magdeburg (2), Helmstedt (8), Braunschweig (12), Wolfenbüttel (19), Goslar (16), Stadt Salzgitter (3), Peine (2), Hildesheim (12), Gandersheim (9), Zellerfeld (Bad Grund, Lonau), Blankenburg-West (Walkenried, Wieda), Osterode (Düderode, Eisdorf), Northeim (Hohnstedt), Einbeck (14), Holzminden (7), Alfeld (5), Hannover (3) und Burgdorf (2). Dazu kommen weitere Belege in den Sagensammlungen von Fr. Sieber aus dem Bezirk Magdeburg (Domburg auf dem Hakel, Hakeborn bei Egel, Kochstedt, Wasserleben), in den Elmsagen von H.-Br. Krieger aus dem Kr. Helmstedt (Königslutter), in der Sagensammlung von Fr. Zobel aus dem Kr. Goslar (Gielde, Ohrum) und Stadt Salzgitter

(Ohlendorf), in den Harzsagen von H. Pröhle aus dem Kr. Goslar (Vienenburg), in den Niedersächsischen Sagen von G. Schambach und W. Müller aus den Kreisen Gandersheim (Kreiensen), Einbeck (Lauenberg, Oldendorf, Rotenkirchen), Northeim (Neuhaus, Vogelbeck), Osterode (Wiershausen) und Duderstadt (Bilshausen), in Sohnreys Sagensammlung vom Solling und von der Weper aus den Kreisen Einbeck (Stöckheim) und Northeim (Edesheim, Espol, Fredelsloh, Lauenförde, Lutterberg, Silberborn, Uslar und Wahnbeck) sowie in den Sagen des Landes Braunschweig von Th. Voges aus dem Kr. Holzminden (Altendorf).

2. *Hackelbärent, Hackelber(e)nt*

Überraschend war die Feststellung einer anderen Zusammensetzung mit dem BW. *Hackel*, die in den ostfälischen Sagensammlungen meines Wissens überhaupt nicht überliefert und doch besonders aufschlußreich ist, wie ich im letzten Abschnitt zeigen werde, nämlich der Name *Hackelbärent* bzw. *Hackelber(e)nt* in den Mundartfragebögen. Er fand sich in 26 Orten der Kreise Halberstadt (Dedeleben), Helmstedt (Bahrdorf, Brechtorf, Glentorf), Braunschweig (Sonnenberg), Wolfenbüttel (Hedeper, Klein Biewende, Klein Denkte, Kneitlingen, Schöppenstedt, Seinstedt, Volzum, Wendessen, Woltwiesche), Hildesheim (Bodenburg, Klein Dungen, Lechstedt, Wöhle), Gandersheim (Klein Rhüden, Naensen), Zellerfeld (Lonau), Blankenburg-West (Walkenried, Wieda), Holzminden (Kemnade) und Burgdorf (Haimar, Steinwedel).

3. *Sonstige Zusammensetzungen mit Hackel-*

Statt Hackelbarch oder Hackelbärent/-bernt kommt vereinzelt auch *Hackelbårt* vor, und zwar in 9 Orten der Kreise Halberstadt (Hessen), Helmstedt (Grasleben), Wolfenbüttel (Gr. Biewende, Salzdahlum), Goslar (Vienenburg), Gandersheim (Herrhausen), Zellerfeld (Lerbach), Osterode (Eboldshausen: -bort) und Burgdorf (Immensen). Nur je zweimal erscheinen *Hackelmann*, so in Störy, Kr. Hildesheim, und Hekenbeck, Kr. Gandersheim, sowie *Hackeljäger* in Oldershausen, Kr. Osterode, und Vöry, Kr. Hannover.

4. *Helljäger*

Der zweithäufigste Name für den Wilden Jäger in Ostfalen ist *Helljäger*. Er ist in 90 Orten hauptsächlich des Nordens und Nordwestens bezeugt, und zwar in den Kreisen Helmstedt (9 Orte, darunter 7 in den Amtsbezirken Calvörde und Vorsfelde), Gifhorn (13), Braunschweig (Neubrück, Watenbüttel: *Höll-*), Goslar (Ohrum), Peine (Horst), Celle (12), Burgdorf (12), Neustadt (13), Nienburg (Mardorf, Steimbke), Schaumburg-Lippe (Steinhude), Grafschaft Schaumburg (Waltringhausen), Hannover (6), Hildesheim (Ahstedt, Össelse, Sottrum, Wätzum), Alfeld (Lamspringe, Röllinghausen), Hameln (Amelgatzen, Kl. Hilligsfeld, Oldendorf, Welsede), Holzminden (Bremke, Halle, Harderode, Heinadel), Gandersheim (Astfeld, Dankelsheim) und Osterode (Wiershausen). *Helljäger* ist hauptsächlich im Nordniedersächsischen verbreitet, wo das Wort durch das Altmärkische Wörterbuch von Danneil¹²⁾ und durch das Lüneburger Wörterbuch von Kück¹³⁾ wie auch durch die Sammlung der Schleswig-Holsteinischen Sagen von G. Fr. Meyer¹⁴⁾ bezeugt ist. Umso verwunderlicher sind unsere wenigen Belege aus den Kreisen Goslar, Hildesheim, Gandersheim, Osterode, Holzminden und Alfeld, die weit verstreut fern vom Einflußbereich des Nordniedersächsischen gefunden

wurden. Vermutlich handelt es sich dabei um irrige Angaben von Gewährsleuten, die entweder selbst aus nördlicheren Breiten zugezogen waren oder das Wort *Helljäger* nur aus der nördlichen Sagenliteratur kennengelernt hatten.

5. *Haßjäger*

Noch enger begrenzt als der Geltungsbereich des Namens *Helljäger* ist der des Namens *Haßjäger*. 36 Belege verteilen sich auf die Kreise Helmstedt (Königslutter und Rottorf, beide neben *Helljäger*), Braunschweig (Wierthe), Gifhorn (Grußendorf), Wolfenbüttel (Fümmelse, Kl. Elbe und Nordassel), Goslar (Haverlah, hier neben *Hackelbarch*), Stadt Salzgitter (Bruchmachtersen, Hohenrode, Reppner, Salder), Peine (Eixe und Rüper), Hildesheim (Bockenem, Gr. Ilde, Holle, Listringen, Machtsum, Wendhausen, Werder), Gandersheim (Bodenstein, Ellierode, Greene, Hahausen, Nauen, Ortshausen, Seboldshausen), Osterode (Wiershausen: hier neben *Helljäger*), Einbeck (Sülbeck), Alfeld (Breinum, Netze, Ohlenrode), Hameln (Kl. Hilligsfeld: hier neben *Helljäger*), Burgdorf (Obershagen) und Celle (Lachendorf). Den Namen *Haßjäger* kannte man ferner nach Kuhn und Schwartz außer in Bockenem „überhaupt im Hildesheimischen“¹⁵⁾, nach Voges „in den Dörfern an den Lichtenbergen“, jetzt z. T. im Stadtkr. Salzgitter, z. T. in den Landkreisen Wolfenbüttel und Goslar¹⁶⁾ und nach Schambach und Müller in Holtensen, Kr. Northeim¹⁷⁾. Vergleicht man diese Angaben aus dem 19. Jahrhundert mit denen aus der Mitte des 20. Jahrhunderts in meinen Mundartfragebögen, so kommt man zu dem Schluß, daß – abgesehen von den zweifelhaften Belegen aus Königslutter, Rottorf und Grußendorf – *Haßjäger* nur im westlichen Ostfalen zwischen Oker und Weser bekannt war und hier besonders dem enger begrenzten Raum zwischen der Fuhse und der Netze zugehörte.

6. *Wöltjäger*

Der Name *Wöltjäger*, der in Schleswig-Holsteinischen Sagen als „*Wohljäger*“ und in den Westfälischen Sagen als „*Wolenjäger*“ vorkommt, fehlt nach Ausweis meiner Fragebögen auch in Ostfalen nicht ganz, obwohl er in den Sagensammlungen aus Ostfalen nicht erwähnt wird. Es fanden sich 28 Belege aus den Kreisen Helmstedt (Hoiersdorf), Gifhorn (Wittingen), Braunschweig (Destedt, Köchingen, Lehre und Zweidorf, hier neben *Hackelbarch*), Wolfenbüttel (Sehlde, hier neben *Hackelbarch*), Stadt Salzgitter (Beinum und Bad Salzgitter, hier neben *Haßjäger*), Peine (Adenstedt, Dungelbeck), Hildesheim (Grasdorf, Heinde, Steinbrück, Ummeln), Gandersheim (Lutter, hier neben *Hackelbarch*), Osterode (Willershhausen), Alfeld (Grafelde, Petze, Segeste), Hameln (Brünninghausen, Dörpe, Polle), Springe (Boitzum, Mittelrode), Hannover (Devese, Linderte) und Neustadt (Laderholz).

7. *Sonstige Namen*

In 24 Orten fand sich der Name „*wille Jäger*“, und zwar in den Kreisen Haldensleben (Ostingersleben), Helmstedt (Nordsteimke, Vorsfelde), Braunschweig (Essinghausen, und Lehre, hier neben), Wolfenbüttel (Halchter, Remlingen), Stadt Salzgitter (Lesse), Peine (Adenstedt, Dungelbeck), Hildesheim (Heinde, hier neben *Wöltjäger*), Gandersheim (Kl. Rhüden, hier neben *Hackelbernt*), Blankenburg-West (Hohegeiß), Osterode (Sieber), Einbeck (Krimmensen), Holzminden (Buchhagen, Eschershausen, Golmbach, Lüerdissen), Al-

feld (Esbeck, Fölziehausen, Mehle), Springe (Alvesrode) und Hannover (Nordgoltern). Vermutlich handelt es sich bei der Bezeichnung „wille Jäger“ aber nicht um ein wortgeographisch bedeutsames, echtes und altes Synonym, sondern um eine literarisch beeinflusste, verhältnismäßig junge Übersetzung aus dem Hochdeutschen ins Niederdeutsche.

Anders steht es mit 4 weiteren Namen, die jeweils nur einmal bezeugt sind, nämlich „*Hömann*“ in Ströbeck, Kr. Halberstadt, „*Langswanz*“ in Garbsen, Kr. Neustadt, „*Windhiusen*“ in Eimsen, Kr. Alfeld, und „*Wodensjäger*“ in Gestorf, Kr. Springe. Sie haben alle ein eigenständiges Gepräge, von denen 2 eine menschenähnliche und einer eine tierische Gestalt bezeichnen. Die vierte, Windhiusen, fällt als eine Art Ortsname völlig aus dem Rahmen aller sonstigen Benennungen des Wilden Jägers. Schließlich gab es noch einen einzigen Nachweis für die Bezeichnung des Wilden Jägers als „*Nachtjäger*“, allerdings nicht durch einen Fragebogen, sondern durch eine Sage aus der Gegend um Greene, Kr. Gandersheim¹⁸).

8. Namenerklärungen

Eindeutig sind außer *wille Jäger* ‚wilder Jäger‘ nur *Nachtjäger*, *Wöltjäger*, *Waldjäger*‘ und *Wodensjäger* ‚Wodansjäger‘. *Langswanz* bedarf einer Erläuterung. Es ist eigentlich einer der Beinamen des Teufels, der Schätze durch die Lüfte trägt, um sie den ihm ergebenen Menschen durch den Schornstein ihres Hauses hinabzuwerfen und auch *Füerdräke* genannt wurde¹⁹. Hier liegt also eine Verwechslung des Wilden Jägers mit einem anderen dämonischen Wesen vor, die wohl durch das weitverbreitete Sagenmotiv gefördert wurde, wonach der Wilde Jäger den ihn anrufenden Menschen einen Pferdeknochen oder -schinken zuwirft. *Hömann* dürfte darauf hinweisen, daß in den Sagen das Heulen des Sturmes als der Ruf „*ho-ho, tchiff, tchaff, toho!*“ oder ähnlich aus dem Munde des Wilden Jägers gedeutet wurde. *Windhiusen* ‚Windhausen‘ ist vielleicht verballhornt aus *Windsiusen* ‚Windsausen, Sausewind‘.

Helljäger hat wohl kaum etwas mit der hellen, feurigen Erscheinung des dämonischen Luftgeistes zu tun, die ihm in manchen Sagen zugeschrieben wurde. Das BW *Helle* bedeutet entweder, daß der Dämon wie der Teufel in der Hölle wohnt, oder – was ich für wahrscheinlicher halte –, daß er von einer „Helle“, d. h. einem Hang, einer Schlucht oder einer Senke zu seinen Luftritt aufsteigt. Über Verbreitung und Bedeutung des Flurnamenwortes *Helle/Hölle* habe ich 1969 in meinem Aufsatz über „Wörter für Bodenerhebungen in Ostfalen“ Einzelheiten mitgeteilt²⁰).

Daß der Name *Haßjäger* etwas mit Haßgefühlen zu tun haben könnte, zogen schon Kuhn und Schwartz offensichtlich nicht in Betracht. Sie meinten vielmehr, Haßjäger solle so viel heißen wie „*der Hastjäger oder schnelle Jäger*“²¹). Mochte dies nun der Deutungsversuch der Herausgeber der Sagensammlung von 1848 gewesen sein oder der ihrer Gewährsleute aus dem Volke, so will er mir doch nicht einleuchten. Es wäre zwar denkbar, daß die Form *Haßjäger* hier oder da durch nachlässige Aussprache des Wortes *Hastjäger* im Munde des einen oder des anderen Sagenerzählers oder durch einen Hörfehler des Sagensammlers entstanden sein könnte, doch halte ich es für höchst unwahrscheinlich, daß überall, wo man vom *Haßjäger* sprach, unabhängig voneinander das -t- zwischen s- und -j gewissermaßen lautgesetzlich ausgefallen sein sollte, wenn es ursprünglich vorhanden gewesen wäre. Eine Form *Hastjäger* ist aber, soviel ich weiß, weder in einer der ostfälischen Sagensammlungen noch unter den Angaben in meinen Mundartfragebögen zu finden, und das kann kein Zufall sein.

So müssen wir denn nach einer anderen Sinndeutung für das BW. *Haß-* suchen. Hier helfen uns die Flurnamen weiter, die mit dem BW. *Haß-* gebildet sind. Ich nenne aus dem westlichen Ostfalen, wo sich die meisten Belege für den *Haßjäger* fanden, 4 Bäche namens *Haßbēk* bzw. *Hasebēk* bei Möllensen im Kr. Alfeld, bei Hemmendorf, Kr. Hameln, bei Itzum, Kr. Hildesheim, und bei Eldagsen, Kr. Springe, ferner eine *Hasdēne* bei Förste, Kr. Alfeld, ein *Haßhöl* bei Garlebsen, Kr. Gandersheim, je einen *Haßkamp* bei Fümmele, Kr. Wolfenbüttel, und Engelnstedt, Stadtkr. Salzgitter, einen *Hasley* bei Everode, Kr. Alfeld, und ein *Haßsiek* bei Dölme, Kr. Holzminden. Zweifellos haben alle diese Namen nichts mit dem *Haß* oder mit *Hast* zu tun, aber womit sonst? Ein selbständiges niederdeutsches Wort *Haß* oder *Hasse* findet sich weder in meinem Zettelarchiv für ein Ostfälisches Wörterbuch noch in den gedruckten Wörtersammlungen ostfälischer Ortsmundarten und fehlt auch im Mittelniederdeutschen Wörterbuch. Es gibt lediglich ein angelsächsisches und altsächsisches Eigenschaftswort *hasu* mit der Bedeutung ‚grau(braun)‘ bzw. ‚dunkel‘, das M. Wiswe²²⁾ zur Deutung des Engelnstedter Flurnamens *Haßkamp* und B.-U. Kettner zur Erklärung der 4 Bachnamen *Has(s)e)bēk* herangezogen haben²³⁾. Dieses Wort muß also, obwohl seit dem späten Mittelalter in Ostfalen als Appellativ nicht mehr bezeugt, doch im Wortschatz noch nachgelebt haben, als die seit dem späten 16. Jahrhundert überlieferten Flurnamen mit *Haß-* als BW. als sinnvolle Geländebezeichnungen geprägt wurden. Ist die Herleitung des BW.s der genannten FLN. vom frühmittelalterlichen *hasu* richtig, so bedeutet *Haßjäger* also den grauen, dunklen Jäger, was sehr gut zu der Vorstellung eines durch Sturmgewölk reitenden dunklen Dämons passen dürfte.

Das meiste Kopfzerbrechen machte den Mythologen, Volkskundlern und Namenforschern jahrzehntelang die Erklärung des Namens *Hackelberg* als Bezeichnung für den Wilden Jäger in Ostfalen. Zwar wurde in nicht wenigen Sagen die Erscheinung des Wilden Jägers scheinbar glaubhaft auf Forstleute des Namens *Hackel(n)berg* zurückgeführt, die wirklich gelebt haben und wegen ihrer unchristlichen Jagdleidenschaft zum ewigen Jagen durch die Luft verdammt worden sein sollten. Einer dieser Forstleute sollte ein braunschweigischer Oberjägermeister im Okergebiet gewesen sein, ein anderer aber Oberförster im Solling. Von beiden sollte ein Grabstein ihre letzte Ruhestätte bezeichnen, deren eine man im Steinfeld der Oker am Klöpperkrug bei Wülperode, Kr. Halberstadt, gefunden haben wollte, die andere dagegen auf dem Moosberg zwischen den Sollingorten Neuhaus und Silberborn. Weder die figürlich geschmückte liegende Epitaphplatte am Klöpperkrug noch der aufrecht stehende Gedenkstein auf dem Moosberg weisen aber den Namen *Hackelberg* auf, und es ist meines Wissens trotz eifriger Nachforschungen auch nicht gelungen, einen Forstmann dieses Namens für die 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts, aus der die Gräber stammen sollten, archivalisch nachzuweisen. Damit ist allerdings nicht gesagt, daß es *Hackelberg* als Familiennamen nicht gab. So verkaufte z. B. ein *Henrik Hakelnberch* im Jahre 1333 anderthalb Morgen Landes bei Braunschweig, und in Wasserleben, Kr. Wernigerode, gab es eine Familie *Hackelberg*, die den Wilden Jäger als ihren Stammvater ansah²⁴⁾. Aber damit ist uns noch nicht weitergeholfen. *Hackel(n)berg* ist als Familiennamen zweifellos eine der Herkunftsbezeichnungen nach einem FLN., wie es deren hierzulande zahlreich gibt. Der FLN. *Hackel(-n)barch* ist in Ostfalen weit verbreitet zwischen Mittel- und Oberweser. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit kenne ich Belege für diesen FLN. aus den Kreisen Haldensleben (Alleringerslebe), Wanzleben (Altenweddingen, Hadmersleben, Ovelgünne, Seehausen), Oschers-

leben (Oschersleben), Halberstadt (Wülperode), Helmstedt (Alversdorf, Beierstedt, Dobbeln), Gifhorn (Ehmen), Braunschweig (Wendeburg, Wendhausen), Wolfenbüttel (Woltwiesche), Goslar (Steinlah), Stadt Salzgitter (Gebhardshagen), Gandersheim (Ellierode), Osterode (Wiershausen), Northeim (Nienover), Einbeck (zwischen Hilwartshausen und Lauenberg), Holzminden (Lenne) und Alfeld (Harbarnsen, Sehlem). Helga Meyer hat 1954 in ihrer ungedruckt gebliebenen Göttinger Dissertation über die Hackelbergsage versucht, den Namen *Hackelberg* als Bildung mit dem Zeitwort *hacken* als erstem Glied zu erklären und auf die alte Haubergwirtschaft zurückzuführen, aber einräumen müssen, daß gerade aus Südniedersachsen keine Hinweise auf Haubergwirtschaft vorhanden seien. Gegen die Herleitung des BW.s *Hackel(n)* vom Zeitwort *hacken* spricht aber auch die Verbindung desselben BW.s in anderen ostfälischen FLN. mit Grundwörtern wie *blēk*, *-born*, *-dāl*, *-grāben*, *-hoff*, *-legde*, *-masch*, *-siek* und *-wīsche*, die vorwiegend auf feuchtes Gelände hindeuten, M. Wiswe hat daher gewiß recht, wenn sie, soweit das Salzgitter-Gebiet in Betracht kommt, das BW. in solchen FLN. auf den mundartlichen Namen der Hauhechel, *Ononis spinosa* zurückführt²⁵). Für Hackele f. als Namen dieses wild wuchernden, früher weit verbreiteten Krautes habe ich 1953 im 4. Mundartfragebogen des Braunschweigischen Landesmuseums nicht weniger als 238 Ortsbelege bekommen. Für die *Hackelberge* bei Ellierode und Wiershausen wurde übrigens von den Flurnamen- und Sagensammlern ausdrücklich angegeben, daß dort früher viele Hauhecheln wuchsen. Das schließt nicht aus, daß der eine oder andere *Hackelberg* in Ostfalen nach einem Geländevorsprung benannt worden sein kann, für den Schambach in seinem Wörterbuch 1858 das mundartliche Wort „hackel“ aufgeführt hatte²⁶). Allerdings fehlt ein Wort dieser Bedeutung in den späteren gedruckten ostfälischen Mundartwörtersammlungen ebenso wie in meinem Zettellarchiv für ein Ostfälisches Wörterbuch.

Solche Erklärungen des ersten Gliedes im FLN. *Hackel(n)barch* und des von ihm herzuleitenden Familiennamens sagen jedoch nichts darüber aus, wie man dazu gekommen ist, die Sagengestalt des Wilden Jägers in Ostfalen *Hackelberg* zu nennen. Hier führt uns meines Erachtens das durch meinen Mundartfragebogen nachgewiesene Synonym *Hackelbärent* bzw. *-ber(e)nt* auf die richtige Spur. Jacob Grimm, der dieses Wort zwar nicht aus Ostfalen kannte, wohl aber ohne Angabe von Ortsbelegen aus Westfalen in der Form *Hackelberend*, erklärte unter Bezugnahme auf angelsächsisch *hacele* f. ‚Gewand, Mantel, Kutte, Rüstung‘ das altsächsische Wort *hakolberand* als „einen gerüsteten geharnischten Mann“ und erinnerte daran, daß in der germanischen Göttersage Odin, das nordgermanische Ebenbild des südgermanischen Wodan, mit breitkrepfigem Hut und blauem, fleckigem Mantel erscheint. J. Grimm war daher davon überzeugt, daß der altsächsische *Hakolberand* ein Beiname Wodans war²⁷). Wenn dem so ist, haben wir in unserem ostfälischen *Hackelbärent/-ber(e)nt* ein hochaltertümliches Relikt aus vorchristlicher Zeit vor uns. Wo an seiner Stelle der Flur- = Familienname *Hackelbarch* erscheint, handelt es sich demnach vermutlich um eine Fehldeutung des aus dem lebendigen Wortschatz geschwundenen und daher unverständlich gewordenen Wortes *Ha(c)-kel* ‚Mantel‘ zugunsten des noch allgemein gebräuchlichen Wortes *Hackele* ‚Hauhechel‘ oder des seltenen *Hackel* ‚Landvorsprung‘ und um die Verballhornung des ebenfalls nicht mehr verständlichen Grundwortes *-ber(e)nt* ‚Träger‘ zu dem ähnlich klingenden und einleuchtenderem *-berch*. Eine solche Verballhornung müßte dann schon im späten Mittelalter eingetreten sein, bevor das *-e-* in *Berch* zum *-a-* der neuostfälischen Form *Barch* gesenkt wurde. Eine andere Möglichkeit der Verballhornung des unverständlichen *-ber(e)nt* bot sich

in der Bezeichnung des Wilden Jägers als *Hackelbärt*, wozu vielleicht der Gedanke an einen unheimlich bärtigen Jäger Vorschub leistete. Am sinnvollsten war wohl die Ersetzung des ursprünglichen Namens *Hackelbärent/-ber(e)nt* durch *Hackeljäger* und *Hackelmann*, wobei noch mehr oder weniger bewußt die Erinnerung an die Bedeutung des verklungenen Wortes *Ha(c)kel* ‚Mantel‘ mit im Spiel gewesen sein mag.

Anmerkungen:

¹⁾ J. Grimm, Deutsche Mythologie. Berlin 1854. 4. Aufl. von Elard Hugo Meyer, Bremen 1876 im unveränderten photomechanischen Nachdruck, Basel 1953; hier Bd. II, S. 765 ff. u. Bd. III, S. 280. — ²⁾ A. Kuhn und W. Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche. Leipzig 1848, Abschnitt XX, Nrn. 242 ff. — ³⁾ G. Schambach u. W. Müller, Niedersächsische Sagen und Märchen. Göttingen 1854. Neuausgabe von W. E. Peuckert, Stuttgart 1948; hier Nrn. 97–101. — ⁴⁾ H. Pröhle, Harzsagen. Hornhausen 1853. Neuausgabe von W. E. Peuckert, Bad Harzburg 1957; hier Nrn. 89 I–IV, 139, 140 I, 235. — ⁵⁾ Th. Voges, Sagen aus dem Lande Braunschweig. Braunschweig 1895; hier Nrn. 1–3. — ⁶⁾ Fr. Sieber, Harzlandsagen. Jena 1928; hier S. 67 ff. — ⁷⁾ H. Sohnrey, Tchiff tjaff, toho! Gestalten, Sitten und Bräuche, Geschichten und Sagen aus dem Sollinger Walde. Berlin 1929; hier S. 208 ff. u. 277. — ⁸⁾ H.-Br. Krieger, Elmsagen. Braunschweig 1967; hier S. 9 ff. — ⁹⁾ Gustav Fr. Meyer, Schleswig-Holsteinische Sagen. Jena 1929; hier S. 68 ff. — ¹⁰⁾ Paul Zaunert, Westfälische Sagen. Jena 1927; hier S. 45 ff. — ¹¹⁾ Paul Zaunert, Hessen-Nassauische Sagen. Jena 1929; hier S. 5 ff. — ¹²⁾ J. Fr. Danneil, Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart. Salzwedel 1859; hier S. 80. — ¹³⁾ E. Kück, Lüneburger Wörterbuch. Neumünster 1942 ff; hier Bd. 1, Spalte 739. — ¹⁴⁾ Wie Anm. 9. — ¹⁵⁾ wie Anm. 2; hier Nr. 250. — ¹⁶⁾ wie Anm. 5; hier Nr. 2. — ¹⁷⁾ wie Anm. 3; hier Anmerkung zu Nr. 101, S. 342. — ¹⁸⁾ wie Anm. 3; hier Anmerkung zu Nr. 101, S. 342. — ¹⁹⁾ W. Flechsig, Der Teufel in der ostfälischen Volkssprache (in: Braunschweigische Heimat 68, 1982, S. 72 ff. u. 97 ff; hier S. 120 f.). — ²⁰⁾ W. Flechsig, Wörter für Bodenerhebungen in Ostfalen. Ein Beitrag zur Flurnamenkunde und Wortgeographie (in: Braunschweigische Heimat 55, 1969, S. 55 ff., 81 ff. u. 119 ff.); hier S. 57 ff. — ²¹⁾ wie Anm. 2; hier Nr. 250. — ²²⁾ M. Wiswe, Die Flurnamen des Salzgittergebietes. Braunschweig 1970; hier S. 170. — ²³⁾ B.-U. Kettner, Flußnamen im Stromgebiet der oberen und mittleren Leine. Rinteln 1972; hier S. 112. — ²⁴⁾ wie Anm. 6; hier S. 74. — ²⁵⁾ wie Anm. 22; hier S. 160. — ²⁶⁾ G. Schambach, Wörterbuch der niederdeutschen Mundart der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen. Hannover 1858; hier S. 71. — ²⁷⁾ wie Anm. 1; hier S. 769 f.

Der Niedergang der Ducksteinbrauerei in Königslutter im 19. Jahrhundert

Von Heinz Röhr

Königslutter war im Nachmittelalter eine sehr bekannte Brauerstadt. Zuerst erwähnt wird das Brauwesen in der Stadt 1530, im Stift Königslutter 1573. Gebraut wurde dort das sogenannte Ducksteinbier, ein wenig gehopftes Weizenbier von hellgelber Farbe und süßem Geschmack, das sehr bekömmlich war und als heilkräftig für verschiedene Krankheiten galt. Im 18. Jahrhundert wurden zwei Drittel des Ducksteinbiers exportiert. Es ging vor allem nach Magdeburg, aber auch nach Halle, Leipzig, Stendal, Salzwedel, Hamburg, Kassel und in die Niederlande. Zu seinen besonderen Liebhabern gehörte der König Friedrich Wilhelm I. in Potsdam. Zwei Drittel bis drei Viertel des Steueraufkommens in der Stadt Königslutter wurde von den 73 Brauern, die meistens zugleich einen größeren Bauernhof besaßen, ein Handwerk betrieben oder erfolgreiche Geschäftsleute waren, aufgebracht. Viele ihrer schö-

nen alten Brauhäuser sind in der Stadt an ihrem reichen Schmuck, den großen Toreinfahrten, den mächtigen Böden und vor allem an den umfangreichen Gewölbekellern zum Lagern des Bieres noch zu erkennen. Von den zahlreichen Ausgängen, die einst von der Lutter abzweigten, um die Häuser mit dem notwendigen Trink- und Brauwasser zu versorgen, blieb dagegen nur der Rennebach, der an der Wallstraße am besten zu verfolgen ist, erhalten.

In der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts versuchte die Brauerinnung das Brauwesen dadurch zu stärken, daß sie umfangreichen Landbesitz aufkaufte, damit die Brauer den benötigten Weizen auf eigenen bzw. billig gepachteten Böden anbauen könnten. 1758 erwarben die Brauer den Niedernhof mit 310 Morgen Acker, 1789 den „Großen Hof“ in Oberlutter mit der brauberechtigten „Brücke“ und dem in der Stadt gelegenen Wolf'schen Brauhaus, zu dem insgesamt 190 Morgen Acker- und Wiesenland gehörten, und mehrere kleinere Ländereien, so daß der Landbesitz der Brauer schließlich eine Größe von 625 Morgen erreichte. Wesentlich größer war die landwirtschaftliche Nutzfläche, die die Brauer gepachtet hatten. Sie umfaßte fast das gesamte Stiftsgut (999 Morgen) mit dem Hagenhof (269 Morgen) und den Gueschen Ländereien (143 Morgen) sowie kleinere Besitztümer, die zunächst 1768, dann 1770 auf 99 Jahre gepachtet wurden, insgesamt eine Fläche von 1730 Morgen. Der 1855 unternommene Versuch der Brauerschaft, die Stiftsländereien käuflich zu erwerben, scheiterte, weil seinem Besitzer, dem Kloster- und Studienfonds, die ständigen Einnahmen, die er für kirchliche, kulturelle und wohltätige Zwecke verwendete, nicht entzogen werden durften.

Zur Verwaltung der umfangreichen Ländereien hatten die Brauer eine Brauer- oder Ackersocietät gebildet, an deren Spitze 2 Vorsteher, 6 Deputierte oder Monenten und ein Rechnungsführer standen. Der größte Teil der erworbenen Grundstücke, insbesondere der Acker, war unter die Interessenten verteilt und den einzelnen Brauern erb- und eigentümlich zugefallen, so daß sie wirkliche Pertinenzstücke der Brauhäuser geworden waren. An dem ungeteilt zu gemeinschaftlicher Benutzung verbliebenen Grundbesitz stand den Interessenten gleichfalls ein wirkliches Eigentumsrecht zu, so daß der Anteil daran ebenfalls als ein Zubehör der Brauhäuser gerechnet werden mußte. Die durchschnittliche Größe des zu den 73, später 71 Brauhäusern gehörenden Besitztums am Anfang des 19. Jahrhunderts betrug 10 Morgen eigenes Ackerland und ca. 12 Morgen Pachtacker, wofür ein entsprechender Pachtzins zu entrichten war. Außerdem hatten die Brauer die nicht geringen gemeinsamen Lasten für den Erwerb und die Erpachtung der Grundstücke der Brauersocietät mit zu tragen. Die brauende Bürgerschaft erhoffte durch den Erwerb eigenen Landes das Interesse der einzelnen Brauer am Brauwesen zu stärken und die Gewinnaussichten zu verbessern. Eine Steigerung des Wohlstandes erfolgte aber nicht, da dadurch die Brauer „in den unseligen Mittelzustand zwischen Bürger und Bauer“¹⁾ versetzt wurden.

Nicht günstig wirkte sich nach der Meinung der Brauer auch die in der Zeit der französischen Besatzung im Jahre 1808 verkündete Gewerbefreiheit für das Brauwesen aus. Die Brauersocietät wandte sich am 29. 9. 1808 mit folgendem Schreiben an ihre Mitglieder: „Unsere bisherige Verfassung bestand bei der Ducksteinbrauerei in einem Reihe Gebrau. Soll nun die Interessentschaft nach den neuen Gesetzen ferner bestehen, so müssen wir uns einer für alle und alle für einen verbindlich machen, die alte Ordnung, der Reihe nach zu brauen, beizubehalten. Die Interessentschaft ist zu sehr aneinander gekettet, indem durch Ankauf einiger Grundstücke so wohl als auch gepachteten Acker sie im ganzen verbunden, und sollte

einer oder der andere austreten, so würden wir alle unglücklich“²⁾. Was die Brauer befürchtet hatten, trat ein: Einige Brauer hielten sich nicht mehr an das Reihebrauen, und die gesamte Ordnung des Brauwesens geriet dadurch ins Wanken. Da aber nur wenige von den allgemeinen Regeln abwichen, hielten sich die ungünstigen Folgen in Grenzen.

Unangenehmer war, daß die Qualität des Ducksteinbieres allmählich zurückging. So betont Bürgermeister Albrecht in einem Schreiben vom 26. 10. 1815, „daß in älteren Zeiten der Gehalt des Ducksteins ungleich stärker gewesen sei als jetzt und seit 70 und mehreren Jahren, welches vorzüglich darin seinen Grund hat, daß theils das Holz, Böttcherlohn usw. damals wohlfeiler, theils der Absatz des Ducksteins ungleich stärker gewesen, indem solcher in vorigen Zeiten weit und breit verfahren ist, daher ein jeder der 73 Brauer 7 bis 8-mal im Jahre gebrauet hat, statt daß das Brauen noch dazu bei jetzt nur halben Gebrauen gegenwärtig unter den noch vorhandenen 71 Brauern kaum 1 ½-mal im Jahre herumkommt“³⁾. Als ein Grund für den schlechten Duckstein wird angegeben, daß es viele Brauer gäbe, die ein paar Brauzeiten zugespachtet hätten und nicht mehr so sehr auf die Qualität, sondern mehr auf die Quantität achteten. Immer stärker machte sich auch die Konkurrenz anderer Biere bemerkbar.

Im April 1816 trat erstmals die Brauersocietät, die während der Zeit der französischen Fremdherrschaft und der Befreiungskriege nicht getagt hatte, wieder zusammen. Sie traf wichtige Entscheidungen für eine bessere Verwaltung des Grundbesitzes und der Pachtländereien, mußte aber eine Herabsetzung des Preises für ein Quartier (einen Krug) Ducksteinbier von 8 auf 7 Pfennig hinnehmen. Nachdem im Jahre 1821 die Gilden im Herzogtum Braunschweig wiederhergestellt waren, wurde auch die Brauerinnung in Königsutter neu bestätigt. Maßgebend blieb für sie die alte Brauerordnung von 1795. Damit war auch das Reihebrauen wieder zwingend vorgeschrieben.

1829 wurde dieses aber wiederum aufgegeben. Die Folgen zeigten sich nach wenigen Jahren. Darüber heißt es in einem Brief des Brauvorstehers August Rühland an das Herzogliche Staatsministerium vom 26. 4. 1833: „Bald entstand Überfluß, bald Mangel, in einer Woche waren oft 7 oder 8 und noch mehrere Gebraue zu erstellen, während sich der Absatz auf ein, höchstens zwei Gebraue beschränkte, dann war wieder gar kein Bier vorhanden, weil jeder Brauer unter solchen Verhältnissen Abstand nahm, zu brauen. Große Bierquantitäten verdarben, der Preis senkte sich zu einer Tiefe herunter, bei der der Brauer nicht bestehen konnte, und auf diese Weise verloren die Brauhäuser so bedeutend am Werthe, daß mehrere, welche zu 3 000, 3 500 und 4 000 Taler angekauft waren, für 1 200 bis 1 500 Taler verkauft wurden. — Nach meinem Auszuge aus dem Hypothekenregister ruhet auf den gesamten hiesigen Brauhäusern an eingetretenen Hypothekenschulden die Summe von 106 955 Talern, als im Durchschnitt auf jedem der 71 Brauhäuser eine Schuldenlast von 1 500 Talern außer denjenigen Schulden, für welche die gesamte Brauerinnung gleichmäßig haftet und welche auch noch 25 000 Taler betragen. Von jenen Brauhäusern sind 23 für 2 500, 3 000 und 3 500 Taler verpfändet, und die Besitzer dieser Häuser, welche bisher ihr redliches Auskommen fanden, sind die ersten, welche mit ihren Familien an den Bettelstab gebracht werden“⁴⁾. Den wiederholten Bitten der Brauer entsprechend wurde 1838 die alte Brauordnung wieder eingeführt.

Später kamen aber den Brauern selbst Bedenken gegen die althergebrachte Art des Brauens, und sie begannen einzusehen, daß in dem Festhalten daran der wichtigste Grund



Abb. 1 Zwei ehemalige Brauhäuser am Markt in Königsutter

Foto: Liestmann, Königsutter

für den Verfall des Brauwesens gesehen werden müsse. Der Stadtmagistrat von Königsutter zog aus dieser Einsicht in seinem Schreiben an die Herzogliche Kreisdirektion in Helmstedt vom 15. 6. 1845 nachstehende Folgerungen: „Bekanntlich macht man in jetziger Zeit an die Gewerbetreibenden größere Ansprüche als früherhin, das Publikum will durchaus nicht mehr von denselben abhängig sein. Bei den Reihebrauern trifft das aber noch in vollem Maße zu. Die Reihebrauer, wohl wissend, daß das Publikum sie am Brauen wisse, sind weder auf die Herstellung eines gleichmäßig guten Fabrikats noch auf Eröffnung von Absatzwegen bedacht. Jetzt, nach dem Anschluß an den großen Deutschen Zollverein und mit Hilfe der Eisenbahnen müßte es ja ein Leichtes sein, dem früher in den Städten Magdeburg, Berlin, auch in Stendal, Salzwedel, Gardelegen, Tangermünde, in Leipzig und Dresden so beliebt gewesenen Duckstein wieder Eingang zu verschaffen. Das ist aber nur möglich, wenn die Brauerei in die Hände einzelner industrieller Personen gelangt, welche nicht nur immer ein egal gutes Bier zu brauen, sondern auch auf die Eröffnung der Absatzquellen Bedacht nehmen.“⁵⁾.

Die Herzogliche Kreisdirektion stimmte in ihrem Antwortschreiben vom 26. 9. 1845 mit den Brauern in Königsutter darin überein, „daß die Überlassung des Braubetriebes an etwa drei Pächter unter Aufhebung der Reihebrauerei und der Gestattung des Brauens jeder Bierart, einestheils den Wetteifer der Pächter zu beleben und anderentheils das Publikum gegen Biermangel und schlechte Ware zu sichern geeignet sein würde“ (ebenda), wies aber darauf hin, daß etwa ein Drittel der Brauer in Königsutter dieser Neuregelung des Brauwesens nicht zugestimmt hätte und die Brauerinnung nicht berechtigt wäre, in die Privatrechte der einzelnen Gildegenossen einzugreifen. So unterblieb die Verpachtung.

1846 wandten sich die Brauer wieder dem Versand des Ducksteinbieres ins Ausland zu, nachdem sie sich 30 Jahre lang darum kaum gekümmert hatten. Es wurde festgesetzt, daß für ein Gebrau statt 1 240 1 600 Pfund Malz genommen werden sollten, um ein kräftigeres Getränk von 14 Graden zu erreichen, und daß der Preis für ein Quartier oder einen Krug Duckstein mit 8 Pfennig um einen Pfennig über der nach den Kornpreisen berechneten Skala festgesetzt werden sollte. Der mit dem Versand des Ducksteinbiers beauftragte Brauer Marburg berichtete, daß er von Juli bis Dezember 1846 68 Tonnen Duckstein ins Ausland, davon 44 in Magdeburg, 14 in Moorsleben und 3 in Celle abgesetzt habe. Der Verkauf im Inland, vor allem in den Städten Braunschweig und Wolfenbüttel, wäre so gut verlaufen, daß während des Sommers 1846 doppelt so viel Malz wie in den vergangenen Jahren verarbeitet werden konnte. Allerdings mußte er auch zugeben, daß Sendungen aus Magdeburg und Celle zurückgekommen seien, weil der Duckstein in dem heißen Sommer sauer geworden und in dem kalten Winter gefroren wäre⁶⁾. Auf die Dauer vermochte sich das Ducksteinbier gegenüber den stärker gehopften und wesentlich haltbareren süddeutschen Bieren, die als Gerstenbiere auch preiswerter waren, nicht durchzusetzen.

1847 wandte sich der Landwirt und Brauer Wilhelm Bühring an die Herzogliche Kreisdirektion in Helmstedt und bat um die Konzession zur Eröffnung einer Bitterbierbrauerei. Zur Begründung seines Antrags führte er folgendes aus: „Im hiesigen Orte, wie ebenfalls in den Städten Helmstedt, Schöningen und Schöppenstedt und den nahe gelegenen Dorfschaften ist eine Bitterbierbrauerei meines Wissens nicht vorhanden und wird, trotzdem die Consumption noch immer im Zunehmen begriffen ist, dasselbe größtenteils in Braunschweig bezogen. Da nun in Königsutter besseres Wasser und wohlfeilere Feuerung vorhanden ist, die Locale und Arbeitslöhne billiger als in der Hauptstadt sind, auch der Transport von dorthier den Preis noch erhöht, so hoffe ich den hiesigen Einwohnern wie der umliegenden Gegend ein besseres und wohlfeileres Bier verkaufen zu können“⁷⁾. Die Brauervorsteher Culemann und Brandes machten am 13. 10. 1848 eine Eingabe an die Regierung in Braunschweig und empfahlen, Bührings Gesuch abzulehnen. Sie wiesen darauf hin, daß eine derartige Konzession nicht den Bestimmungen der alten Brauordnung von 1795 entspräche, der Duckstein auch nur ein geringeres teuer wäre als „das der Gesundheit schädliche Lagerbier“, unter dem man jede Art von Bier verstehen könne, die mit Hopfen versetzt sei. Das Trinken dieser bayrischen Biere sei zwar modern, „allein untersuchen wir, welche Menschen und zu welchem Zweck sie dieses Getränk lieben, so finden wir, daß es vornehmlich nur von exaltirten Köpfen und Müßiggängern genossen wird, um sich in einen berauschten und nicht zurechnungsfähigen Zustand zu versetzen. Wie der Türke sein Opium liebt, so sucht der sonst so verständige Deutsche dem bitteren Lagerbier Geschmack abzugewinnen“ (ebenda). Die Konzession wurde dem Brauer Bühring im Jahre 1849 daraufhin mit der Auflage erteilt, nur ein untergäriges Lagerbier zu brauen, das besser als das gewöhnliche sein mußte.

Später erhielt er auch die Genehmigung, in seinem Hause in Königsutter Nr. ass. 160 (Westernstraße 33) eine Schankwirtschaft zu betreiben und auf seinem Hof einen Ausspann für Fuhrleute und Landwirte einzurichten. 1864 verpachtete er beides an den Braumeister Wilhelm Krull aus Heiligendorf. Dieser war fast zwei Jahrzehnte in der Brauerei Warberg tätig gewesen, zuletzt 10 Jahre als Braumeister. Als tüchtiger Braufachmann gründete er nach Ablauf der Pachtzeit in dem Haus Nr. ass. 190 (Westernstraße 24) eine eigene Brauerei, die sich sehr gut entwickelte und bald zu den besten Steuerzahlern in der Stadt zählte. Das



Abb. 2 Ehemaliges Brauhaus am Sack 1 in Königslutter
Gebäude aus dem Jahre 1670

Foto: Liestmann, Königslutter

dafür 1872 errichtete Brauhaus, das später als Turnhalle diente, wurde im Zuge der Baumaßnahmen im Zusammenhang mit der Verlegung der Bundesstraße 1 im Jahre 1983 abgerissen, die dazu gehörige Gaststätte besteht unter dem Namen „Altes Brauhaus“ heute noch.

Die Ducksteinbrauerei ging in der II. Hälfte des 19. Jahrhunderts immer mehr zurück. 1867 berichtet Bürgermeister Arndt, daß sie nur noch von drei Brauern in der Stadt betrieben würde. Der Pachtvertrag mit der Herzoglichen Domänenkammer über die Stiftsländereien, der 1870 auslief, wurde noch einmal für kurze Zeit verlängert, weil die Verhandlungen über die Separation noch nicht vollständig abgeschlossen waren. Die letzten Societätsrechnungen liegen für die Jahre 1872–73 vor. 1874 begann man mit der Auszahlung der Gelder für die Mitglieder der Brauereisocietät. Die letzte Braueinrichtung für das Ducksteinbier in Königslutter, die bis dahin in dem Grundstück Kattreppeln 1 bestanden hatte, verschwand im Jahre 1903. Damit hatte die Ducksteinbrauerei, die die Brauer in Königslutter einmal in einem Schreiben an den Herzog im Jahre 1787 „die Seele und das Entstehen dieser Stadt“ genannt hatten, endgültig ihr Ende gefunden.

Quellen- und Literaturhinweise:

G. Hassel und K. Bege: Geographisch-statistische Beschreibung der Fürstentümer Wolfenbüttel und Blankenburg. Braunschweig 1802 f. – Stadtarchiv Königslutter: B III 2; B II 33; B II 36; B II 49; B II 56; B II 58. – A. Lüders: Die ehemalige Brauerinnung in Königslutter. In: Braunschweigisches Magazin. Jg. 1899, S. 100–102. – H. Röhr: Handel mit süßem Duckstein. In: Braunschweigische Heimat. Jg. 39 (1953). S. 73–76.

Neues heimatliches Schrifttum

Manfred R. Garzmann: Ludwig Hänselmann (1834 – 1904). Erster hauptamtlicher Stadtarchivar Braunschweigs. (Stadtarchiv und Stadtbibliothek. Kleine Schriften. 12.). Braunschweig: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag 1984. 36 S., 1 Farbbabb. – Kart.

Zum 80. Todestag Ludwig Hänselmanns hat in der Reihe „Stadtarchiv und Stadtbibliothek Braunschweig. Kleine Schriften“ Dr. Manfred Garzmann, Leiter des Stadtarchivs Braunschweig, das vielseitige Schaffen Hänselmanns umfassend gewürdigt.

Ludwig Hänselmanns Schrifttum umfaßt nach Garzmanns Liste 113 Titel, die den Historiker und Archivar als großen Stadthistoriker ausweisen, aber auch deutlich machen, daß sich Hänselmann zuweilen auch als Literat versuchte, dessen Sujet Geschichten aus Braunschweigs Vergangenheit bildeten. Möglich, daß die enge Verbundenheit mit der „Gesellschaft der Kleiderseller“ und besonders Wilhelm Raabe den Historiker diesen grenzüberschreitenden Schritt hat wagen lassen.

Über das Leben, das Schaffen, die Bedeutung Ludwig Hänselmanns, die für die Erforschung der Geschichte Braunschweigs und des norddeutschen Städtewesens überhaupt kaum überschätzt werden kann, wird man in der neuen „Kleinen Schrift“ auf durchaus angenehme Weise informiert. Der Stil ist allerdings stellenweise etwas zu blumig und emphatisch geraten. Die Fähigkeiten und Charaktereigenschaften Hänselmanns

etwa werden aus der unterschiedlichen regionalen Herkunft der Eltern (der Vater stammte aus Stuttgart, die Mutter aus Braunschweig) wie folgt erklärt: „Dem väterlichen Erbteil verdankte er seine geistige Flexibilität, seine unverkennbaren dichterischen Talente und nicht zuletzt den von zarter Kindheit an die Zeit seines Lebens bewahrten Respekt vor der hohen Kunst des Buchdrucks . . . Von der mütterlichen Seite dürfte er die beispielhafte Gründlichkeit und die bisweilen zur Pedanterie neigende Gewissenhaftigkeit geistigen Schaffens geerbt haben, aber auch das lebenslang unverbrüchliche Verständnis für das oft als labil bezeichnete niedersächsisch-ostfälische Wesen.“

Daß die Vererbbarkeit elterlicher Fähigkeiten auf die Kinder nicht unbedingt als Automatismus angesehen werden kann und die regionale Herkunft nicht immer den Charakter erklärt, dürfte dem Biographen Hänselmanns bekannt sein; seine Feststellungen über diese Thematik werden daher wohl eher als rhetorische Ausschmückung zu werten sein.

In der Schrift über Hänselmann ist ein Überblick über die sächsischen Städtebünde und die Rolle Braunschweigs als Hansestadt eingefügt, begründet mit dem Interesse, das Hänselmann der hansischen Geschichte entgegenbrachte, was sich auch dreißigjährigen Mitgliedschaft im Hansischen Geschichtsverein dokumentierte. Ein Aufsatz, den man sich in ausführlicher Form an anderer Stelle, als versteckt in einer Biographie, gewünscht hätte. – –

Matthias Puhle

Heinz Wolters, Antiquitätenhandlung Wolters, Kastanienallee 2a in Braunschweig, hatte die Gäste der Feier seines 60. Geburtstages gebeten, anstatt eines Geschenkes an ihn den Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz mit einer Geldspende zu bedenken. Diese Anregung wurde gern aufgenommen, und es kam die stattliche Summe von DM 1 338,10 zusammen.

Unser Verein dankt Herrn Wolters und allen Spendern herzlich für diese unerwartete Gabe zur Unterstützung unserer Arbeit für Braunschweig und das Braunschweiger Land.

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: 3300 Braunschweig, Mönchstraße 1 – Schriftleitung: Dr. M. Wiswe, 3300 Braunschweig, Kälberwiese 13c – Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag, Braunschweig – Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

71. Jahrgang

September 1985

Heft 3/4

Braunschweiger Bucheinbände aus fünf Jahrhunderten

– Handwerkstradition in einer alten Stadt –

Von Josef Daum

Über das Buchwesen als solches treten in Braunschweig erst verhältnismäßig spät, nämlich seit dem Ausgang des 13. Jhdts. zuverlässige Nachrichten auf. Das war schon eine Zeit, wo Besitz von Büchern und Bibliotheken keine Seltenheit mehr waren, sie aber dennoch zu den wertvollsten und besten Besitztümern gerechnet wurden. Dem entspricht auch die Sorgfalt, womit in Testamenten über Bücher verfügt wurde, um ihre Erhaltung für die Zukunft zu sichern. Wir können deshalb solchen Nachrichten entnehmen, daß im 13. und 14. Jhd. eine ganze Menge von Büchern vererbt wurden, daß umfangreiche Bibliotheken des Rates der Stadt, der Kollegiatstifte der Klöster, ja sogar privater Besitzer bestanden haben. Wir wissen aber nur wenig oder fast nichts über die Handwerker jener Zeit, welche die Bücher eingebunden haben.

Hier fällt gegenüber den Zeugnissen für ein blühendes Zunftwesen in der damaligen alten Hansestadt – Goldschmiede, Beckenwerker, Gewandschneider etc. – auf, wie verhältnismäßig spät die Buchbinder als selbständiges Handwerk auftreten. Sicher liegt der Grund, daß sie während dieser Zeiträume des Mittelalters noch nicht als Gilden erscheinen, in der begrenzten Zahl der Meister, die nicht zur Bildung einer Gilde ausreichte. Zudem wurden ja die Bücher immer noch handschriftlich hergestellt und die Einbandgestalter gehörten entweder dem geistlichen Stande an, waren Mitglieder eines Klosters oder gar – in anderen Städten – einer Universität. Es änderte sich dieser Zustand erst im 15. Jhd., als mit der Fertigstellung von eigenen Bibliotheksgebäuden und mit der Erfindung der Buchdruckerkunst ein zunehmender Bedarf an solchen Handwerkern notwendig wurde.

Mit der Inbetriebnahme des ersten Bibliotheksgebäudes in der Stadt, der Liberei von St. Andreas 1422, scheint auch das Buchbinderhandwerk sich hier installiert zu haben. Aus der Mitte des Jahrhunderts wird uns erfreulicherweise ein Name bekannt, dessen Werke zu den schönsten Erzeugnissen niedersächsischer Einbandkunst gehören. Es ist der Braunschweiger Tider Woltmann, der über 2 Jahrzehnte in der Stadt nachweisbar ist. Bei Tider selbst handelt es sich vermutlich um einen sogen. „Weltgeistlichen“, der wohl als Buchbinder



Abb. 1 Madonna auf der
Mondsichel
Lederzeichnungsband
des T. Woltmann, ca. 1456
Größe: 41 x 24 cm
Foto: H. Mittendorf

ein wirklicher Künstler war. Sein älterer Bruder Everd wird in Urkunden vielfach als „Meister“ genannt und scheint eine Werkstatt betrieben zu haben. Möglich ist aber auch, daß beide in der Werkstatt eines Dombuchbinders gearbeitet haben. Immerhin sind mindestens 20 Ledereinbände, eine höchst interessante Gruppe, aus dieser Werkstatt bekannt geworden, darunter 16 auf denen eine Technik nachweisbar ist, die anscheinend kaum einen Nachahmer gefunden hat: die Lederzeichnung. Es ist dies eine äußerst kunstvolle Blindzeichnung auf Leder, besonders auf dem Buchdeckel, die nichts mit den in dieser Zeit typischen Leder schnittbänden zu tun hat. Außer der Zeichnung sind die Bände fast alle mit zusätzlichen schönen Blindstempeln versehen. Alle diese Bücher gehörten einst zum Besitz des Rates der Stadt, bzw. der Kollegiatstifte St. Blasius und St. Cyriakus sowie zum Kloster St. Ägidien. Die Einbände aus dem Ratsbesitz haben bis heute ihren Besitzer nicht gewechselt, sodaß als Auftraggeber auch nur der Rat in Frage kommen kann. Ein einziges Mal hat der Meister einen Einband gekennzeichnet: 1455 mit Tiderus Woltmann. Alle anderen konnten durch strenge Vergleiche ihm oder der Werkstatt zugeordnet werden.

Ausführlich über Lederzeichnungen auf Braunschweiger Einbänden des 15. Jhdts. berichtet Renate Giermann in einer Arbeit 1978. (Vorhanden in UB)

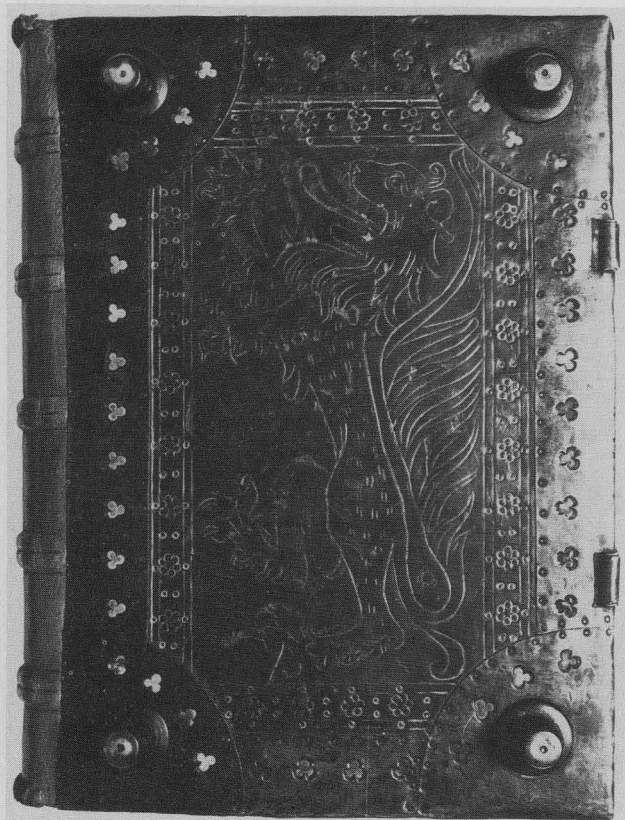


Abb. 2
Braunschweiger Löwe
Lederzeichnung mit Blind-
prägung T. Woltmann,
ca. 1456
Größe: 35 x 24,5 cm
Foto: H. Mittendorf

An den Lederzeichnungen, deren Vorbilder vermutlich in der Glasmalerei sowie in den Einblattholzschnitten zu suchen sind, fallen besonders die „schönen Madonnen“ auf, die, von einem weichen Stil hervorgebracht, alles Feierliche und Steife ablegen und sich liebevoll mit dem Kind beschäftigen. Es kommen aber auch Heilige und Mönche, sogar 2 Tiere vor. Abb. 1 zeigt Maria mit dem Kind auf der Mondsichel, versonnen auf das Kind blickend, und auf dem Haupte eine Krone aus 3 Blüten tragend (Exemplar der Stadtbibliothek BS). Abb. 2 zeigt einen steigenden Löwen auf einem Buch mit urkundlichen Eintragungen über Schuldverschreibungen der Bürger der Stadt (Exemplar des Stadtarchivs BS). Beide Einbände sind aus Kalbsleder und immer noch in hervorragendem Erhaltungszustand.

Andere Namen von Buchbindern aus dem 15. und insbesondere dem 16. Jhdt. sind bekannt geworden, besonders aus den Rechnungsbüchern des Rates und der geistlichen Anstalten, doch kennen wir die Werke der Meister nicht genügend, um ihnen bestimmte Einbände zuordnen zu können. Andererseits können wir manche Initialen von Meistern nicht auflösen, da bis 1656 keine Gilderolle der Buchbinder in Braunschweig bestanden hat. Die Gildeordnung des Rates ist also im Gegensatz zu anderen Städten wie Wittenberg (ca. 1533) oder Leipzig (1544) erst später erfolgt.

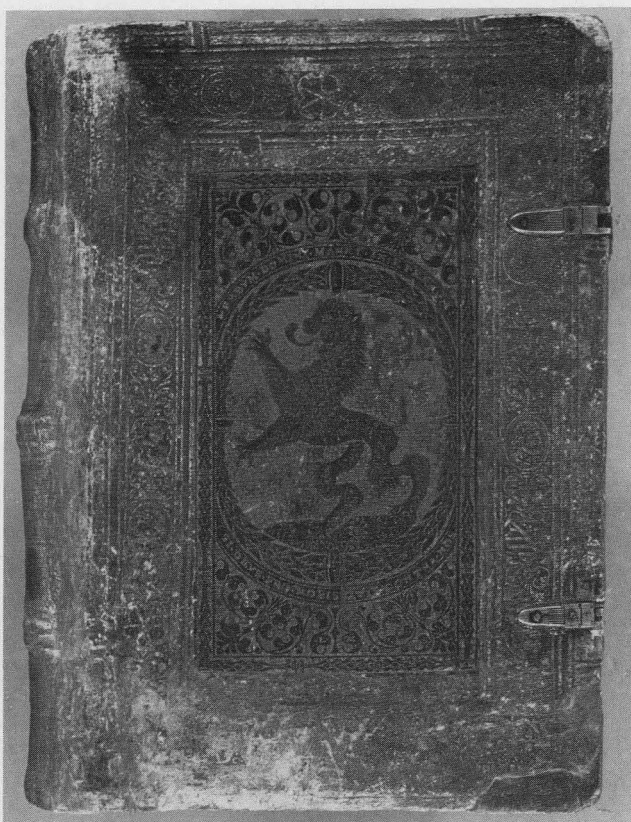


Abb. 3
Blindgeprägter Schweinslederband
des Meisters Levin Michels
mit Löwe, 1579
Größe: 20,5 x 16 cm
Foto: H. Mittendorf

Demnach befinden sich viele Einbände heute im Besitz von Bibliotheken, die sicherlich braunschweiger Herkunft sind, sich aber nicht exakt bestimmten Meistern zuordnen lassen, bestenfalls einer kirchlichen Institution, die eine Buchbinderwerkstatt unterhielt. Manchmal spielt aber der Zufall auch heute noch eine Rolle, indem man gelegentlich den einen oder anderen Einband erwerben kann, der über Nachlässe von Privaten in den Handel gekommen ist.

Es gelang der Bibliothek der TU im Jahr 1984 der Kauf eines Einbandes des braunschweiger Meisters Levin Michels, der sich aus seinen Initialen LM seit langem hat deuten lassen. Es handelt sich um einen blindgeprägten Schweinsledereinband mit Rollen und Plattenstempeln, vermutlich aus dem Jahre 1579 (Abb. 3). Auf dem Vorderdeckel zeigt die Plattenprägung den braunschweiger Löwen, von re. nach li. schreitend. Die umlaufende Rolle besteht aus Medaillons mit behelmten Köpfen und kleinen Wappen zwischen Rankenwerk. In den Wappen erscheint wiederum mehrfach der braunschweiger Löwe, jetzt von li. nach re. schreitend; ebenso auf der Plattenprägung der Rückseite oberhalb eines stilisierten Stadtbildes mit Personenstaffagen; Einzug in Jerusalem? Der leidlich gut erhaltene Einband beinhaltet „Der Stadt Braunschweig Ordnunge / ire christliche Religion / auch allerhandt



Abb. 4
Schweinslederband mit
Rollen- u. Plattenstempel,
1564
für Melchior Siptero des
Meisters H. K.
Größe: 20,6 x 16 cm
Foto: H. Mittendorf

Criminal-Straff und Policey-Sachen betreffend! / Sowie angebunden: „Der Stadt Braunschweig Ordnunge auff die Zierunge und Kleidunge.“ Gedruckt zu Magdeburg bei Wolfgang Kirchner 1579. Fast ein Drittel des Buches enthält zusätzliche handschriftliche Eintragungen vermutlich braunschweiger Stadtschreiber bis zum Ausgang des 17. Jhdts., überaus interessante Nachrichten, die es noch zu bearbeiten lohnt. (Rolle und hintere Platte sind beschrieben bei Häbler I, 294, 11 und XI).

Zeitlich ungefähr läßt sich an L. Michels Werkstatt die des Meisters H. K. anschließen. Hier konnte 1979 der private Kauf eines höchst bemerkenswerten Einbandes, ebenfalls aus blindgeprägtem Schweinsleder, jedoch in hervorragender Erhaltung getätigt werden. Eine kleine mittlere Platte zeigt auf Vorder- und Rückseite das Wappen eines Herrn Melchior Siptero, umgeben von einem schmalen Rollenstempel mit Porträtmedaillons und Rankenwerk. Es folgt eine breitere Rollenbahn mit vier Bildern: Maria Verkündigung, Taufe Christi, Kreuzigung und Auferstehung. Unter den Kreuzbalken, dicht unter den Händen Christi jeweils die Initialen H. K. Datiert ist der Einband 1564.

Nach H. Herbst: „Braunschweiger Buchbinder des 16. Jhdts.“ Leipzig 1937 soll es von diesem Meister noch 2 weitere Einbände geben, wobei auf den Platten das Bildnis des Her-

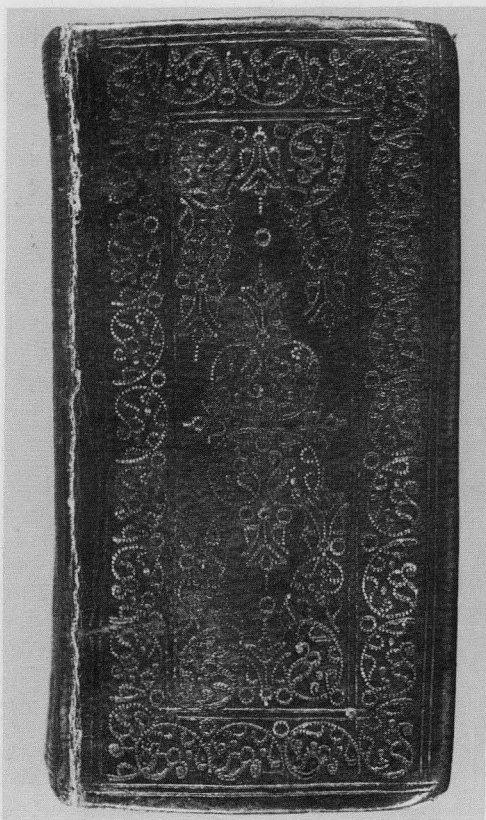


Abb. 5 Einband aus dunkelrotem
Maroquin, ca. 1635, mit reicher
Ornamentierung.
Meister unbekannt
Größe: 11 x 5,5 cm
Foto: H. Mittendorf

zogs Julius vorkommen soll. Hier ist es offensichtlich das Wappen eines Mannes, der bis jetzt noch nicht identifiziert werden konnte (Abb. 4).

Auch hier liegt noch ein unbearbeitetes Feld vor, denn wenn jemand seinen Namen mit Wappen auf einen Einband aufbringen ließ, dann hat er das nicht nur auf einen Band tun lassen. Deutet dies vielleicht auf eine unbekannte, verlorengegangene Humanistenbibliothek hin? Das Buch selbst enthält eine Sammlung Magdeburger Streitschriften.

Ab der Mitte des 17. Jhdts. gibt es jetzt zwar die Handwerkerrolle der Buchbinder, was aber nicht heißt, daß wir ab dann auch alle Arbeiten der Werkstätten kennen. Viele Arbeiten, die meisten sogar, werden immer noch nicht mit Namen oder Zeichen versehen. So bleibt zwar die Zuordnung zur Stadt weiterhin recht interessant, aber noch immer nicht die umfassende Analyse der Einbände und ihrer Hersteller.

Drei Stücke aus braunschweiger Werkstätten sollen hier zeigen, wie kunstvoll einerseits sogar weniger bedeutende Bücher auf Bestellung für Privatkunden eingebunden wurden, wie wenig man aber andererseits das gelungene Werk kennzeichnete. Sicher ist das aber nicht nur bei Buchbindern der Fall gewesen. Ich erinnere mich, selbst aus einer alten Tisch-

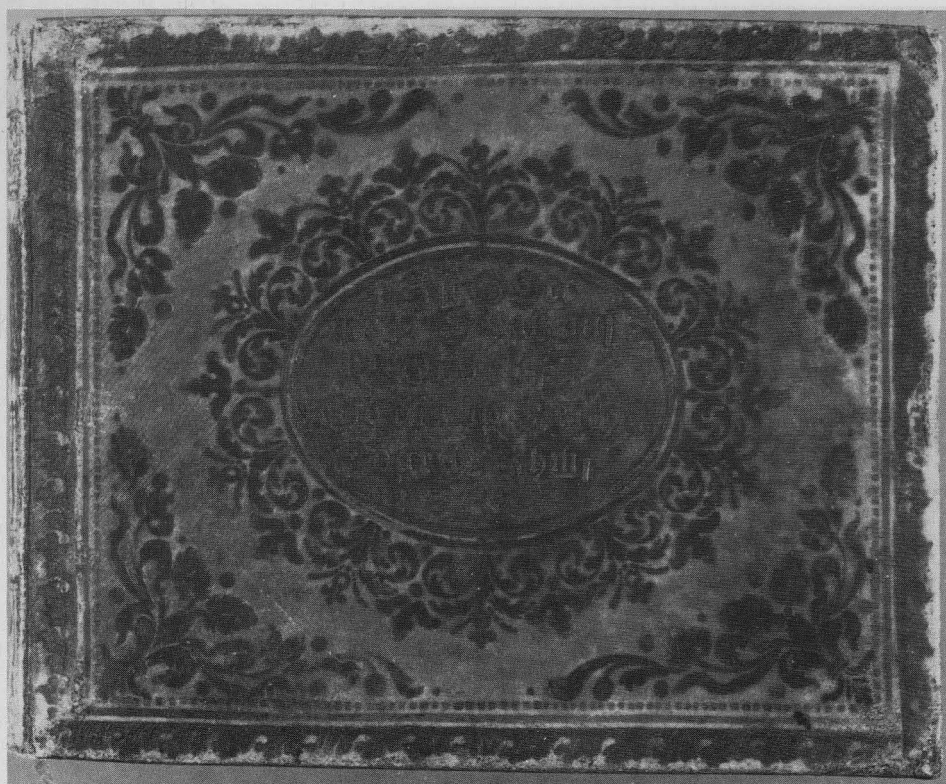


Abb. 6 Kleiner rosa gefärbter Pergamentband, ca. 1731
mit floralen Goldbordüren. Meister unbekannt
Größe: 8 x 10 cm

Foto: H. Mittendorf

lerfamilie stammend, daß weder Großvater noch Vater sowohl im 19. als auch im 20. Jhdt. ihre Möbel alle mit Brandstempel gekennzeichnet haben.

Nur über gekennzeichnete Arbeiten lassen sich daher bei Kenntnis vieler Einzelheiten exakte Zuweisungen vornehmen. Begnügen wir uns daher mit der Tatsache, daß die Arbeiten in Werkstätten der Stadt hergestellt wurden und daß solche Exemplare, wie sie im folgenden aufgeführt werden, auch heute noch in Buchantiquariaten der Stadt zu normalen Preisen erworben werden können, was ja den Sammler bekanntlich am meisten interessiert.

Ein hübscher kleiner Einband aus genarbtem rotem Maroquinleder von 1635 ist das Werk eines unbekannten Gesellen oder gar Meisters. Die schön gepunzten Vorder- und Rückendeckel mit gleicher Ornamentierung auf dem Rücken sowie der rundum vergoldete Buchblock zeugen von einer großen Meisterschaft selbst für kleine Gebetbüchlein (Abb. 5).

Man nahm sein Handwerk sehr ernst, indem man den Kunden zufriedenstellen wollte, wie beispielsweise auch ein weiterer kleiner Einband in rosa gefärbtem Pergament mit aufge-

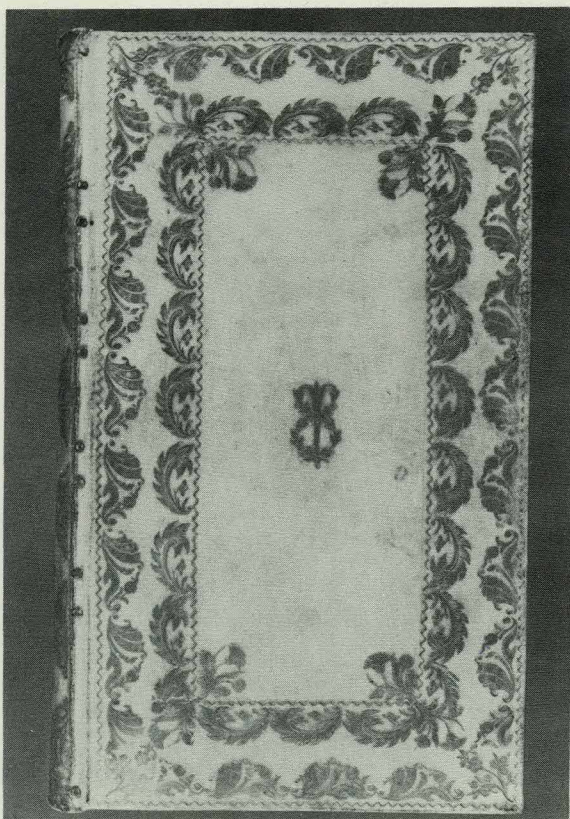


Abb. 7 Pergamentband mit
floraler Vergoldung ca. 1818
Meister J. J. Pilf?
Größe: 19,2 x 11,5 cm
Foto: H. Mittendorf

prägen grünen Ledermedaillons zeigen soll. Das kleine Bändchen beinhaltet ein biblisches Schatzkästlein aus dem Jahre 1731 und war sicherlich als Geschenk für einen lieben Menschen gedacht. Das Stück konnte 1983 noch über den Antiquariatsbuchhandel in BS erworben werden (Abb. 6).

Nicht minder interessant ist der ebenfalls von einem unbekannten Meister gefertigte Pergamenteinband mit zwei floralen Goldbordüren auf den Deckeln und einer reichen Rückenvergoldung sowie Dreikantgoldschnitt und Innenkantenvergoldung. Die Blattranken deuten auf eine Werkstatt hin, die ab dem Beginn des 19. Jhdts. unter anderem auch für die braunschweiger Druckerei von Johann Heinrich Meyer gearbeitet hat. Es könnte sich um die Werkstatt des Meisters Johann Joseph Pilf handeln, dessen Tochter 1826 einen ganz berühmten Meister geheiratet hat. Auch dieser Einband (Abb. 7) wurde noch 1984 erworben und

Abb. 8 Brauner Maroquinband mit Goldprägung und Wappenlöwe auf Silbergrund
gemalt. Meister J. J. Selenka 1841
Größe: 18,3 x 11,6 cm
Foto: H. Mittendorf



leitet damit gleichzeitig zu jenem bekannten, vielleicht sogar berühmten, Einbandkünstler über, dessen Frau eben die Tochter des Meisters Pilf war, und wo er vielleicht zunächst gearbeitet hat. Es ist Johann Jacob Selenka, zwar nicht in Braunschweig geboren, aber dort Meister geworden und bis zu seinem Tode hier ansässig. 1801 in Hochheim am Main geboren, begann er nach dem frühen Tode der Eltern mit 12 Jahren eine Buchbinderlehre. Auf der anschließenden Wanderschaft gelangte er nach Braunschweig, wurde 1824 Mitglied der Buchbinder Gilde und machte sich nach der Meisterprüfung und Heirat 1826 selbständig. 1827 wurde er in die Bürgerrolle eingetragen und im Adreßbuch auch namentlich als Buchbinder aufgeführt. Selenkas Streben galt der Erweiterung seines Wissens und Könnens besonders in seinem Handwerk, was u. a. dazu führte, daß er 1839 auf der ersten Ausstellung des Gewerbevereins eine Silbermedaille erhielt. Gleichzeitig wurde sein hervorragendes handwerklich-künstlerisches Schaffen durch Berufung zum Hofbuchbindermeister anerkannt.

Die Feinheit des verarbeiteten Leders, die fein gezeichneten Verzierungen und die vollendete Schönheit der Handvergoldung mit Stempel und Platten der Werkstatt wurden bald über die Stadt Braunschweig hinaus bekannt, und selbst der Königliche Hof zu Hannover bestellte Einbände und vortrefflich gearbeitete Schreibmappen.

Trotz der beruflichen Belastung war Selenka bemüht, sein fachliches Wissen und Können und auch seine Lebenserfahrung vielen Lehrlingen zu vermitteln. Davon zeugt seine führende Rolle bei der Gründung eines Gewerbevereins für das Herzogtum Braunschweig im Jahre 1838, und besonders sein Eintreten für die Ausbildung im Handwerk auf den Frankfurter Tagungen des berühmten Jahres 1848.

Enttäuscht vom Scheitern der Reformbewegungen des Handwerks nach 1849 galt sein ganzes Streben der Gründung einer Städtischen Handwerker-Fortbildungsschule, was ihm 1854 dann gelang. Aus jener Anstalt entwickelte sich bis zum Jahre 1963 die „Staatliche Hochschule für bildende Künste“. Die Impulse wiederum, die seit der Gründung vor fast 1 1/2 Jahrhunderten von dieser Schule auf das Handwerk ausgegangen sind, können gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. So existiert bis zum heutigen Tag u. a. die Klasse für Einbandgestaltung, aus der viele qualifizierte Buchbinder und Restauratoren hervorgegangen sind.

1871 starb J. J. Selenka an den Folgen eines Schlaganfalls, ein reiches Leben im Dienst des Handwerks fand damit sein Ende. Sein Grab wird auf dem ehrwürdigen Magni-Friedhof gepflegt, wo ihm, dem „Förderer der deutschen Handwerkerbewegung des Jahres 1848“, ein Gedenkstein errichtet wurde.

Wie in vielen anderen Fällen sind auch hier nur einige Werke des Meisters erhalten geblieben, die sich in privatem und öffentlichem Besitz befinden. Einige davon sollen hier vorgestellt werden:

Eine Beschreibung der Stadt Braunschweig aus dem Jahre 1841 dürfte die bewundernswerte Kombination von Goldprägung und malerischer Gestaltung eines Einbandes belegen.

Abb. 9 Braunschweiger Adressbuch. Grüner Maroquinband mit Goldarabesken
und herzogl. Wappen. 1848
Meister J. J. Selenka
Größe 19,3 x 12 cm
Foto: H. Mittendorf

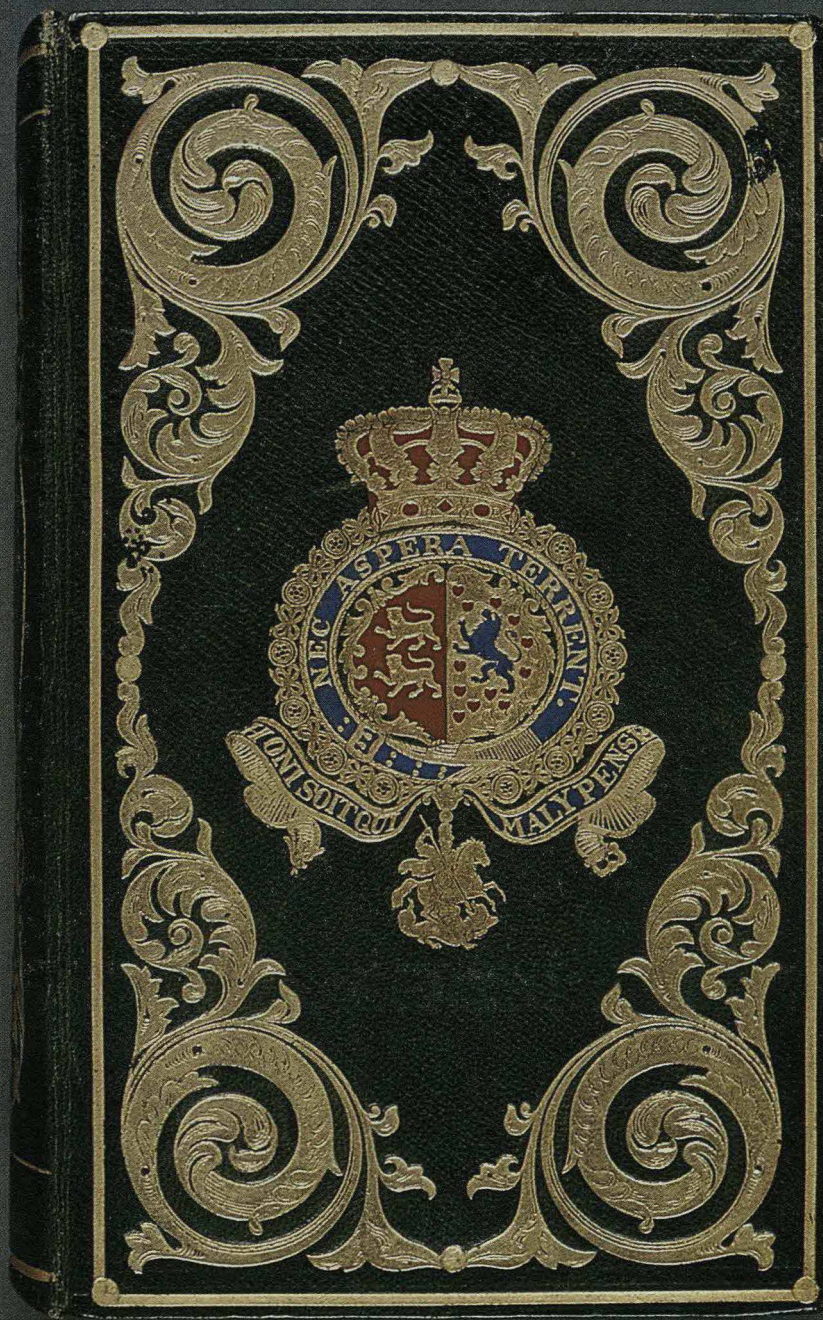
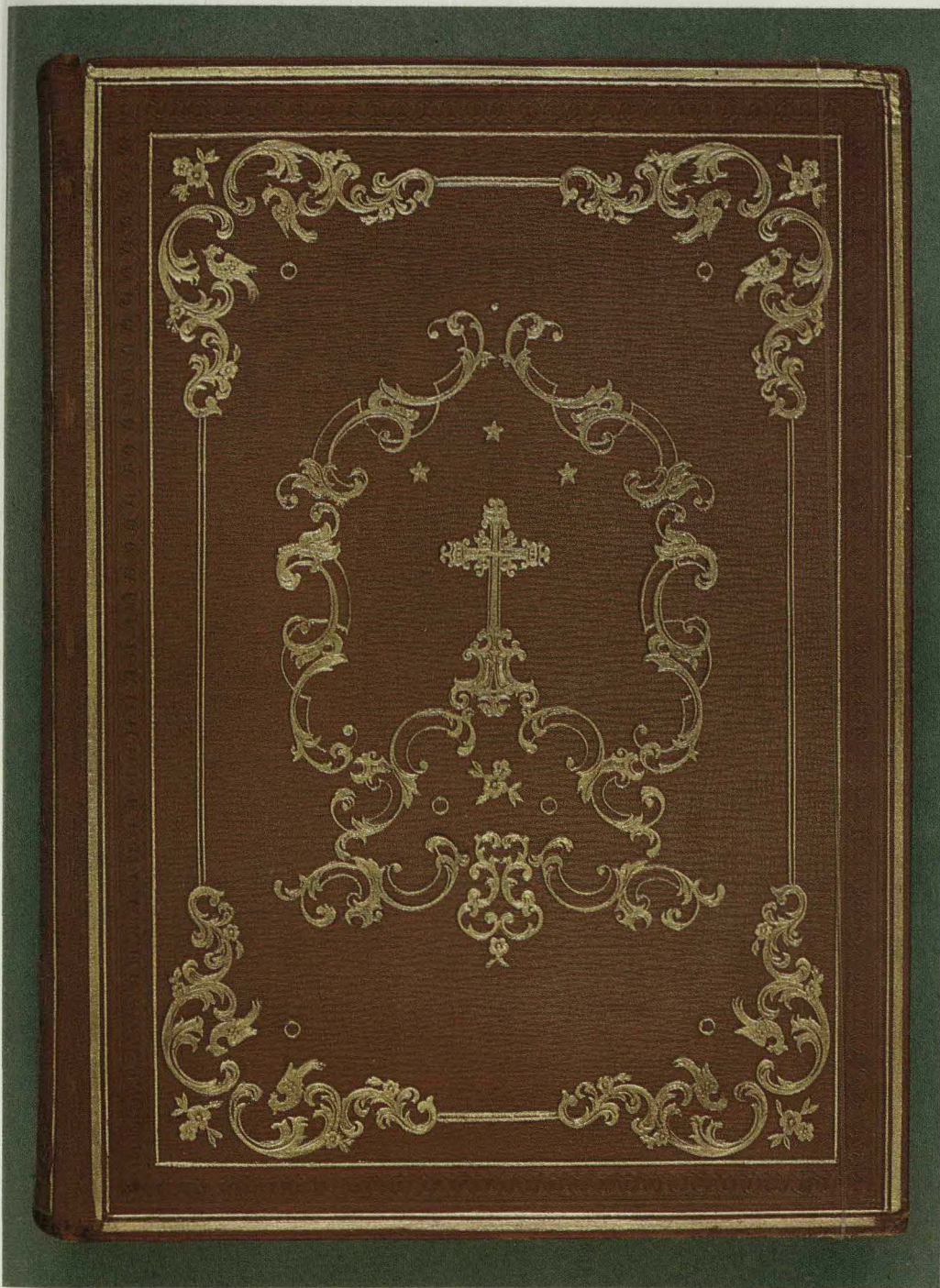




Abb.10 Gelb-orange farbener Einband für Herzog Wilhelm
mit Goldstempel und Platten. ca. 1852 Meister J. J. Selenka
Größe: 27,2 x 31,6 cm

Foto: H. Mittendorf

Abb. 11 Roter Maroquinband mit feiner Goldstempelung 1853
Meister J. J. Selenka
Größe: 22,5 cm x 16,5 cm
Foto: H. Mittendorf



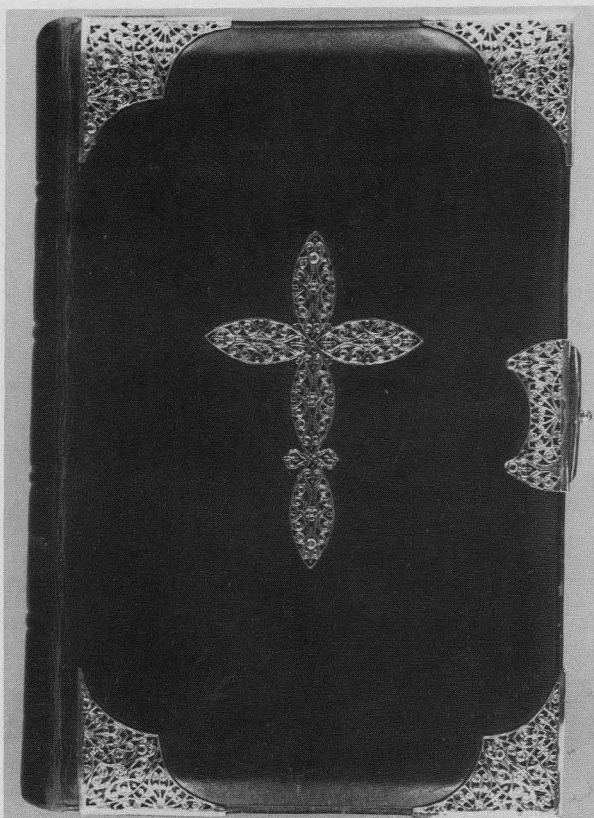


Abb. 13 Gesangbuch.
Glattes schwarzes Leder mit
Silberfiligranauflagen 1887
Nachfolger Selenka?
Größe: 14,5 x 9,5 cm
Foto: H. Mittendorf

Der schreitende rote braunschweiger Löwe im eingeleigten silbergeprägtem Wappenschild unter Goldener Krone soll ebenso wie das Löwendenkmal auf der Rückseite des Einbandes auf den Inhalt besonders aufmerksam machen. Das historisch-topographische Handbuch entstand im bekannten Verlagshaus Friedrich Vieweg und Sohn und ist damit in doppelter Hinsicht ein braunschweiges Erzeugnis (Abb. 8).

Überaus prächtig ist ein in grünes ecrasiertes Maroquinleder gebundenes Braunschweiger Adressbuch von 1848 gestaltet. Es handelt sich um ein für Herzog Wilhelm bestimmtes Exemplar mit goldenen Arabesken und dem in leuchtenden Farben hervorgehobenen herzoglichen Wappen. Auf Seite 160 ist J. J. Selenka als Hofbuchbinder verzeichnet (Abb. 9).

Eine unvergleichlich schöne Farbkombination des Leders in gelb-orange mit tiefem Goldeneindruck der Einzelstempel wird zu einer Harmonie der Vergoldetechnik des Meisters auf einem Einband aus ebenfalls ecrasierten Maroquin von 1852. Enthaltend die Klavierauszüge aus der Oper „Joconde“ oder „Die Glücksritter“ ist das Stück wohl ein besonderes Werk für Herzog Wilhelm gewesen. Auf der Innenseite des Vorderdeckels befindet sich ein von goldenem Rankenwerk umgebenes und gekröntes Ex-Libris des Herzogs auf tiefblauem Grund, in

dieser Aufmachung von größter Seltenheit. Weil der Einband und Ex-Libris dem Meister wohl besonders am Herzen lagen, hat er auf der Innenseite des Rückendeckels sein kleines Schildchen angebracht: Gebunden bei J. J. Selenka in Braunschweig (Abb. 10).

Schließlich darf dem Meister noch der aus rotem Maroquin hergestellte Einband eines Braunschweigischen Gesangbuches zugeschrieben werden, das, 1853 für Sophie Zimmer gefertigt, wieder die prächtige Kombination der Goldornamente aufweist. Auffällig ist in allen vier Ecken von Vorder- und Rückseite ein Paar von Paradiesvögelchen, von Blütenranken umgeben, was wohl als Bezug auf den Inhalt des Buches gelten kann (Abb. 11).

Auffällig bei allen Einbänden ist stets die Vorliebe für edles Leder und hochwertige Handvergoldung in verschiedenen Goldtönen. So wirkt der Gesamteindruck der Bände stets repräsentativ, materialmäßig wertvoll und künstlerisch sogar noch heute ansprechend. Hierin liegt sicherlich die persönliche Note Selenkas, zwar im Detail wechselnd, im ganzen aber unverwechselbar charakteristisch für ihn.

Es ist denkbar, daß es noch eine Reihe von Bänden aus seiner Werkstatt gibt und vielleicht hilft der Zufall beim Auffinden, so wie er bei der Entdeckung der beschriebenen Stücke geholfen hat.

Dies gelang auf der Stuttgarter Antiquariatsmesse im Januar 1985. Ein Verzeichnis der Gemäldesammlung des Herzoglichen Museums zu Braunschweig ist in einen herrlichen roten Maroquinband gebunden worden. Es ist ein ungewöhnlich luxuriöser Einband, bei dem neben Blindprägung zwei verschiedene Goldtöne verwendet wurden mit schönem Wappen des Herzogs Wilhelm (Abb. 12).

Abschließend vielleicht noch ein Werk der Nachfolger Selenkas, möglicherweise seines ältestens Sohnes Carl Gustav Leopold oder seines Neffen Adolf Philipp Jakob. Es ist ein Braunschweigisches Gesangbuch von 1887 mit Dreikantgoldschnitt und schwarzem glatten Ledereinband besetzt mit Eckstücken aus Silberfiligran sowie einem aufgesetzten Silberkreuz auf dem Vorderdeckel, ein prachtvoller Gebrauchseinband in hervorragender Erhaltung wie auch alle Bände von J. J. Selenka. (Abb. 13).

Über Selenkas Leben und Kampf für das deutsche Handwerkerprogramm von 1848 berichtet ausführlich Karl Traupe, der Geschäftsführer der Handwerkskammer, in einer Studie aus dem Jahre 1983.

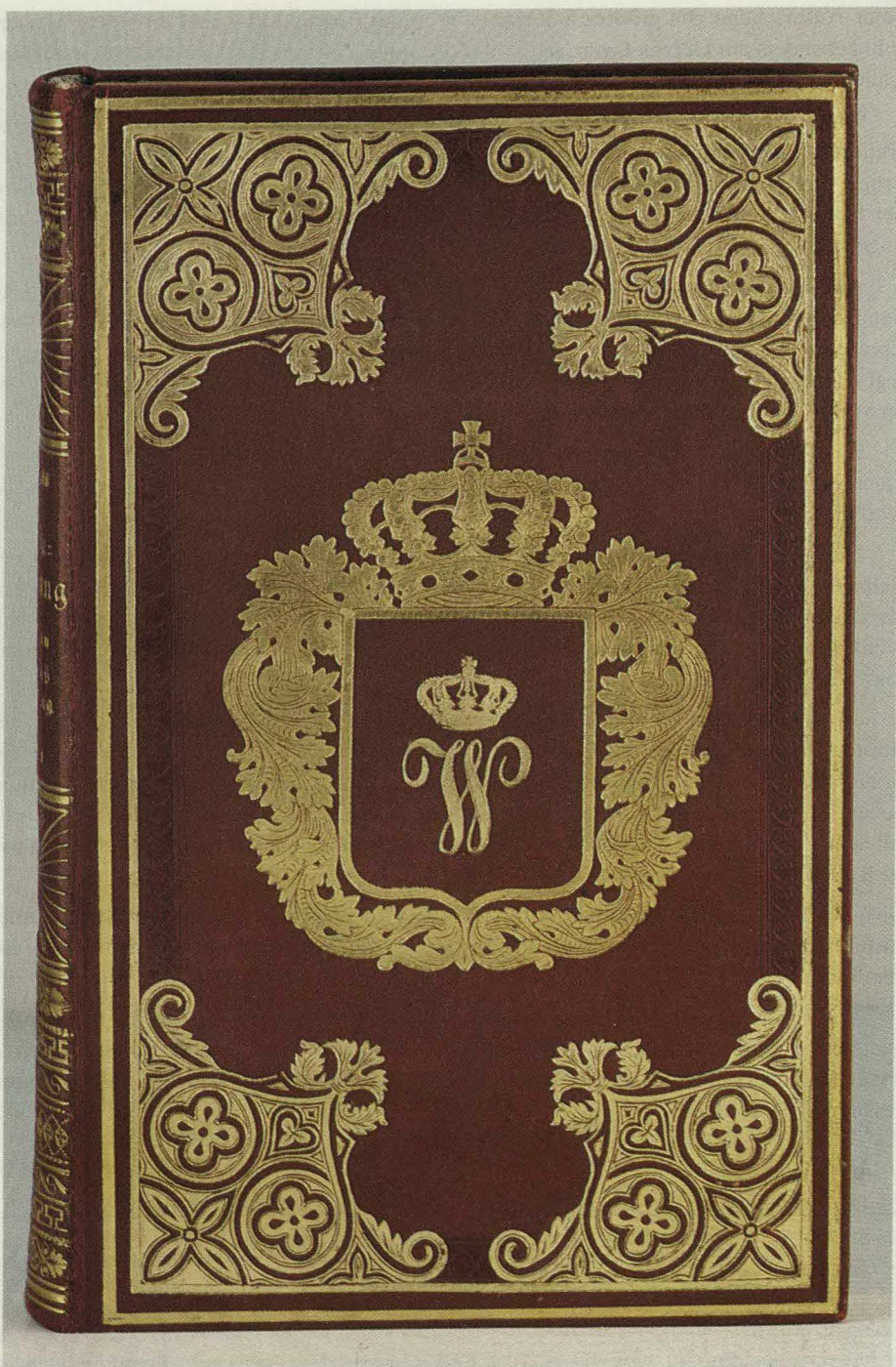
Wie schon angemerkt, kommen aus den Werkstätten der braunschweiger Buchbinder und aus der Einbandklasse der Kunsthochschule auch heute noch hervorragende Arbeiten dieses Handwerks, die es wert sein sollten für die Zukunft als Fortsetzung alter Tradition gesammelt zu werden.

Abb. 12 Roter ecrasierter Maroquineinband mit zwei verschiedenen Goldtönen.
Große Supralibros mit dem Wappen von Herzog Wilhelm 1836.

Meister J. J. Selenka

Größe: 11 x 17 cm

Foto: H. Mittendorf



Figürliche Darstellungen auf Kreuzsteinen in der Region Braunschweig

Von Werner Müller

Von den 440 Kreuzsteinen Niedersachsens zeigen nur wenige eine figürliche Darstellung. Lediglich fünf figurierte Kleindenkmale sind in der Region Braunschweig bekannt. Es sind der Ghisellers-Stein im Landesmuseum in Braunschweig, das Steinkreuz von Rautheim, die beiden Steinkreuze an der Clus zu Schöningen und der Heidenkönigstein, der sich ebenfalls in Schöningen befindet.

Wir fassen diese Denkmale gemeinhin unter den Sammelbegriffen Kreuzsteine und Steinkreuze zusammen, ohne dabei konkret Auskunft über die Setzungsabsicht oder die einzelnen Denkmaltypen zu geben. So kann auch für keines der oben genannten fünf Kleindenkmale eine eindeutige Aussage über die ursprüngliche Setzungsabsicht getroffen werden, da Urkunden oder Quellen, die darüber Auskunft geben könnten, fehlen. Aufgrund der Fundstellen und letzten Standortbeschreibungen wird man davon ausgehen können, daß die beiden Steinkreuze von Schöningen und das Steinkreuz von Rautheim als Grab-Steinkreuze anzusprechen sind. Auch ist zur Zeit nicht zu klären, ob der Heidenkönigstein ein Flurdenkmal ist oder ein Grab-Kreuzstein. Lediglich beim Ghisellers-Stein kann aufgrund der Fundstellenbeschreibungen mit Sicherheit davon ausgegangen werden, daß es sich um ein Flurdenkmal handelt.

Wiederholt wurden jetzt Kreuzsteine als Flurdenkmale und Grab-Kreuzsteine und Grab-Steinkreuze in einem Zusammenhang genannt. Der Kreuzstein als Flurdenkmal ist in seiner Entwicklung immer abhängig von der Entwicklung des Grabmals gewesen. Als mit dem 13. Jahrhundert der Brauch aufkam, Kreuzsteine in der Flur als Sühnemale zu setzen, wurde nicht eine neue Denkmalform geschaffen und entwickelt, sondern man griff auf bekannte Denkmalformen und deren ikonographische Gestaltung zurück. Dafür boten sich die Grabdenkmale an; und deshalb werden Flurdenkmale und Grabdenkmale in einem engen Zusammenhang betrachtet.

Die Motive der figürlichen Darstellung auf den oben angeführten fünf Denkmalen lassen sich in zwei Gruppen gliedern:

1. Denkmale mit einem Kruzifix
2. Denkmale mit Adoranten

Zur ersten Gruppe gehören der Ghisellers-Stein in Braunschweig, das Steinkreuz von Rautheim und der Heidenkönigstein. Zur zweiten Gruppe zählen die beiden Steinkreuze von Schöningen und ebenfalls der Heidenkönigstein.

Der Ghisellers-Stein in Braunschweig

Maße: Höhe 143 cm, Breite 83 cm, Tiefe 7 cm;

Material: Sandstein

Im Braunschweigischen Landesmuseum befindet sich der Ghisellers-Stein, ein Kreuzstein. Dieses Denkmal soll sich bis 1895 als Einfriedungsteil in der Olen Gasse in Holzmin-

den befunden haben. Als Karl Steinacker 1907 diesen Kreuzstein in die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Holzminden aufnahm, befand er sich noch im Stadthaus von Holzminden. Ob dieses Denkmal einer von den beiden Stein ist, die 1780 am Wege nach Lühtringen genannt werden, ist ungeklärt.

Die Darstellungen auf den beiden Seiten des Steines sind eingerillt. Die Vorderseite zeigt ein breites Kreuz, das auf einem flachen Bogen steht, mit einem Kruzifixus. Die Enden der Querbalken des Kreuzes sind deutlich eingekehlt. Die Steinplatte ist in ihrem oberen Teil um ein beträchtliches Stück verkürzt worden, vermutlich, um sie für die zweckfremde Zeitverwendung anzupassen. Deshalb fehlt auch das Kopfteil des Kreuzes bis auf einen kurzen Ansatz. Vom INRI-Schild ist auch nur eine Ecke erhalten geblieben. Der Längsbalken zeigt auf der Seite des Spruchbandes eine zweite Rillung. Dieser Parallelstrich ist zur Zeit nicht deutbar. Eine perspektivische bzw. körperhafte Darstellung des Kreuzes ist unwahrscheinlich, da – so weit erkennbar – an anderen Stellen des Kreuzes eine zweite Rillung nicht auftaucht. Perspektivische Darstellungen auf Kreuzsteinen sind auch sonst nicht bekannt.

Am Kreuz befindet sich ein aufrechter „stehender“ Christus, der das von einem Nimbus umgebene Haupt auf den rechten Arm neigt. Das Kreuz im Nimbus verbreitert sich tatenkreuzartig. Der Körper zeigt eine naturalistische Ausprägung. Brustkasten und Unterleib sind betont voneinander abgesetzt. Die Knie der geraden Beine sind zueinander gedreht. Dadurch kreuzt der rechte Fuß den linken. Beide Füße werden von einem Nagel durchbohrt. Christus ist als sogenannter Drei-Nagel-Christus dargestellt. Das Lendentuch flattert nach links in Richtung des Wappenschildes und wird dabei zwischen den Beinen hindurchgeführt.

Unter dem Schriftband befindet sich ein schräg liegender Wappenschild mit einem hängenden Horn.

Der Ghisellers-Stein ist nicht datiert. Eine zeitliche Einordnung des Steines ist schwierig, da die ikonographischen Aussagen des Kruzifixus nicht einheitlich sind. Während die breite Kreuzform mit den eingekehlten Balkenenden durchaus schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts vorkommt, wie Professor Dr. Azzola an der Kreuzplatte in der Stiftskirche von Wetter im Kreis Marburg nachgewiesen hat, gibt es für den flachen Bogen, auf dem das Kreuz steht, kein adäquates Beispiel aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Die naturalistische Christusdarstellung mit dem geneigten Haupt, das einen Nimbus trägt, die eingezogenen Daumen der genagelten Hände und vor allem, die formal nicht gelöste Beinführung der zueinander gedrehten Knie, die das Kreuzen der Füße und damit den Drei-Nagel-Christus erst ermöglichen, zeigen frühe Stilformen, die erst durch den leidenden „hängenden“ Christus zu Beginn des 14. Jahrhunderts abgelöst werden. So zeigt das Kreuz aus Arendsee, Bezirk Magdeburg, einen Drei-Nagel-Christus, dessen Daumen ebenfalls noch eingezogen sind. Das Kreuz wird der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zugeschrieben. Andererseits zeigt der Epitaph des Johannis von Bevern, der nach 1565 entstanden ist, auch einen naturalistisch gestalteten stehenden Christus, dessen Daumen eingezogen sind. Brust und Unterleib sind auch hier stark voneinander abgesetzt, und das Lendentuch flattert und schwingt.

Trotzdem neige ich dazu, den Ghisellers-Stein dem ausgehenden 13. Jahrhundert zuzuordnen. In Dassel besitzen wir einen datierten Scheibenkreuzstein von 1325, der auf seiner



Abb. 1 Ghisellers Stein,
aus Holzminde



Abbs. 2 Scheibenkreuzstein aus Dassel
Foto: W. Müller

Foto: W. Müller

Rückseite einen Kruzifixus aufweist. Beide Steine, der Ghisellers-Stein und der Dasseler Stein, stammen aus einer Region, dem Weserraum und dem Solling, in der die Gestaltungselemente auf den Kreuzsteinen auffällig viele Gemeinsamkeiten aufweisen. Der Dasseler Stein zeigt eine jüngere Christusdarstellung, einen sehr tief durchhängenden Drei-Nagel-Christus mit weit vorgestellten Knien. Man hat fast den Eindruck, als säße Christus vor dem Kreuz. Die Daumen der beiden Hände sind abgespreizt. Hände und Füße werden von langen herausragenden Nägeln durchbohrt. Damit hat 1325 auf den Kleindenkmalen in Südniedersachsen die Darstellung des leidenden Christus ihren Höhepunkt erreicht, vielleicht sogar schon überschritten; denn es scheint, als wäre man bei dieser Christusdarstellung über die naturalistische Darstellungsweise hinaus ins Manieristische geraten. Als Übergangsform in der Entwicklung der Darstellung des Christus kann der Valepaghestein von Stadtoldendorf angesehen werden. Denn hier haben wir es einerseits mit einem hängenden Christus mit vorgestellten Knien zu tun, andererseits haben die Füße die gleiche Stellung wie auf dem

Ghiselers-Stein. Wenn 1325 bereits im Weser- und Sollingraum mit dem Dasseler Scheibenkreuzstein in der Gestaltung des leidenden Christus ein Höhepunkt erreicht wurde, dann halte ich es für folgerichtig, daß der Kruzifixus auf dem Ghiselers-Stein, der in wesentlichen Teilen Darstellungsformen des 13. Jahrhunderts mit denen des beginnenden 14. Jahrhunderts verbindet, in seiner Entstehung dem ausgehenden 13. Jahrhundert zugeordnet wird. Wenn für die drei Steine aus Holzminden, Dassel und Stadtoldendorf auch keine gemeinsame Steinmetzwerkstatt auszumachen ist, so ist es doch vorstellbar, daß von einer den Werraum beherrschenden Werkstatt Impulse ausgegangen sind, die in diesen drei Steinen ihren Niederschlag gefunden haben. Und als eben diese beherrschende Werkstatt kann das Kloster Amelungsborn angesehen werden.

Bei dem Versuch, den Ghiselers-Stein dem ausgehenden 13. Jahrhundert zuzuordnen, wurden die Wappendarstellungen auf beiden Seiten des Kreuzsteines nicht berücksichtigt, da die notwendigen Kriterien aus dem Bereich der Heraldik nicht erarbeitet worden sind.

Das Grab-Steinkreuz von Rautheim

Maße: Höhe 125 cm; Breite Querbalken 54 cm, Fuß 64 cm;
Tiefe 25 cm; Material: Kalkstein

In der evangelischen Kirche zu Rautheim steht in der Taufkapelle, die sich im Turm befindet, ein Grabkreuz, das früher auf dem alten Friedhof gestanden hat.

Aus einem breiten Fuß wächst das Kreuz heraus, das sich nach oben leicht verjüngt. Auf einem eingetieften Feld und dadurch von einem umlaufenden Rahmen umgeben, zeigt die Vorderseite des Steinkreuzes ein sehr flach reliefiertes Kreuz mit einem Kruzifixus, das von einem INRI-Schriftband bekrönt wird. Die Oberfläche des Kreuzes ist sehr stark verwittert. Gesicht und Hände der Christusgestalt sind nicht mehr zu erkennen. Der rechte Unterschenkel und die beiden Füße sind abgeschlagen. Die Konturenführung der Beine weist aber darauf hin, daß es sich hier um die Darstellung eines Drei-Nagel-Christus handelt. Trotz der starken Verwitterung der Oberfläche kann man erkennen, daß es sich um eine sehr plastische und naturalistische Christusdarstellung gehandelt hatte. Verhältnismäßig gut erhalten ist das Lendentuch, das am Körper zu einem breiten Band verkürzt ist und links und rechts so vom Körper wegschwingt, daß es die Form eines liegenden „S“ bildet.

In der Malerei und Plastik finden wir im ausgehenden 15. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts Beispiele, in denen das Lendentuch so verkürzt und so bewegt dargestellt wird wie auf dem Rautheimer Kreuz.

Zwei Beispiele seien genannt: Der Maulbronner Kruzifixus von 1473 zeigt ein Lendentuch, dessen Enden vom Beschauer aus nach rechts schwingen. Auf einem Kanonbild, das um 1510/20 entstanden ist und zu einem – vermutlich Herforder – Missale von 1486 gehört, entfalten sich die Enden des Lendentuches mit so einer starken Aufwärtsbewegung, daß der Eindruck entsteht, als schwebte die Christusgestalt.

Auch auf Epitaphen des 16. Jahrhunderts ist diese Darstellungsform ebenfalls nachzuweisen. Auf dem schon erwähnten Epitaph des Johannis von Bevern um 1565 ist das Lendentuch zu einem breiten Band zusammengeschoben und schwingt um den Körper.



Abb. 3 Grab-Steinkreuz von Rautheim
Foto: W. Müller

Wenn man berücksichtigt, daß neue Darstellungsweisen auf Kleindenkmalen gerade in ländlichen Bereichen erst mit einer gewissen Verzögerung ihren Einzug fanden, wird man davon ausgehen können, daß das Rautheimer Steinkreuz frühestens um die Mitte des 16. Jahrhunderts entstanden sein wird.

Ob die Rückseite des Kreuzes bearbeitet ist, konnte nicht ermittelt werden.

Der Heidenkönigstein von Schöningen

Maße: Höhe 137 cm; Breite 94 cm; Tiefe 23 cm; Material: Kalkstein

Im Garten der Gastwirtschaft „Zum Heidenkönig“ steht der sogenannte Heidenkönigstein, ein Kreuzstein. Sein Name leitet sich vom Flurnamen Heidenkirchhof ab, jener Flur, auf der der Stein ursprünglich gestanden haben soll. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes „Heidenkirchhof“ ist unbekannt. Wenn man aber von der Annahme ausgeht, daß es sich wirklich um einen Kirchhof gehandelt hat, läßt der Lokalisierungshinweis für das Denkmal

zwei Schlüsse zu. Entweder hat sich der Stein auf einem Kirchhof befunden, dann wäre er ein Grab-Kreuzstein, oder er hat in der Nähe des Friedhofes gestanden, dann haben wir es mit einem Flurdenkmal zu tun.

Den ältesten Bericht über den Heidenkönigstein finden wir in Adam Viebings Chronik von Schöningen von 1654. Adam Viebing will die Inschrift, die sich auf der erhabenen Umrandung der Vorderseite des Steines befunden hat, noch gelesen haben. Heute sind von ihr nur noch ganz geringe Spuren vorhanden. Sie soll gelautet haben: Wilke de Ampleven requiescat † Anno Domini MCCCCLXXIII (1373) (Wortlaut und Schreibweise aus Adam Viebings Chronik sind jeweils entnommen von Heinz-Bruno Krieger, Steinkreuze im Elmvorland).

Der Stein muß seinerzeit sehr aufwendig gearbeitet worden sein. Heute ist seine Oberfläche so verwittert und zerstört, daß man kaum noch konkrete Aussagen treffen kann. Die Seite mit den Schriftresten zeigt auf vertieftem Grund erhaben die Reste einer knienden Gestalt. Arme sind nicht zu erkennen, trotzdem wird man von einem Adoranten sprechen können. Die Unebenheiten vor seinen Knien können als die Reste des von Viebing beschriebenen Wappenschildes und Helmes angesehen werden. Ebenso könnte es sich bei der leichten Erhebung im rechten oberen Winkel um die von Viebing beschriebene sich aus den Wolken streckende Hand gehandelt haben. Zu erkennen ist nichts mehr.

Auf der Rückseite des Steines sind noch die Umrisse eines breiten Kreuzes auszumachen. Ob es sich dabei um ein mit Nasen besetztes Kreuz oder evtl. um ein Kleeblattkreuz gehandelt hat, ist nicht zu belegen. Auf den verbreiterten Flächen der Balkenenden können sich die Evangelistensymbole befunden haben.

Adam Viebing gebraucht in seiner Beschreibung des Denkmals den Ausdruck Kruzifix. Zu erkennen ist heute eine Christusgestalt am Kreuz nicht mehr. Für die Richtigkeit von Viebings Angaben spricht aber auch sein weiterer Hinweis „... und auf beiden Seiten knien und stehen Leute mit aufgehobenen und gefalteten Händen. . .“ Bei diesen „Leuten“ kann es sich um Assistenzfiguren einer Kreuzigung, zum Beispiel um Maria und Johannes, gehandelt haben. Assistenzfiguren ohne einen Kruzifixus sind nicht denkbar.

Wie die Darstellungen auf dem Heidenkönigstein ausgesehen haben können, zeigt das Scheibenkreuz von Schloß Ricklingen, das für Herzog Albrecht von Sachsen gesetzt worden ist, der 1385 bei der Belagerung von Schloß Ricklingen umgekommen ist. Hier trägt der Stein auf seiner Vorderseite die Attribute, die Adam Viebing auch dem Heidenkönigstein zuschreibt: Kreuzigungsgruppe, umlaufender Text, Evangelistensymbole und eine kniende und betende Rittergestalt, die auf dem Ricklinger Scheibenkreuz den Herzog Albrecht von Sachsen darstellt. Man kann deshalb davon ausgehen, daß auf dem fast gleichaltrigen Heidenkönigstein der von Viebing genannte Wilke von Ampleben zu sehen gewesen war.

Das Scheibenkreuz von Schloß Ricklingen ist als Denkstein von den Familienangehörigen des Herzog Albrechts von Sachsen gesetzt worden. Wenn man von der Annahme ausgeht, daß der Heidenkönigstein ein Flurdenkmal ist, dann haben wir es entweder wie in Schloß Ricklingen mit einem Denkstein (Memorialstein) zu tun, der von der Familie der von Ampleben gesetzt worden ist, oder wir haben es mit einem Sühnestein zu tun, der aufgrund eines Sühnevertrages von der Familie eines evtl. Totschlägers gesetzt werden mußte. Archivforschung kann hier Klarheit schaffen.



Abb. 4 Vorder- und Rückseite des Heidenkreuzsteines in Schöningen

Foto: W. Müller

Die Grab-Steinkreuze an der Clus von Schöningen

Maße: Höhe 110 cm, Breite 63 cm, Tiefe 22 cm; Material: Kalkstein

Maße: Höhe 86 cm, Breite 64 cm, Tiefe 20 cm; Material: Kalkstein

Dicht vor dem neuen Turm der Clus stehen zwei Steinkreuze. Da beide Kreuze auf dem Gebiet eines alten Kirchhofes gefunden worden waren, kann man, wie auch W. Freist in seinem Aufsatz „Die Schöninger Clus“ darlegt, von Grab-Steinkreuzen sprechen. Die erste Erwähnung eines Kreuzes an der Clus findet sich 1896 bei P. J. Meier in den Bau- und Kunstdenkmälern des Kreises Helmstedt. Noch 1935 nennt A. Hoffmann in seinem Katalog der niedersächsischen Kreuzsteine und Steinkreuze nur ein Kreuz an der Clus. Die Beschreibungen dieses ersten bekannten Kreuzes sind so allgemein gefaßt, daß nicht eindeutig gesagt werden kann, welches der beiden Kreuze gemeint ist.

Das größere der beiden Steinkreuze ist vor dem Turm leider so ungünstig aufgestellt worden, daß die eigentliche Vorderseite des Steines weder vernünftig eingesehen noch fotografiert werden kann.

Für beide Kreuze gilt, daß sie auf ihrer Vorderseite eingerillt eine Inschrift und eine Figur tragen.



Abb. 5 Grab-Steinkreuze
an der Clus in Schöningen

Foto: W. Müller

Beim größeren Kreuz ist auf der ehemaligen Vorderseite vom Kreuzkopf und vom linken Kreuzarm die Oberfläche abgespalten. Auf der erhaltenen Oberfläche des rechten Kreuzarmes sind auf zwei Linien Schriftreste zu erkennen, die aber nicht mehr zu lesen sind. Unterhalb der Schriftreste, im keilförmigen Schaft des Kreuzes, sind zunächst Reste einer – wie es scheint – stehenden Figur zu erkennen. Eindeutig sieht man ein faltenreiches, langes Gewand, das nach rechts ausschwingt. Daraus kann man schließen, daß der Rock nachgezogen wird, das heißt, daß die Blickrichtung der Figur vom Beschauer aus gesehen nach links gerichtet war. In Höhe einer evtl. „Gürtellinie“ schwingt eine Linie nach rechts aus. Hierbei könnte es sich um die Konturen eines Oberarmes und eines abgewinkelten Unterarmes handeln. Kopf und Oberkörper der Figur sind nicht mehr zu erkennen.

Vor der Figur, das heißt am linken Rand des Kreuzschafes, befindet sich das Fragment eines Gegenstandes, der schwer zu deuten ist. Vom Erdboden erhebt sich ein schmaler Schaft, der sich in Höhe der Knie der Figur etwa um das Dreifache verbreitert und dessen Umrißlinien bis zur Abbruchkante parallel verlaufen.

Zwischen diesem Gegenstand und der Figur muß eine Beziehung gesehen werden. Bei diesem Gegenstand könnte es sich um ein Attribut handeln, das Stand oder Beruf des Toten symbolisiert, so wie es auf vielen Kleindenkmälern der Fall ist. Welcher Stand oder Beruf auf diesem Steinkreuz dargestellt wird, kann allerdings nicht gesagt werden, da auf den Kreuzsteinen und Steinkreuzen Niedersachsens kein Standes- oder Berufszeichen bekannt ist, das der Form des Schöninger Attributs entspricht. Auch als Unterteil eines Vortragekreuzes scheint dieser Darstellungsrest auszuschneiden. Zwar hätten Kreuzkopf und Kreuzarme des Vortragekreuzes auf dem linken Arm des Steinkreuzes Platz, doch wird bei Vortragekreuzen gewöhnlich der griechischen Kreuzform der Vorzug gegeben. Selbst da, wo die lateinische Kreuzform auftaucht, wird der Längsbalken nicht so breit und so übertrieben lang dargestellt, wie es hier der Fall wäre.

Auf dem kleineren der beiden Schöninger Grab-Steinkreuze zieht sich ein Schriftband im Halbkreis um das Kreuzungsfeld des Steinkreuzes. Die Schrift ist nicht mehr zu lesen, ebenfalls nicht der Text, der sich zusätzlich auf dem rechten Kreuzarm befindet. Von der Figur, die sich unterhalb des bogenförmigen Schriftbandes befunden hatte, lassen sich noch ansatzweise die Rundung eines Kopfes und Reste des Faltenwurfes eines Gewandes erkennen. Ob diese Figur stand oder kniete, ist nicht mehr auszumachen.

Eine zeitliche Einordnung der beiden Grab-Steinkreuze ist schwierig. Beide Steine bieten dafür zu wenig Anhaltspunkte. Bei den Buchstabenresten scheint es sich um gotische Minuskeln zu handeln. Die Faltenwürde der Gewänder weisen auf gotische Darstellungen hin.

Fotonachweis:

Abbildung: 1 Landesmuseum Braunschweig

Abbildung: 3 Günther E. H. Baumann

Abbildungen 2, 4–7: Verfasser

Literaturnachweise:

E. Eggeling, Die Sühnesteine von Stadtoldendorf. In: Braunschweigische Heimat, 24. Jg., (1933), S. 134–142. – W. Freist, Die Schöninger Clus. In: Braunschweigische Heimat, 62. Jg. (1976), S. 5–8. – R. Hausserr/Chr. Väterlein, Die Zeit der Staufer, Bd. 1+2, Stuttgart 1977. – A. Hoffmann, Die mittelalterlichen Steinkreuze, Kreuz- und Denksteine in Niedersachsen, Hildesheim 1935. – H.-B. Krieger, Steinkreuze im Elmvorland, Schöppenstedt. – Kunst und Kultur im Weserraum 800–1600, Bd. 2, Münster 1966. – P. J. Meier, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Helmstedt, Wolfenbüttel 1896, S. 320, 333. – W. Müller/G. E. H. Baumann, Kreuzsteine und Steinkreuze in Niedersachsen, Manuskript. – H. Pusen, Kostbarkeiten aus Kirchen und Klöstern Niedersachsens, Hannover 1966. – K. Steinacker, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Holzminden, Wolfenbüttel 1907, S. 82/83. –

Zwei historische Merkverse zur Geschichte der Harzburg

Von Bernd Ulrich Hucker

Die verdienstvolle Zusammenstellung der *Harzburg-Regesten* von Heinrich Spier (1970–74) kann um zwei Nachrichten ergänzt werden, die durch historische Merkverse tradiert sind.¹⁾ Historische Merk- oder Denkverse sind knappe Texte, die man im Mittelalter zur Einprägung historischen Wissens formte. Sie entstanden in der Regel sogleich nach den betreffenden Ereignissen und wurden überwiegend mündlich überliefert. Das bevorzugte Versmaß war der Hexameter. Die gebundene Form der Merkverse ermöglichte es, daß sich diese Quellengattung verbreiten und erhalten konnte, auch ohne der schriftlichen Fixierung zu bedürfen. Außerdem leisteten der Reim wie auch die Konzentration der Nachricht auf das Wesentliche Gewähr für die korrekte Weitergabe des zu memorierenden historischen Faktums²⁾.

Zur Geschichte der Harzburg besitzen wir zwei historische Merkverse, die sich mit Ereignissen der Jahre 1213 und 1369 befassen. Der auf das Jahr 1213 ist von dem in den ersten Jahrzehnten des fünfzehnten Jahrhunderts schreibenden Chronisten Dietrich Engelhus († 1434) aufgezeichnet worden; den jüngeren hat Johannes Letzner (1531–1613) in der *Daselischen und Einbeckischen Chronica* 1596 mitgeteilt. Die Zeit, in der man Merkverse schätzte, reicht bis etwa 1600, so daß beide Gewährsmänner ihre Stücke durchaus noch aus dem lebendigen Gebrauch geschöpft haben können. Die Verse selbst sind in Jahrzehnten entstanden, die in Niedersachsen zur Blütezeit der Merkversdichtung gehörten³⁾.

Der jüngere Merkvers betrifft die Eroberung der Harzburg durch den Welfenherzog Otto den Quaden und lautet:

*Harciniamque arcem comites quam Warnigerode
Hactenus acceptam Romano a rege tenebant,
Nocte invasit Otho (pravum dixere minores)
Capta . . .⁴⁾*

Der Chronist Johannes Letzner bringt diesen Merkvers leider nur unvollständig⁵⁾. Die Angabe des Datums erfolgte bei Letzner außerhalb der Reime (1370 Okt. 30), ein auch sonst zu beobachtender Gebrauch⁶⁾. Aus dem am 7. Juli 1370 abgeschlossenen Friedensvertrag zwischen Herzog Otto und den Grafen von Wernigerode⁷⁾ ergibt sich, daß die Jahresangabe falsch ist und 1369 lauten muß. Das Tagesdatum jedoch wird durch Hermen Botes *Croneken der sassen* (1489, Mainzer Druck 1492) bestätigt, wenn auch leicht differenzierend. Bote nennt den Tag vor Allerheiligen (31. Oktober), freilich wie seine handschriftliche *Weltchronik* (1493/1502) zum Jahre 1370⁸⁾. Vermutlich hat das Jahr des Friedensschlusses das eigentliche Jahr der Eroberung verdrängt – leicht möglich, denn das Datum war ja nicht in die Metrik eingebunden. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß der Merkvers den Charakter der Harzburg als Reichsfeste zu würdigen weiß (. . . *Romano a rege tenebant*), obwohl er zu dieser Zeit praktisch nicht mehr berücksichtigt wird⁹⁾. Das hohe Alter des Verses erscheint durch diese Beobachtung gesichert. Nicht zuletzt verdient Aufmerksamkeit, daß unsere Reime den ältesten Beleg für den Beinamen Herzog Ottos bieten: *Otho pravus*, so sagten die

„Niederer“ des Volkes. In späteren Quellen taucht dafür dann der niederdeutsche Begriff *quat(d)* (= böse, schlimm) auf¹⁰). Diese Bemerkung verrät durch ihren Hinweis auf das soziale Milieu, dem der Beiname entstammte, zugleich welcher Schicht sich der Merkversautor zugerechnet wissen wollte: Er gehört zur höheren, gebildeten Bevölkerungsschicht.

Im Gegensatz zu dem Merkvers von 1369 (1370) besitzt der zweite, ältere Harzburger Vers keine parallele urkundliche oder chronikalische Überlieferungen, die das von ihm berichtete historische Ereignis absichern. Das macht die Sache zwar schwieriger, aber auch weitaus spannender. Der historische Merkvers von 1213 teilt nämlich eine zehntägige Belagerung durch ein sächsisches Heer mit, wobei es sich nach Lage der Dinge nur um Kaiser Otto IV. beziehungsweise seine Anhänger handeln kann:

*Post M. post duo C. annos, tredecim superadde,
Gregorius vallat urbem, Benedictus eam dat,
Hartesborg dictam, per Saxones ardue victam.
Felix bombarda, cum tu vicisse dicaris
Hanc primam: ‚guarda‘ sic victrix cognominaris¹¹).*

Wenn man unserer Quelle glauben soll, hätten die Kaiserlichen die Harzburg schließlich nach einem Bombardement mittels einer *Guarda* und von da an *Die Siegreiche* genannten Waffe eingenommen – ein höchst beachtliches Zeugnis also! Jedoch befand sich die Feste damals ohnehin in der Hand Ottos IV. und seiner Anhänger (der Grafen von Harzburg, des Truchsesses Gunzelin von Wolfenbüttel sowie der Herren von Meinersen und Burgdorf¹²); der Kaiser selbst und gewiß auch seine Hauptstreitmacht kämpften zum angegebenen Zeitpunkt (12. bis 21. März) im Rheinland¹³). Keine Frage also, daß die Angaben so nicht korrekt überliefert sind. Eduard Winkelmann, der Altmeister der Stauferforschung, hielt eine Eroberung der Harzburg durch Otto nicht für ausgeschlossen¹⁴). Wollte man diese Möglichkeit abstützen, müßten mehrere Faktoren zwanghaft umgedeutet, Hypothese auf Hypothese gehäuft werden. Daß die Grafen Heinrich und Hermann von (Wohldenberg-) Harzburg, bis 1208 noch Anhänger König Philipps, nach der Erhebung Friedrichs von Sizilien zum Gegenkönig (1211) von dem Welfenkaiser abgefallen sein könnten, wäre immerhin denkbar. Belege gibt es dafür aber nicht und das Gegenteil ist wahrscheinlicher. 1212 und 1214 kommen die Harzburger in der engsten Umgebung des Kaisers vor und 1213 wird ihr Vetter Burchard, Propst des Stifts St. Blasius in Braunschweig, für ihn tätig¹⁵). Die beiden Grafen gehörten bis zum Tode Ottos IV. zu dessen treuesten Anhängern. Noch im Testament des Kaisers werden sie bedacht¹⁶). Sie müßten außer dem Kaiser, der einen eigenen Anteil an der Burg besaß und dort einen Turm erbaut hatte, noch den alten Kämpen Gunzelin von Wolfenbüttel und dessen Söhne sowie andere Herren aus der Harzburg vertrieben haben. Will man nicht zu dieser Kette von Kombinationen greifen, wäre eher an eine Einwirkung von außen zu denken: 1213 fiel König Friedrich in Sachsen ein und berannte das von Otto zur Festung ausgebaute Stift Quedlinburg. Der Welfe wurde in Braunschweig eingeschlossen¹⁷). Daß aber gar keine Quelle, auch nicht unser Merkvers, von Eroberung und Wiedereroberung der Harzburg zu melden weiß, stört eine solche Annahme sehr. Auch widerspräche ihr die Chronologie: Schon wegen der Reimkonstruktion dürfte die Angabe der Tagesdaten zu den unanfechtbaren Bestandteilen des Verses gehören – Friedrich aber unternahm seinen Feldzug im September und Oktober 1213¹⁸). Wahrscheinlicher und auch sonst

bezeugt sind Irrtümer hinsichtlich der Jahres- und Ortsangaben¹⁹). Behalten wir im Auge, daß die versifizierten Geschichtsnachrichten in erster Linie mündlich vermittelt wurden, so können wir uns leicht vorstellen, wie schnell Fehler, vor allem Hörfehler, zur Wirkung kamen. Wie rasch konnte das ein *unodecim* zu einem *tredecim* werden, ein Ortsname gegen einen gleichklingenden ausgewechselt werden! Eine weitere Erklärung hat Winkelmann angeboten, indem er beobachtete, daß „die beiden letzten Verse . . . durch ihren Bau auf einen von den drei ersten abweichenden Ursprung“ hindeuteten²⁰). Nun ist der Wechsel des Versmaßes in einem Stück keine Seltenheit²¹), auch lassen sich die Schlußverse ndernorts nicht finden. Ich möchte deshalb eine andere, zwanglosere Lösung verschlagen, die mit einem Mindestmaß an Änderungen in den Zeit- und Ortsangaben auszukommen sucht.

Da ist zunächst einmal der Begriff *Saxones*, der einigen Aufschluß gewährt. Als Bezeichnung für militärische Aufgebote aus dem alten Stammesgebiet der Sachsen ist er noch zur Zeit Heinrichs des Löwen gebräuchlich; sinnvoll ist er nur noch unter Otto IV., wo es noch einmal zum Zusammenschluß welfischer und gesamtsächsischer Kräfte kommt. Für die Truppen der Welfenherzöge setzt sich danach die Benennung *Braunschweiger* durch. Diese Beobachtung deckt sich mit einer weiteren Erwägung: Irrtümer in der Jahrhundertzählung, aber selbst bei den Zehnern kommen bei Merkversen nur selten vor. Eher versah man sich bei den Einern – der jüngere Harzburger Merkvers war ein Beispiel für eine solche Verschiebung.

Wir sollten daher schon davon ausgehen, daß unser Merkvers ein Ergebnis aus der Zeit des Welfenkaisers, und zwar aus dem zweiten Jahrzehnt des dreizehnten Jahrhunderts betrifft. Es wird sich gleich zeigen, daß eine weitere Beobachtung damit in Einklang steht. Der welfische Hofhistoriograph Johann Georg von Eccard (1664–1730) hatte dem Merkvers bereits richtig entnommen, daß hier von einem besonderen Geschütz, von einer militärtechnischen Neuerung die Rede ist²²). Allerdings zog er daraus die abwegige Konsequenz, Otto IV. habe das Feuegeschütz eingeführt, denn er konnte *bombarda* nicht anders als Kanone deuten.

Es handelt sich aber um eine Steinschleuder, ein Wurfgeschütz also (mittelalt. *bombarda*)²³). Nun gab es selbst auf diesem Gebiet beachtliche Innovationen. Der *tribok*, eine überdimensionale Gegengewichtsblide, die Otto IV. 1212 aus dem mediterranen Raum nach Deutschland importierte, machte fast jede Burg damaliger Bauweise einnehmbar. Die Zeitgenossen nannten sie eine *Teufelswaffe*²⁴). Unser Merkvers gibt erfreulicherweise sehr genauen Aufschluß über die Namen des „Harzburger“ Geschützes: Eigentlich habe es *guarda* geheißen, sei dann wegen des erfolgreichen Einsatzes *Die Siegerin* genannt worden. *Guarda* wurde von Eccard als *cave tibi* gedeutet²⁵), also etwa *Nimm dich in acht!*. Imperative Namen sind später noch für Feuegeschütze gebräuchlich. Dieser italienische Name verrät zugleich die Herkunft der Waffe.

Wir wissen jetzt also, daß da gegen 1213 eine neue *bombarda* aus dem Mittelmeerraum vor einer hier irrümlich „Harzburg“ genannten Feste zum Einsatz gekommen ist. Wir wissen desweiter, daß dieses Geschütz nicht mit dem *tribok* identisch ist, da die vom Merkvers bezeugten Namen in den zahlreichen Nachrichten über den *tribok* fehlen. Daß Otto IV. nur den *tribok* gehabt haben sollte, ist ohnehin unwahrscheinlich. Schon vor Capua 1211 läßt er mehrere Kriegsmaschinen bauen, und noch 1218 verfügt er über mehrere Geschütze, die in

Quedlinburg eingelagert sind²⁶⁾. Wolfram von Eschenbach hat im Willehalm, der 1212 bis 1218 entstand, mehrere Bezeichnungen für Wurfgeschütze: *driboc und mangel, ebenhoeh uf siulen langen, igel, katzen, pfetraere*²⁷⁾. Die Igel und Katzen bezeichnen Mauerbrecher und Schutzdächer, außer dem *tribok* gibt es noch zwei weitere Arten von Geschützen, wovon eine ihren lateinischen Ursprung erkennen läßt (*petraria*).

Der Merkvers ist also auch dadurch wertvoll, daß er uns einen zusätzlichen, wenn auch nicht sehr detaillierten Einblick in die militärtechnischen Innovationen Ottos IV. gewährt. Noch ist die Frage offen, wo und wann die siegreiche Bombardierung stattfand. An diesem Punkt müssen wir noch einmal auf die *Saxones* zurückkommen. Nach allem, was wir über historische Merkverse wissen, ist es nämlich recht unwahrscheinlich, daß nur die Nationalität der Kriegführenden angegeben, ihr Führer jedoch fortgelassen wird, zumal dann, wenn es sich um den obersten Repräsentanten der europäischen Staatenwelt handelte. Otto IV. galt überdies zu seiner Zeit als bedeutender Heerführer. Kurzum, dieser Merkvers berichtet von einem Einsatz des „sächsischen“, also des kaiserlichen Heeres ohne den Kaiser. Für eine solche Sprachregelung hält die Geschichtsschreibung dieser Jahre Beispiele bereit. Die *Chronica S. Petri Erfordensis* und die *Annales Reinhardsbrunnenses* berichten zum Jahre 1211 von den militärischen Maßnahmen der *Saxones* in Thüringen²⁸⁾. Gemeint sind hier kaiserliche Truppen unter dem Reichstruchsess Gunzelin von Wolfenbüttel. Daß Gunzelin, einer der wichtigsten Berater und militärischen Führer des Kaisers, damals Kriegsgerät gegen die Burgen des Landgrafen Hermann von Thüringen einsetzte, ist bezeugt²⁹⁾. Möglich also, daß wir es mit einer sonst nicht bezeugten Belagerung im März 1211 zu tun haben, wobei die Örtlichkeit in Thüringen zu suchen wäre. Zu Thüringen paßt die Bezeichnung der Eindringlinge als Sachsen viel besser als zu einer Burg in Sachsen selbst. Der Krieg Ottos IV. gegen Landgraf Hermann währte von 1211 bis 1213. Zweimal, nämlich im Juli 1212 und im Herbst 1213, hat sich der Kaiser persönlich an die Spitze seiner Truppen gesetzt³⁰⁾. In der Zwischenzeit mögen Gunzelin von Wolfenbüttel oder andere Unterführer schon einmal eine thüringische Burg erobert haben. Der Erfurter Chronist berichtet ganz allgemein, daß Otto IV. *oppidis, castris et omnibus lantgravii municionibus* überfallen habe³¹⁾. Ausdrücklich erwähnt werden die Eroberung von Rotenburg und Langensalza³²⁾. Die Frage welche Burg im März 1211, 1212 oder 1213 belagert worden ist, kann vorerst nicht beantwortet werden. Denkbar wäre vielleicht eine Verwechslung mit der *Wartburg*, doch kann eine solche Annahme durch keinerlei sonstige Belege gestützt werden. Eher möchte man an die seinerzeit wichtige *Creuzburg* an der Werra denken, die damals *Cruczesborg* geschrieben wurde³³⁾. Die Verwechslung von *Cruczesborg* und *Hartesborg* wurde erleichtert durch Assoziationen mit Otto IV. und Truchseß Gunzelin, dem mutmaßlichen Heerführer der Sachsen, die beide eng mit der Reichsburg am Harz verbunden waren.

Wir können also abschließend sagen, daß eine Belagerung der Harzburg durch Otto IV. sicher nicht stattgefunden hat, daß der von Engelhus überlieferte historische Merkvers jedoch ein aus anderen Quellen nicht bekanntes Ereignis während der thüringischen Feldzüge des Kaisers bzw. seiner Unterführer memoriert.

Anmerkungen:

¹⁾ Harzburg-Regesten, in: Harz-Zeitschrift f. d. Harz-Verein f. Geschichte u. Altertumskunde 22/23, 1970/71 S. 79–96; 24/25, 1972/73 S. 101–112 (2. Teil) und 26, 1974 S. 35–56 (3. Teil, mit Nachträgen). –²⁾

Vgl. Ludwig Benkert, Der historiographische Merkvers, Neustadt/Aisch 1963 – zum Begriff vgl. meine Studie „Historische Merkverse als Quellen der Landesgeschichte“ in: Bll. f. dt. Landesgeschichte 120, 1984, S. 293–328. –³⁾ Hucker a. a. O. S. 300. –⁴⁾ J. Letzner, Dasselische und Einbeckische Chronik, Erfurt 1596 Bl. 27r. –⁵⁾ Er setzt nach *capta, etc.* – da Letzner ein ausgesprochener Liebhaber historischer Merkverse war, ist es unwahrscheinlich, daß er mehr wußte. Vermutlich war schon seine Vorlage unvollständig, bzw. konnte sein Berichterstatteer sich nicht mehr an den Schluß erinnern. –⁶⁾ L. Benkert, wie Anm. 2, S. 72 –⁷⁾ H. Spier, wie Anm. 1, Nr. 81 (2. Teil S. 111f.). –⁸⁾ *Cronecken der sassen* ohne Bll. zählung, in der Edition von G. W. Leibniz, *Scriptores rerum Brunsvicensium*, Hannover 1707 Bd. 3, S. 385 – *Welchchronik*, *Braunschweiger*, ehem. sogenannte *Halberstädter Handschrift*, ed. Caspar Abel, Sammlung etlicher noch nicht gedruckten alten Chronicken etc., Braunschweig 1732 S. 190f. –⁹⁾ Als Reichslehn kommt die Harzburg – nach langer Pause – noch einmal 1384 bei König Wenzel vor, H. Spier, wie Anm. 1, Nr. 83 (3. Teil S. 35) – H. Sudendorf, *Urkundenbuch z. Gesch. d. Herzöge von Braunschweig u. Lüneburg u. ihrer Lande* Bd. 6 Nr. 93, im Zusammenhang mit dem Reich letztmalig 1487: Jos. Chmel, *Regesta chronologica diplomata Friderici IV. Romanorum regis (Imperatoris III.)*, Wien 1838 Abt. 2 Nr. 7952 – Spier, wie Anm. 1, Nr. 112 (3. Teil S. 43f.). –¹⁰⁾ Vgl. Philipp Julius Rehtmeier, *Braunschweig-Lüneburgische Chronica*, Bd. 1, Braunschweig 1722, S. 603 – Albert Krantz, *Saxonia L. IX c. 34* (Frankfurt 1580) S. 255. –¹¹⁾ Dietrich Engelhus, *Chronica*, ed. Leibniz, wie Anm. 8, Bd. 2 S. 1116, danach in den *Origines Guelficae*, wie Anm. 22, Bd. 3 S. 346 und bei Eduard Winkelmann, *Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig*, Bd. 2, Leipzig 1878 S. 345 Anm. 2 – vgl. Hucker, wie Anm. 2, Nr. 44; das Jahr ergibt M.CC.XIII, die Tage sind die *Gregorii ep* und *Benedicti abb.*, also März 12 und 21 (in der Diözese Hildesheim, vgl. H. Grotfend, *Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit*, Bd. 2, Hannover 1892, S. 76). –¹²⁾ Der Anteile der Grafen und Herren wird im Testament Ottos gedacht, MGH Constit. II Nr. 42 § 6; die Besitzungen Gunzelins und seiner Söhne sind von Werner Deich, *Das Goslarer Reichsvogteigeld*, Lübeck 1974 (= *Historische Studien* 425) passim, nachgewiesen worden. –¹³⁾ J. F. Böhmer, *Regesta Imperii. Die Regesten des Kaiserreichs unter Philipp, Otto IV., Friedrich II. etc.*, neuhrsg. v. Julius Ficker, Bd. 1, Innsbruck 1881, Nr. 494a. –¹⁴⁾ Winkelmann, wie Anm. 11, S. 345 Anm. 2. –¹⁵⁾ Wolfgang Petke, *Die Grafen von Wöltingerode-Wohldenberg. Adelsherrschaft, Königtum und Landesherrschaft am Nordwestharz im 12. und 13. Jahrhundert*, Hildesheim 1971 (= *Veröff. d. Instituts f. histor. Landesforschung d. Univ. Göttingen* Bd. 4) S. 366f. –¹⁶⁾ MGH Constit. II Nr. 42. –¹⁷⁾ *Regesta Imperii*, wie Anm. 13, Nr. 712a–c. –¹⁸⁾ Ebenda – vgl. Friedrich Wilhelm Schirrmacher, *Kaiser Friedrich der Zweite*. Bd. 1, Göttingen 1859, S. 89 (spricht sich für Mitte Oktober aus). –¹⁹⁾ B. Hucker, wie Anm. 2, S. 297f. –²⁰⁾ Winkelmann, wie Anm. 11, S. 345 Anm. 2. –²¹⁾ L. Benkert, wie Anm. 2, S. 67. –²²⁾ Eccards Kommentar in G. W. Leibniz, *Origines Guelficae*, hrg. v. Chr. L. Scheidt, Hannover 1750–80, Bd. 3 S. 346f. § 80. –²³⁾ E. Habel, *Mittellateinisches Glossar*, unter Mitwirkung von F. Gröbel hrg., Paderborn 1959² S. 38; die übrigen mittellat. Wörterbücher führen das Wort nicht oder nur in der Bedeutung Büchse, Feuerschutz. –²⁴⁾ B. U. Hucker, *Die neue Politik Kaiser Ottos IV. – Studien zu Politik und Machtbasis des Welfenkaisers. Von d. Fakultät Geschichtswissenschaften d. Univ. Bamberg angenommen Habilitationsschrift* 1983, Kap. IV, 3: Eine militärtechnische Neuerung. –²⁵⁾ *Origines Guelficae*, wie Anm. 22, Bd. 3 S. 346 – vgl. auch Carlo Battisti u. Giovanni Alessio, *Dizionario Etimologico Italiano*, Bd. 3, Florenz 1952, S. 1885 belegen it. *guarda* ebenfalls in der Bedeutung von *attento!*. –²⁶⁾ *Ottos Testament*, MGH Const. II Nr. 42 § 4 – vgl. B. Hucker, wie Anm. 24. –²⁷⁾ Willehalm L. III c. 111 Z. 9–11 (ed. Karl Lachmann, 6. Ausgabe, Übersetzung und Anmerkungen von Dieter Kartschoke, Berlin 1968 S. 61). –²⁸⁾ MGH *Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum: Monumenta Erphesfurtensia* ed. O. Holder-Egger, Hannover u. Leipzig 1899, S. 209f. – MGH SS XXX, 1 S. 579; Eccard, wie Anm. 22, glaubte, die Sachsen seien „ohne Zweifel von Otto IV. angeführt“ worden, was nach diesen Beispielen nicht so zwingend erscheint. –²⁹⁾ E. Winkelmann, wie Anm. 11, Bd. 2 S. 306; über Gunzelin vgl. C. v. Schmidt-Phiseldack, *Gunzelin von Wolfenbüttel*, in: *Zs. d. Harzvereins f. Gesch. u. Altertumskunde* 16, 1883 S. 209–30 u. B. U. Hucker, wie Anm. 24, *Prosopograph. Katalog a. Reichshofbeamte*. –³⁰⁾ *Regesta Imperii V*, wie Anm. 13, Nr. 483a u. 484a, 496b–f. –³¹⁾ *Chronica S. Petri Erfordensis* ed. O. Holder-Egger, wie Anm. 28, S. 210 Z. 34. –³²⁾ *Regesta Imperii V*, wie Anm. 13, Nr. 483 a u. b. –³³⁾ *Monumenta Erphesfurtensia*, wie Anm. 28, Index S. 834f.

Namen und Verbreitung der Ringelnatter, der Schnecken, des Regenwurms, der Maikäferlarve und der großen Stechmücke in Ostfalen.

Ein neuer wortgeographischer Beitrag zur heimischen Fauna

von Werner Flechsig

Der Leser mag zunächst überrascht sein, in der Überschrift dieses Beitrages mehrere grundverschiedene Tierarten einer gemeinsamen Betrachtung unterzogen zu finden. Es wird sich dann aber herausstellen, daß das ostfälische Landvolk manchenorts wohl etwas Gemeinsames an diesen Tierarten wahrzunehmen glaubte, weil es ihnen bald hier, bald dort den gleichen Namen gab, der ursprünglich nur der einen Tierart eigen war. Die folgenden Angaben über die Verbreitung der verschiedenen mundartlichen Tiernamen in den ostfälischen Kreisen des Bezirks Magdeburg und in den niedersächsischen Kreisen Helmstedt, Gifhorn, Braunschweig, Wolfenbüttel, Goslar, Stadt Salzgitter, Peine, Hildesheim, Gandersheim, Zellerfeld, Osterode, Northeim, Einbeck, Holzminden, Alfeld, Hannover, Neustadt, Burgdorf und Celle beziehen sich jeweils auf die Zugehörigkeit der betreffenden Orte vor der niedersächsischen Kreisreform. An Abkürzungen verwende ich Kr. = Kreis, ostf. = ostfälisch, mda. = mundartlich, hd. = hochdeutsch, m. = männlich, f. = weiblich (Femininum), n. = sächlich (Neutrum), FLN. = Flurname, BW. = Bestimmungswort, GW. = Grundwort, Bez. = Bezirk.

1) Die Ringelnatter

Auf die Frage 1072 im 11. Mundartfragebogen des Braunschweigischen Landesmuseums gaben 1960 nicht wenige Gewährsleute als Namen der Ringelnatter die farblose, nichtssagende Bezeichnung *Slange* an, 88 andere jedoch *Ringelnatter(e)* oder nur *Natter(e)*, und zwar in den Kreisen Halberstadt (3), Helmstedt (8), Gifhorn (2), Braunschweig (11), Wolfenbüttel (10), Goslar (7), Stadt Salzgitter (6), Peine (5), Hildesheim (12), Gandersheim (11), Zellerfeld (2), Osterode (1), Einbeck (5), Holzminden (2) und Alfeld (3). Ob es sich bei *Ringelnatter(e)* um eine echte mda. Bezeichnung handelt, erscheint mir aus zwei Gründen recht zweifelhaft. Zunächst deutet das -tt- auf Entlehnung aus dem Hochdeutschen. An seiner Stelle wäre eher -dd- zu erwarten, da hierzulande die Giftschlange, d. h. besonders die Kreuzotter, mda. *Addere* heißt. Zum andern findet sich in Ostfalen als Relikt ein anderer Name für ungiftige Schlangen im allgemeinen und die Ringelnatter im besonderen, wozu eine hd. Entsprechung fehlt, nämlich *Snāke* f. Bezeugt ist dieses Wort mit der genannten Bedeutung in 25 Orten der Kreise Helmstedt (Bornum, Bahrdorf, Räbke), Gifhorn (Bökelse, Leiferde, Warmse), Wolfenbüttel (Berel, Harlingerode, Klein Vahlberg), Goslar (Groß Flöthe, Haverlah, Neuenkirchen, Vienenburg), Stadt Salzgitter (Beinum), Peine (Eltze), Hildesheim (Bodenburg, Hary, Königsdahlum, Salzdetfurth), Gandersheim (Bodenstein, Bornum), Einbeck (Hunnestrück), Alfeld (Mehle) und Celle (Wathlingen, Wickenberg, hier allerdings mit der Bedeutung ‚Blindschleiche‘). Dazu kommen 3 ostfälische Belege aus Schambachs Göttingisch-Grubenhagenschen Wörterbuch von 1858¹⁾, aus Frommes Wörterbuch des Kirchspiels Hohenbostel, Kr. Hannover, von 1875²⁾ und aus Wredes

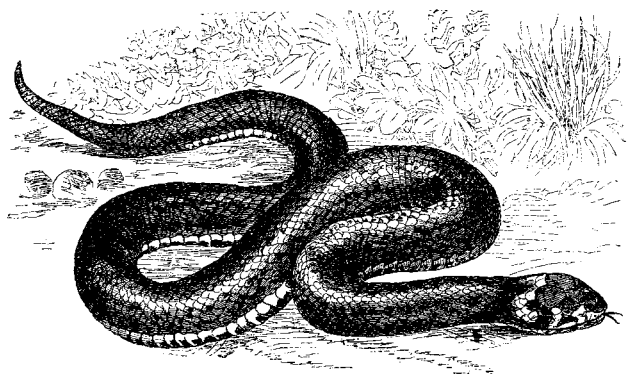


Abb. 1 Ringelnatter (*Tropidonotus natrix* Linné)
Aus: Illustrierte Naturgeschichte der Thiere.
Bd. 2, 1.- Hrsg. von Ph. L. Martin

Wörterbuch des Kirchspiels Sievershausen, Kr. Burgdorf von 1960³). Außerhalb Ostfalens ist *Snâk* ‚Ringelnatter‘ auch im Nordniedersächsischen nachgewiesen, und zwar durch Kücks Lüneburger Wörterbuch⁴), wonach dieser Name im allgemeinen außer der Ringelnatter auch jeder anderen größeren ungiftigen Schlange zukommt, in 2 Orten des Kr. Celle aber der Kreuzotter, und durch Mensings Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch⁵), wo als Bedeutung des Wortes neben ‚Ringelnatter‘ auch ‚Schlange‘ schlechthin angegeben ist. Das Mittelniederdeutsche Handwörterbuch weist schließlich *snake* als den niederdeutschen Namen der Ringelnatter schon für das Mittelalter aus⁶). Weitere Nachweise für unser Wort bietet das Norwegisch-Dänische Etymologische Wörterbuch von Falk und Torp, und zwar schwedisch *snak*, altnordisch *snakr* und angelsächsisch *snaca* (englisch *snake*). Etymologisch verbunden sind dort diese Wortformen für ‚Natter‘ mit dem althochdeutschen Zeitwort *Snahan* ‚kriechen, schleichen‘⁷).

Somit unterliegt es keinem Zweifel, daß nur *Snâke* die bodenständige alte Bezeichnung für diese Schlangenart sein kann. Wo statt dessen hierzulande in der Neuzeit *Ringelnatter(e)* bzw. *Natter(e)* gesagt wird, ist dieses offensichtlich hd. beeinflusste Wort vermutlich durch den Naturkundeunterricht oder durch Bücher eingeführt worden und deutet darauf hin, daß an solchen Orten mit dem Namen *Snâke* auch das Tier selbst fehlte. Somit wären die oben genannten Ortsbelege für *Snâke* die einzig zuverlässigen Nachweise für die Verbreitung der Ringelnatter in Ostfalen.

Nur ein einziges Mal fand sich in Jerze, Kr. Gandersheim *Blindsnâke* als Bezeichnung für die Blindschleiche, die sonst in Ostfalen *Blind(er)slinge*, *Blind(er)slink* oder – hd. beeinflusst – *Blindslike* heißt.

2) Die Nacktschnecke

Merkwürdigerweise hatte 1951 der 2. Mundartfragebogen des Br. Landesmuseums einige Belege für *Snâke* mit der Bedeutung ‚nackte Wegschnecke ohne Haus‘ erbracht, und zwar aus den Kreisen Helmdstedt (Königslutter), Goslar (Dorstadt und Jerstedt) und Stadt

Salzgitter (Flachstöckheim). Ob es sich dabei um eine neuzeitliche Verwechslung zwischen zwei an und für sich nur durch die Art der Fortbewegung vergleichbaren, sonst aber völlig verschiedenartigen Tierarten handelt oder um Relikte eines echten alten Namens der Nacktschnecke, muß einstweilen dahingestellt bleiben. Eindeutige alte Belege für *Snåke* als Name der Schnecke fehlen bisher aus Ostfalen, wenn auch der hierzulande nicht seltene FLN. *Snåkenstêrt* darauf hindeuten scheint, wie ich im Schlußabschnitt dieser Untersuchung zeigen werde. Für ein hohes Alter der Verwendung des Wortes *Snåke* als Name der Schnecke spricht der Hinweis auf das norwegische Dialektwort *snôk* ‚Schnecke‘ bei Falk-Torp⁸⁾.

Slinge und das Kompositum *Ölslinge* sind das eigentliche ostfälische Eigenwort für die Nacktschnecken. Mit 284 Belegen reicht es von Eilsleben im Kr. Wanzleben im Osten bis zur Ithbörde an der Oberweser im Westen und vom Altkr. Gifhorn im Norden bis Münchhof bei Gittelde am Westharzrande im Süden. Sie verteilen sich auf die Kreise Wanzleben (1), Helmstedt (22), Gifhorn (8), Braunschweig (34), Wolfenbüttel (47), Goslar (30), Stadtkr. Salzgitter (22), Peine (29), Hildesheim (47), Gandersheim (26), Alfeld (11), Hannover (1), Springe (1), Holzminden (4) und Einbeck (1). Nach Th. Dahlberg⁹⁾ findet sich das Wort nicht südlich einer Linie von Bodenwerder an der Weser nach Wolfshagen im Nordwestharz. Nach meinen Unterlagen von 1951 verläuft die Grenze von Kuventhal im Kr. Einbeck über Ahlshausen, Engelage, Herrhausen, Ildehausen, Kirchberg und Münchhof im Kr. Gandersheim noch ein wenig über die gedachte Linie nach Süden hinaus. Im Norden scheint eine Linie von Müden, Betzhorn, Thülaus und Brome im Kr. Gifhorn am Südwestrande der Altmark ungefähr die Verbreitungsgrenze anzugeben, wenn auch ein Beleg für die aus der Kreuzung zwischen *Snigge* und *Slinge* entstandene Mischform *Sningen* aus Hagen im Kr. Neustadt darauf hindeuten scheint, daß *Slinge* wenigstens im Westen noch weiter nach Norden gereicht hat. Genaueres darüber läßt sich nicht feststellen, weil ich unser Wort nicht planmäßig in den Kreisen Celle, Burgdorf, Neustadt, Hannover, Springe und Hameln abgefragt habe. *Sninge* kommt übrigens auch weit verstreut in Mackendorf, Kr. Helmstedt, Schulerode, Kr. Braunschweig, und – nach Dahlberg – in Polle an der Weser, Kr. Hameln, vor.

Als *Ölslinge* wurde die Nacktschnecke wohl deshalb bezeichnet, weil sie schleimige Kriechspuren auf ihren Wegen hinterläßt. Diese Namensform bezeugten Fragebogen für Westerbeck, Kr. Gifhorn, Fürstenau und Sonnenberg, Kr. Braunschweig, Groß und Klein Elbe, Kr. Wolfenbüttel, Altwallmoden, Gielde, Groß Döhren, Neuenkirchen und Othfresen, Kr. Goslar, und Kuventhal, Kr. Einbeck.

Slinge gehört zweifellos zu dem Zeitwort *slingen*, dessen Grundbedeutung nach der indogermanischen Vorstufe *slenq-* ‚sich winden‘ ist. Auf eine langsame Art der sich windenden Vorwärtsbewegung deuten altilitauisch *slanka* ‚Faulenzer‘, litauisch *slenku*, *slinkti* ‚schleichen‘ und mittelhochdeutsch *slingen* ‚schleichen‘¹⁰⁾. Im Gegensatz zu Ostfalen fehlt *Slinge* ‚Nacktschnecke‘ sowohl im Nordniedersächsischen nach Ausweis der Wörterbücher von Kück, Danneil und Mensing wie im Westfälischen nach Ausweis der Wörterbücher von Woeste-Nörrenberg, Schmöckel-Blesken und Frederking. So kann dieser Name der Nacktschnecke als ein typisch ostf. Eigenwort gelten.

Außer *Snåke* und *Slinge* findet sich hierzulande noch eine dritte Bezeichnung für die Nacktschnecke, die aber eigentlich – wie ich im nächsten Abschnitt zeigen werde – der Ge-

häuseschnecke zukommt und anscheinend nur irrtümlich auch auf die Nacktschnecke übertragen wurde, nämlich *Snigge* mit den Lautvarianten *Snijje* und *Snäie* bzw. *Snaie*, *Snöie* oder *Snoie*. Für die Form *Snigge* (*Snijje*) erbrachte der Fragebogen 29 Belege aus den Kreisen Helmstedt (13), Gifhorn (4), Braunschweig (5), Peine (3), Celle (2) und Gandersheim (2). Dazu kommen aus den gedruckten Wörterbüchern der Ortsmundarten in Eilsdorf, Kr. Oschersleben, Sievershausen, Kr. Burgdorf, Völkzen, Kr. Springe, und Hohenbostel, Kr. Hannover, 4 weitere Belege. Häufiger erscheint die auf das südwestliche Ostfalen beschränkte Nebenform *Snäie* (*Snaie*, *Snöie*, *Snoie*), die aus *Snigge* durch Ausfall des -gg- und Tondehnung des vorausgehenden Vokals entstanden war, bezeugt in 45 Orten der Kreise Gandersheim (17), Osterode (2), Einbeck (20) und Holzminden (6).

Statt *Snigge* kommt verstreut auch *Snicke* vor, eine Form, deren inlautendes Konsonantenpaar zweifellos durch hd. *Schnecke* beeinflusst worden ist. 22 Belege für diese Mischform verteilen sich auf die Kreise des Bez. Magdeburg (5), Wolfenbüttel (5), Peine (3), Gandersheim (2), Zellerfeld (2) und Osterode (5). Es fällt auf, daß im Lüneburgischen nach Kück's Wörterbuch die zweifellos jüngere Form *Snick'* überall vorherrscht, während *Snigg'* nur noch vereinzelt hier und da festzustellen war. Mensing hat in seinem Schleswig-Holsteinischen Wörterbuch *Snigg'* überhaupt nicht mehr aufgeführt, sondern nur *Snick'* und daneben als fast rein hd. Lehnwort *Sneck'*. Dieses hd. Lehnwort findet sich als *Snecke* in Ostfalen nur neunmal in den Kreisen des Bez. Magdeburg (3), Helmstedt (1), Gifhorn (1), Wolfenbüttel (1), Osterode (1) und Einbeck (2).

In FLN. kommt *Snigge* auf ostf. Boden sehr selten vor. Bekannt wurden mir bisher nur „*Schniggen Berg*“ 1548 und 1776 ein Wald, später Weide bei Salzgitter-Groß Mahner, „*beim Schniggenbeke*“ 1581 bei Groß Rhüden, Kr. Hildesheim, „*die Schniggen Thäler*“ 1699 im Forstamtsbezirk Harzburg II, *Sniggenkamp* im 19. Jh. bei Gielde und Neuenkirchen, Kr. Goslar (dort aber 1950 mda. *Slingenkamp*?), *Schniggelah* 1859 bei Salzgitter-Groß Mahner und *Sniggenpaul* 1965 eine sumpfige Niederung bei Salzgitter-Nienrode. Ungewiß bleibt, ob der im 19. Jh. nur hd. überlieferte *Schneckenacker* bei Salzgitter-Kniestedt und der 1765 ebenfalls nur hd. aufgeführte *Schneckenberg* bei Holzminden die Nacktschnecke oder die Gehäuseschnecke meinten. Soweit mir bekannt, kommen auch FLN. mit *Slinge* als BW. in Ostfalen nur selten vor. Da gibt es bei Volzum im Kr. Wolfenbüttel 1951 einen durch sehr viele kleine Schneckenhäuser auffallenden Acker namens *Slingenbarch*, der 1772 als *Großer Schlingenfeld*, das im 19. Jh. hd. *Schneckenkamp* genannt wurde, bei Salzgitter-Gebhardshagen 1965 mda. *Slingenkamp*, 1855 hd. *Schneckenkamp*, bei Gielde, Kr. Goslar, 1950 mda. *Sling'nkamp*, aber im Rezeß des 19. Jhs. *Sniggenkamp*, bei Wehre, Kr. Goslar, 1951 mda. *Slingenkamp*, im Rezeß des 19. Jh. s. *Schlingenkamp*, bei Liebenburg, Kr. Goslar, im 19. Jh. *Schlingelah*, bei Salzgitter-Bad im 19. Jh. *Schlingelah* (identisch mit dem vorigen?) und *Schlingewiese* sowie schließlich bei Rellehausen, Kr. Einbeck, 1879 *Schlingenwiese* am *Schlingenbach*, der früher *Wiepke* hieß und vermutlich infolge der Nachbarschaft der *Schlingenwiese* später umbenannt wurde. Auffällig ist die Unsicherheit in der Verwendung der Wörter *Slinge* und *Snigge* bald für die Nackt- und bald für die Gehäuseschnecke, wie sie beim Neuenkirchener *Sniggenkamp*, beim Volzumer *Slingenbarch* und beim Gielder *Sling'nkamp* zutage tritt.

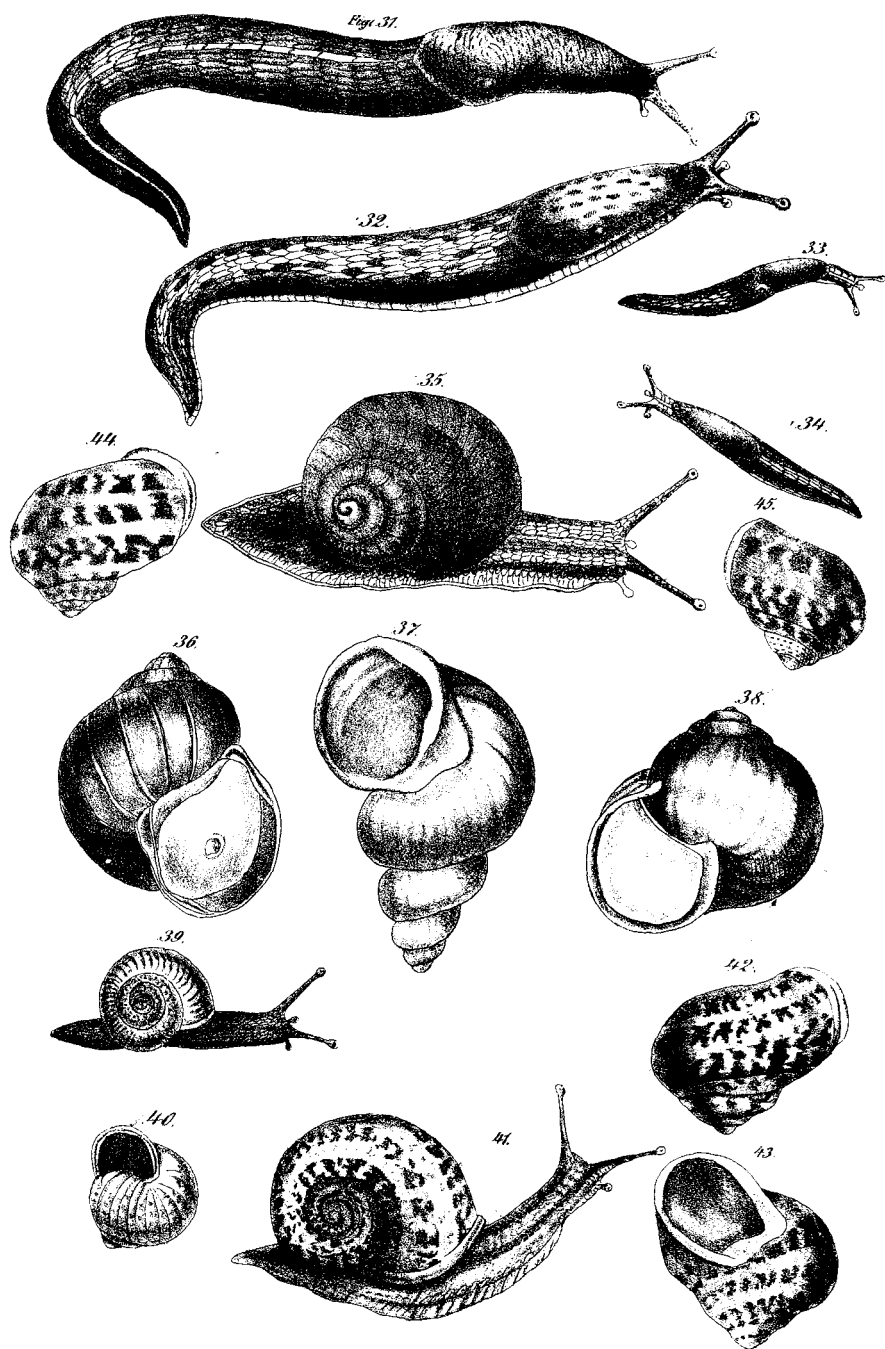


Abb. 2 Schnecken: 31,32 Die große Ackerschnecke, 33,34 Die gemeine Ackerschnecke
 35-38 Die Weinbergschnecke, 39,40 Die Baumschnecke, 41-45 Die gesprenkelte Schnirkelschnecke
 Aus: A. B. Reichenbach: Die Land-, Süßwasser- und See-Conchilien. . . Leipzig 1842.

3) Die Gehäuseschnecke

Wie bei der Nacktschnecke erbrachte der 2. Mundartfragebogen des Br. Landesmuseums 1951 auch bei der Gehäuseschnecke ein paar Belege für den Namen *Snâke*, nämlich aus Warberg im Kr. Helmstedt, Gr. Döhren im Kr. Goslar und Astfeld sowie Langelsheim im Kr. Gandersheim.

Der ursprüngliche Name für die Schnecke mit Haus dürfte *Sniggè* bzw. *Snijje* sein, woraus sich im südwestlichen Ostfalen nach lautgesetzlichem Ausfall des gg (jj) hinter hellem Kurzvokal unter Dehnung des Stammsilbenvokals und dessen Zwielaufung Formen wie *Snäie*, *Snaïe*, *Snöie* oder *Snoïe* entwickelt haben. *Snigge* (*Snijje*) wurde durch den 2. Mundartfragebogen des Braunschweigischen Landesmuseums 1951 für 88 ostf. Orte bezeugt, und zwar in den Kreisen des Bez. Magdeburg (Dardesheim, Eilsleben, Ostingersleben, Wasserleben), Helmstedt (27 meist im Nordteil), Gifhorn (Böckelse, Darrigsdorf, Leiferde, Neudorf-Platendorf), Braunschweig (19, meist östlich der Oker), Wolfenbüttel, (12, fast nur östlich der Oker), Goslar (Neuenkirchen, Ohrum), Peine (8), Hildesheim (Barnten, Bockenheim) Gandersheim (Astfeld), Erzhausen, Kirchberg, Seesen), Alfeld (Betheln), Einbeck (Kuventhal), Hameln (Coppnenbrügge), Burgdorf (Ilten) und Celle (Ummern, Wathlingen). Die abweichende Form *Snäie* mit ihren Lautvarianten fand sich dagegen in 44 Orten jenseits der mittelalterlichen Süd- und Westgrenze der Diözese Hildesheim in den Kreisen Einbeck (17), Gandersheim (21), Holzminden (5) und Alfeld (Freden). Dazu kommen 2 Belege für Mischformen, die aus dem Ausgleich zwischen *Snigge* und *Snäie* entstanden sind, nämlich *Snäige* in Bisperode, Kr. Holzminden, und *Snaïje* in Varrigsen, Kr. Gandersheim, sowie 2 Belege für die aus dem Ausgleich zwischen *Snigge* und *Slinge* (siehe oben!) entstandene Mischform *Sninge* in Schulenrode, Kr. Braunschweig, und Wittingen, Kr. Gifhorn (hier ohne auslautendes e).

Viel häufiger ist aber das halb hd. Lehnwort *Snecke* mit 232 Belegen aus den Kreisen des Bez. Magdeburg (3), Helmstedt (15), Gifhorn (11), Celle (2), Burgdorf (2), Peine (23), Braunschweig (25), Wolfenbüttel (47), Stadtkr. Salzgitter (16), Goslar (22), Hildesheim (37), Alfeld (4), Gandersheim (17), Holzminden (4), Einbeck (2), Northheim und Osterode (je 1). Eine offensichtliche Kreuzung zwischen ostf. *Snigge* und hd. *Snecke* ist *Snicke*, bezeugt für 46 Orte in den Kreisen des Bez. Magdeburg (7), Wolfenbüttel (16), Salzgitter (1), Gifhorn (1), Burgdorf (1), Hildesheim (2), Gandersheim (3), Alfeld (1), Northheim (1), Osterode (9) und Zellerfeld (4).

Das Fehlen eines niederdeutschen Wortes für die Gehäuseschnecke in einem großen Teil Ostfalens, der sonst nicht anfällig für stärkere hd. Einflüsse ist und für die Nacktschnecke das ostf. Eigenwort *Slinge* bewahrt hat, läßt sich kaum anders erklären als dadurch, daß dort die Gehäuseschnecke nicht oder wenigstens in der Neuzeit nicht mehr heimisch ist und nur durch den Naturkundeunterricht oder durch hd. Fabeln und Gedichte der Jugend seit Generationen mit ihrem hd. Namen vorgestellt wurde. Tatsächlich ist nach Auskunft aus dem Naturhistorischen Museum Braunschweig die Verbreitung der Gehäuseschnecke an kalkreiche Böden gebunden, weil sie den Kalk aus dem Boden zum Aufbau ihres Gehäuses braucht. Solche Lebensbedingungen bieten jedoch weder die tiefgründigen Lößböden der Börden im Westteil des Kr. Wolfenbüttel, im Salzgitter-Gebiet, im Südteil des Kr. Peine und in der Hildesheimer Börde noch die Sandböden im Nordteil der Kreise Helmstedt, Braunschweig und

Peine und im Kr. Gifhorn, sondern nur die Siedlungen an den Rändern der ostfälischen Muschelkalk-Höhenzüge mit ihren verhältnismäßig flachen Humusschichten über dem anstehenden Kalkgestein und die Ufer der Wasserläufe, die aus solchen Höhenzügen kommen und viel gelösten Kalk mit sich führen.

Gehäuseschnecken fehlen vermutlich auch dort, wo kein Unterschied in der Benennung zwischen ihnen und den Nacktschnecken gemacht wird. Dort ist offensichtlich der Nacktschneckenname einfach auf die dem Volke kaum bekannte Gehäuseschnecke übertragen worden, wie 34 Belege für *Slinge* als Name der Gehäuseschnecke in den Kreisen Gandersheim (6), Alfeld (4), Hildesheim (4), Peine (3), Stadt Salzgitter (4), Goslar (8), Wolfenbüttel (4) und Braunschweig (1) vermuten lassen.

4) Der Regenwurm

Ein viertes Tier, das stellenweise in Ostfalen *Snâke* genannt wurde, ist der Regenwurm. Umfragen des Br. Landesmuseums von 1951 und 1966 erbrachten dafür nicht weniger als 37 Belege aus den Kreisen Halberstadt (6), Wernigerode (2), Helmstedt (4), Gifhorn (2), Wolfenbüttel (5), Goslar (13), Hildesheim (2), Einbeck (1) und Burgdorf (1). Dazu kommen aus einer unveröffentlicht gebliebenen Wortkarte von Fritz Tita nach Erhebungen der Jahre 1949–1951 noch weitere 18 Belege aus dem Ostteil des Altkr. Gifhorn sowie ein Beleg für *Snake* ‚Wurm‘, *Reensnake* ‚Regenwurm‘ aus dem Wernigeroder Wörterbuch vom letzten Viertel des 19. Jhs.¹¹⁾ Für Zilly im Kr. Halberstadt und Glentorf im Kr. Helmstedt wird in den Mundartfragebögen ausdrücklich angegeben, daß *Snâke* der ältere und *Rä(g)enworm* der jüngere Name des Tieres ist.

Rägenworm mit seinen ostf. Lautvarianten (*Räjenworm*, *Räenworm*, *Rēgenworm*, *Rejenworm*, *Rēenworm*, *Riēgenworm* u.ä.) herrscht zwar in der Gegenwart fast überall in Ostfalen vor als Name des Regenwurms, doch liegt nach den Angaben aus Zilly und Glentorf der Gedanke nahe, daß dieser Name dort, wo er jetzt gebraucht wird, erst in neuerer Zeit ältere bodenständige Namen verdrängt hat, vielleicht unter hd. Einfluß. Da haben wir außer *Snâke* noch *Daumäde* als Bezeichnung des Regenwurms, die zuerst von Theodor Reiche um die Jahrhundertwende in seinem unveröffentlicht gebliebenen Ostfälischen Wörterbuch aus seinem Heimatort Adersheim im Kr. Wolfenbüttel oder aus der Stadt Braunschweig aufgegriffen wurde und dann 1951 durch den 2. Mundartfragebogen des Br. Landesmuseums für Parsau, Kr. Helmstedt, Heinde, Kr. Hildesheim, und Immensen, Kr. Einbeck, weiter nachgewiesen werden konnte.

Noch auffälliger ist ein verhältnismäßig geschlossenes Gebiet im nordöstlichen Ostfalen und den benachbarten Teilen der Altmark und der Magdeburger Börde, wo der Name des Regenwurms mit *Pir-* oder *Pil-* als BW. und *-lorck*, *-mā(d)e*, *-māge* oder *-worm* als GW. gebildet ist. *Pir-* ist nach Hermann Teuchert und Karl Bischoff ein Siedlerwort der niederländischen Kolonisten des 12. Jahrhunderts in Ostelbien, das vermutlich schon vor Jahrhunderten von dort über die Mittelelbe westwärts vorgedrungen ist¹²⁾. Belege für diesen niederländisch gefärbten Namen in der einen oder anderen Zusammensetzung erbrachte der 2. Mundartfragebogen aus 15 Orten der Kreise Haldensleben (1), Wanzleben (3), Helmstedt (8) und Gifhorn (3). Nach Titas unveröffentlichter Wortkarte des Kr. Gifhorn sind solche

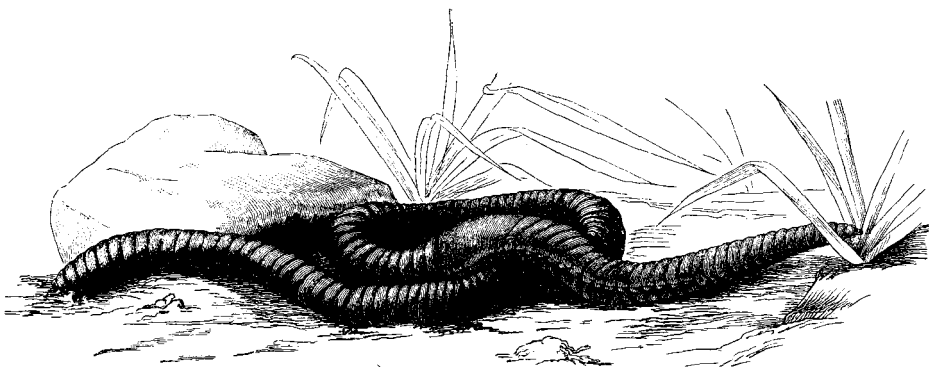


Abb. 3 Gemeiner Regenwurm
 Aus: Brehms Tierleben. 3. gänzlich Neubearbeitete Auflage.
 Leipzig und Wien 1900.

Nettlingen), Gandersheim (Garlebsen, Greene: *Ägerlink*, Jerze, Naensen) und Burgdorf (Immensen: *Etterlink*).

Ganz anderer Art ist die Bezeichnung der Maikäferlarve als *Tappen* bzw. *Zappen* in Ostfalen. Bezeugt ist die erste Form in 9, die zweite in 17 Orten. Diese insgesamt 26 Belege stammen aus den Kreisen Wanzleben (2), Gifhorn (1), Braunschweig (5), Wolfenbüttel (5), Peine (8), Hildesheim (1), Gandersheim (1), Einbeck (1) und Celle (2). In Wendeburg, Kr. Braunschweig, und Klein Denkte, Kr. Wolfenbüttel, wurde angegeben, daß *Zappen* der ältere und *Engerlink* der jüngere Name der Maikäferlarve sei. Ich halte es daher für möglich, daß das Wort *Engerlink* erst in neuerer Zeit als hd. Lehnwort in Ostfalen Eingang gefunden Namensformen ferner im ganzen Altkr. Isenhagen östlich der Ise sowie in Bokel und Schweimke westlich der Ise bekannt. Bemerkenswert sind die Angaben meiner Gewährsleute für Ostingersleben, Kr. Haldensleben, und Eilsleben, Kr. Wanzleben, daß dort *Pirmåge* bzw. *Pirmå'e* der ältere Name des Regenwurms sei, *Rē(g)enworm* dagegen der neuere.

5) Die Maikäferlarve (*Engerling*)

Als einziger hat Th. Reiche aus Adersheim, Kr. Wolfenbüttel, *Snåke* als Namen der Maikäferlarve überliefert. Bei der Umfrage nach deren Namen im 5. Mundartfragebogen des Br. Landesmuseums kam 1954 kein weiterer Hinweis hinzu, wie auch die gedruckten Wörterbücher ostfälischer Mundarten dazu nichts beizusteuern haben. Es ist daher nicht auszuschließen, daß dem sonst zuverlässigen Reiche hier ein Irrtum unterlaufen war. Nach Ausweis der Fragebögen herrscht in Ostfalen mit 413 Ortsbelegen *Engerlink* als Bezeichnung der Maikäferlarve bei weitem vor. In 14 Orten erscheint statt dessen *Eggelink* oder ähnlich, und zwar in den Kreisen Halberstadt (Zilly), Helmstedt (Esbeck: *Eckerlink*), Wolfenbüttel (Bad Harzburg, Bornum, Ölber, Üfingen), Hildesheim (Bönningen, Königsdahlum,

Abb. 4 Gemeiner Maikäfer
 Aus: Brehms Tierleben. 3. gänzlich Neubearbeitete Auflage.
 Leipzig und Wien 1900.



hat. Als weitere mda. Namen der Maikäferlarve fanden sich *Speckworm* m. in den Kr. Wolfenbüttel (Westerode), Goslar (Bredelem, Neuenkirchen, Ostlutter, Othfresen, Steinlah, Upen) und Gandersheim (Langelsheim), *Speckplocken* in Eilsleben, Kr. Wanzleben, *Speckkopp* in Bornum, Kr. Helmstedt, *Glümer* in Ströbeck, Kr. Halberstadt und *Mieke* in Lütthorst, Kr. Einbeck.

6) Die große Stechmücke

Während die bisher behandelten Tiere mit dem Namen *Snäke* eins wenigstens gemeinsam haben, nämlich die beinlose, kriechende Fortbewegung, trifft dies nicht für die langbeinige, große Stechmücke zu, die in nicht wenigen ostf. Orten ebenfalls *Snäke* genannt wird.

Der 5. Mundartfragebogen des Br. Landesmuseums erbrachte 1951 dafür 55 Belege aus den Kreisen Wanzleben (1), Helmstedt (5), Braunschweig (5), Wolfenbüttel (12), Goslar (2), Stadt Salzgitter (3), Peine (3), Hildesheim (4), Gandersheim (7), Zellerfeld (1), Osterode (2), Einbeck (3), Holzminden (3) und Alfeld (4). In den meisten übrigen Orten hauptsächlich des westlichen Ostfalens gilt dagegen – allerdings fast immer ohne Unterscheidung der Mückengröße – *Mügge* (*Müjje*, *Muie*). Im östlichen Ostfalen fehlt dieses Wort auffälligerweise in 98 Orten des Bez. Magdeburg (1), Helmstedt (24), Gifhorn (9), Braunschweig (14), Wolfenbüttel (19), Salzgitter (2) und Peine (29), und es wird als Synonym *Gnatte* oder *Gnitte* angegeben, obwohl dies eigentlich der Name der kleinen Kriebelmücke zu sein scheint. Ob dort *Mügge* (*Müjje*) früher bekannt war und erst in neuerer Zeit durch *Gnatte* bzw. *Gnitte* verdrängt wurde oder immer schon ungebräuchlich war, läßt sich leider nicht eindeutig klären, da zu wenige ältere Bezeugungen des Wortes *Mügge* aus Ostfalen überliefert sind. Die früheste, die ich feststellen konnte, findet sich in der spätmittelalterlichen Spruchdichtung „De Köker“, die der Braunschweiger Zollschreiber Hermann Bote gegen 1520 verfaßte¹³⁾. Es folgen Belege aus einem plattdeutschen Braunschweiger Hochzeitsgedicht von 1680¹⁴⁾ und aus einem plattdeutschen Wolfenbütteler Hochzeitsgedicht von 1732¹⁵⁾. Von den recht seltenen ostf. FLN., die mit *Mügge* bzw. hd. *Mücke* als BW. gebildet sind, kenne ich nur einen einzigen, der vor das 19. Jh. zurückreicht, nämlich „Auf der Mückenbreite“ 1760 bei Calvörde, Kr. Helmstedt. Erst später erscheinen Verbindungen des BW.s *Mügge* bzw. *Mücke* mit den Grundwörtern *-borch* (Braunschweig und Dorste, Kr. Osterode), *-braie* (Calvörde, Kr. Helmstedt), *-dâl* (Werlaburgdorf, Kr. Goslar), *-sik* (Heiligendorf, Kr. Gifhorn, und Marienrode, Kr. Hildesheim) und *-winkel* (Hoiersdorf und Schöningen, Kr. Helmstedt, und Wilkenburg, Kr. Springe). Aufschlußreich für das geringe Alter des Wortes *Mügge* (*Müjje*) in manchen Orten des mittleren Ostfalens ist die übereinstimmende Angabe von 1954 aus Klein Mahner im Kr. Goslar, Flachstockheim im Stadtkr. Salzgitter und Bornum im Kr. Gandersheim, wonach dieses Wort der neuere, *Snâke* aber der ältere Name der Mücke sei.

Anmerkungen

¹⁾ Georg Schambach, Wörterbuch der niederdeutschen Mundart der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen. Hannover 1858; hier S. 199. – ²⁾ Paul Alpers, Das Frommesche Wörterbuch, Wortschatz des Kirchspiels Hohenbostel im Deistervorland. Oldenburg 1941; hier S. 78. – ³⁾ Franz Wrede, Plattdeutsches Wörterbuch des Kirchspiels Sievershausen, Kr. Burgdorf. Celle 1960; hier S. 233. – ⁴⁾ Eduard Kück, Lüneburger Wörterbuch. Neumünster 1942 ff.; hier Spalte 170. – ⁵⁾ Otto Mensing, Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch. Neumünster 1925 ff.; hier Bd. 4, Spalte 610: Stichwort Snak. – ⁶⁾ August Lübken u. Christoph Walther, Mittelniederdeutsches Handwörterbuch. Norden 1888; hier S. 358. – ⁷⁾ H. S. Falk u. Alf. Torp, Norwegisch-Dänisches Etymologisches Wörterbuch. Heidelberg 1910/11; hier Bd. 2, S. 108: Stichwort Snog. – ⁸⁾ wie Anm. 7. – ⁹⁾ Torsten Dahlberg, Studien über den Wortschatz Südhannovers (= Lunder Germanistische Forschungen Bd. 11). Lund 1941; hier S. 76. – ¹⁰⁾ Friedrich Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 15. Aufl. v. Alfred Götze. Berlin 1951; hier S. 674: Stichwort schlingen. – ¹¹⁾ Hans-Friedrich Rosenfeld, Das Wernigeroder Wörterbuch, Neumünster 1973; hier Spalte 113. – ¹²⁾ Hermann Teuchert, Die Sprachreste der niederländischen Siedler des 12. Jahrhunderts. Neumünster 1944; hier S. 3, 13, 97 u. 361 ff. – Karl Bischoff, Elbstfälische Studien (= Mitteldeutsche Studien Bd. 14). Halle 1954; hier S. 43. – ¹³⁾ Carl Borchling u. Wilhelm Seelmann, De Köker (in: Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 42, 1916, S. 71–123); hier Vers 507. – ¹⁴⁾ Hochzeitsgedicht für Ernst Julius Förster und Cathrine Müller. Braunschweig 1680. (Niederdeutsche Bibliographie von C. Borchling u. Br. Claußen. Neumünster 1931 ff.; hier Nr. 3756.) – ¹⁵⁾ Hochzeitsgedicht für August Friedrich Dommes und Anna Dorothea Wolff. Wolfenbüttel 1732. (Niederdeutsche Bibliographie Nr. 3991).

Ein Festmahl im Reichsstift Gandersheim

Von Kurt Kronenberg

Noch heute gehört zu jedem Fest ein Essen. Feierliche Handlungen sind anstrengend und dauern oft lange Zeit, sie erlauben keine Einzelgespräche. Deshalb wollen die Teilnehmer danach zusammenbleiben, um Gedanken und Erlebnisse auszutauschen, was am besten bei Speise und Trank geschieht; auswärtige Gäste müssen ohnehin verpflegt werden. Wenn das noch heute geübt wird, geschah es umsomehr in der Zeit des Barock, wo man jede Gelegenheit benutzte, um ein Fest zu verlängern und mit einem zeremoniellen Mahl zu verschönern.

Am 29. August 1776 hatte das Stiftskapitel des Reichsstiftes Gandersheim die Kanonisse Magdalene Sibylle, Fürstin von Schwarzburg-Rudolstadt, zur Dechantin gewählt. Sie wurde Nachfolgerin ihrer Schwester Sophie Juliane, die soeben verstorben war. Mit ihr zusammen hatte sie seit 1728 in Gandersheim gelebt und war nun 69 Jahre alt. Die Herzogin Philippine Charlotte von Braunschweig, Tochter König Friedrich Wilhelms I. von Preußen, hat eine boshafte Schilderung von ihnen gegeben. Sie schrieb an ihren Bruder, den großen Friedrich von Preußen: „Die Abtei Gandersheim liegt in der äußersten Gegend trübselig und ganz von Bergen umgeben. Die Gesellschaft, die hier wohnt, wird nicht entschädigt für die schlechte Lage, sie ist langweilig, unter anderen leben hier zwei Prinzessinnen von Schwarzburg, Schwestern, von denen die eine 74 Jahre alt, sie ist Dekanisse seit 50 Jahren, die andere Kanonisse ist 60. Alle beide haben keine Welterfahrung, denn sie haben niemals die Abtei verlassen und blieben eingeschlossen in ihrem abgelegenen Ort ohne ihre Gemächer zu verlassen als um beizuwohnen der neuen Zeremonie ihrer Äbtissin. Durch ihre linkische Art mit den seltsamen Reden, mit denen sie mich unterhielten, haben sie mich belustigt und ich konnte nicht unterlassen zu lachen“¹). Das war ein Brief nach dem Herzen König Friedrichs, der ein böser Spötter war; er tat den Prinzessinnen sicher unrecht.

Magdalene Sibylle wurde am 15. Oktober 1776 in ihr Amt eingeführt²). Die feierliche Zeremonie geschah in der Stiftskirche und bestand aus Gottesdienst, Vereidigung und Belehnung, sie dauerte einige Stunden. Danach brachten die Teilnehmer ihre Glückwünsche dar und wurden zu einem festlichen Mahl geladen³). Vorher mußten sie sich zur Abtei begeben, da die Äbtissin Therese Natalie von Braunschweig ihren Namenstag feierte. Um 12 Uhr hielt sie im Kaisersaal eine „Cour de gala“. Zu diesem Tag war ihr Bruder, Herzog Ferdinand von Braunschweig (1721–1793) nach Gandersheim gekommen, der Feldherr des Siebenjährigen Krieges und Sieger in den Schlachten von Krefeld und Minden, der für Friedrich den Großen die Westfront gegen die Franzosen verteidigt hatte. Er kam oft zu Besuch nach Gandersheim⁴). Natürlich wurde auch er zur Tafel eingeladen.

Magdalene Sibylle war in ihrer bisherigen Kanonissenkurie wohnen geblieben und nicht in die Dechanei an der Burgstraße gezogen. Sie hatte das Haus, das unmittelbar vor der Westfront der Stiftskirche lag und sie halb verdeckte (es wurde 1958 abgerissen) 1742 selbst erbaut und nannte es liebevoll ihre „Sibyllenzelle“. Der Grundstein mit ihren Initialen ist noch erhalten⁵). Hierhin gingen die geladenen Gäste. Punkt 1 Uhr ordneten sie sich zum

Zuge, der über die Gänge der Abtei und des Kreuzganges zur Kurie führte. Voran schritten die „anwesenden Chapeaux“ (die Kavaliere), dann der Oberhofmeister von Schack. Herzog Ferdinand führte seine Schwester, die Äbtissin, die Damen beschlossen den Zug.

Vor der Haustür begrüßte die Hofdame der Dechantin, Fräulein von Sommer, die Gäste und führte sie in das Vorgemach, wo die Prinzessin stand und „die gnädige Herrschaft“ bewillkomte. Im Gemach plauderte man noch eine Stunde. Punkt zwei Uhr meldete der Stadtkoch Johann Heinrich Bremer⁶⁾ dem Oberstleutnant August Wilhelm von Reifenstein, Kommandeur der Gandersheimer Garnison, daß angerichtet sei. Wieder formierte sich der Zug, nur daß nun die Dechantin teilnahm, geleitet vom Oberhofmeister Friedrich Christoph von Schack. „Die Tafel war oben im Saal in Form eines Hufeisens angerichtet, die Teilnehmer und ihre Plätze hatte die Äbtissin selbst gnädigst rangiert“, wie die Beilage vermerkt⁷⁾.

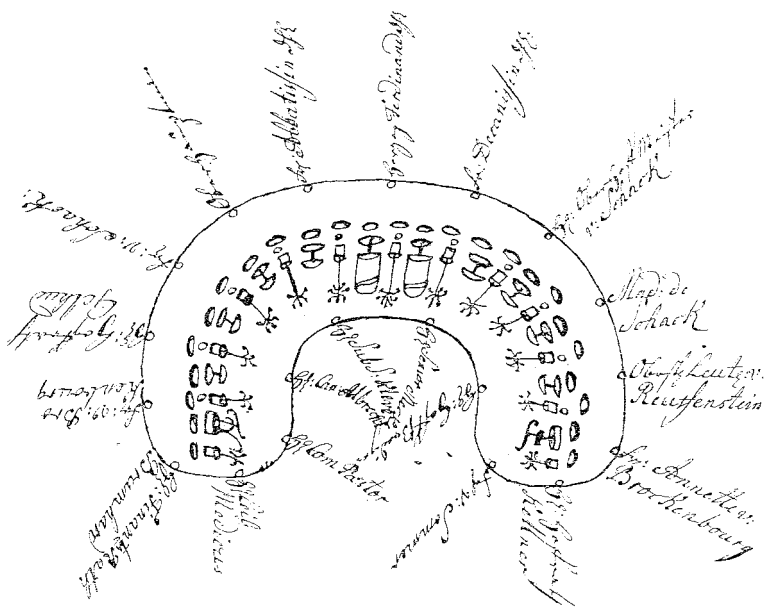
Es ist einmalig, daß sich eine solche Zeichnung erhalten hat. Sie ist aufschlußreich, denn wir ersehen daraus außer der Sitzanordnung und der Zahl der Teilnehmer auch den Tafelschmuck und die „Asgetten“ (Assiette = Platte, Teller) mit den bereits aufgestellten, kalten Speisen. 12 Blumentöpfe zierten die Tafel, 2 Gestecke mit den Initialen der herzoglichen Geschwister ThN = Therese Natalie und F = Ferdinand. Die Platten gibt es in vier Formen, 2 verschiedene Teller, 8 zweistöckige und zwei mit hohem kunstvollen Aufbau, die vor den Hauptpersonen stehen und vermutlich Torten enthielten. An „Asgetten“ werden erwähnt: mit Gänsen, mit Schinken, mit Bratwurst, mit Artischocken und grünen Erbsen, mit Oliven, mit Gurken, mit Kohl-Salat, mit Kronsbeeren.

Dann wurde serviert: Poularden Suppe mit Klößen. Es folgten drei Gänge: 1.) Faschierte Kalbskeule mit Blumenkohl, Panierter Wild-Ziemer mit Kirschsauce, Pastete von Hasen, Forelle blau. 2.) Fette Enten mit Senf-Sauce, Karpfen blau, Pastete von Hecht, Hummer. 3.) Wild- und Vogel-Braten, Calcut-Braten. Das Dessert bestand aus Citronen- und Pistacien-Creme, ferner Zucker-Gebackenen.

Auf dem Küchenzettel war ferner vermerkt: Rindfleisch mit Meerrettich, Sauerkohl, Eier, Käse, Kartoffeln und Geräucherter Lachs. „Das Aufsetzen der Schüsseln verrichtete der Frau Äbtissin Hoffourier“ (Johann Lewin Scheu), des Desserts der Cammer-Laquai (Johann Christien Caspar Goebel); und der Dechanei-Laquai (Johann Heinrich Wilhelm Eggers) wartete auf.

Am Festmahl nahmen zwanzig Personen teil. Außer der Äbtissin, ihrem Bruder und der Dechantin waren es: der Oberhofmeister von Schack und seine Gattin (Madame) Eleonore geb. von Wallmoden, dann seine Schwester Charlotte Conradine von Schack, Hofmeisterin der Äbtissin. Dem bereits erwähnten Oberstleutnant von Reiffenstein folgten die beiden Fräulein von Brockenburg, Hofdamen der Dechantin, Sie waren zugleich ihre Nichten, die Töchter ihres Bruders, des Fürsten Wilhelm Ludwig aus der nicht ebenbürtigen Ehe mit einer Bürgerlichen, die geadelt worden war. Sie hießen: Charlotte Antoinette (auf dem Plan Anette genannt), 1735–1795, und Anna Dorothea, 1738–1794. Eine dritte Hofdame war Fräulein von Sommer.

Zur Rechten der Äbtissin saß der Oberhauptmann Christoph Heinrich von Steuben, der das Amt eines Landrats wahrnahm, Hofrat Dr. Kellner als Vertreter der Stadt mit der Amtsbezeichnung Gerichtsschultheiß. Das Stift vertraten der Senior von Mecken, der Subsenior



Sitzordnung bei einem Festmahl im Reichsstift Gandersheim
Original: Nds. Staatsarchiv Wolfenbüttel; 11 Alt Gand. Fb. 1 III 86

Cleve und der Kapitular Albrecht, die Abtei Hofrat Gelhud und Finanzrat Brumhard. Die Geistlichen waren der Hofprediger und Pastor primarius Breymann und Kompastor Lommel. Schließlich fehlte nicht der Leibarzt Dr. med. Friedrich Wilhelm Eicke, Stadt- und Landphysikus⁷⁾.

„Nach aufgehobener Tafel begaben sich die höchsten Herrschaften, auch alle übrigen Anwesenden durch die Zimmer der Fräulein Sommer wieder herunter in das Zimmer der Prinzessin, wo der Caffée präsentiert wurde, denen Herrschaften durch den Cammer-Laqui der Äbtissin (Goebel), den übrigen Anwesenden durch der Frau Decanisse Laquai (Eggers).“

Schließlich verabschiedeten sich Äbtissin und Herzog, wurden von allen anwesenden Herren zurück zur Abtei begleitet, die dann noch einmal zurückkehrten. Sie bedankten sich für die Mahlzeit, wozu ihnen Stühle angeboten wurden. „Nach einigem Verweilen hat sich jeder hinweg begeben, womit die Feierlichkeit beschlossen war.“

Die neue Dechantin konnte trotz ihres vorgeschrittenen Alters ihr Amt noch 19 Jahre ausüben. Sie starb am 27. Februar 1795, 88 Jahr alt.

Anmerkungen

¹⁾ Hans Droysen hrsg., Aus den Briefen der Herzogin Philippine Charlotte von Braunschweig. Wolfenbüttel 1916, S. 214. – ²⁾ Hans Goetting, Das Kanonissenstift Gandersheim. Berlin und New York. 1973, S. 371. – ³⁾ Staatsarchiv Wolfenbüttel: 11 Alt Gan. Fb. 1 III 86. – ⁴⁾ Kronenberg, K., Der gute Herzog Ferdinand. In: Gandersheimer Chronikblätter 1972, Nr. 3. – ⁵⁾ Kronenberg, K., Grundstein einer Kanonissenkurie, In: Gandersheimer Kurzeitung 1985, Nr. 7. – ⁶⁾ Kronenberg, K., Häuserchronik der Stadt Bad Gandersheim. Hildesheim 1983, S. 261. – ⁷⁾ Nähere Daten der Beteiligten bei Goetting (Anm. 1) für die Stiftsinsassen. Kronenberg. Häuserchronik (Anm. 6) für die übrigen Personen.

Siebzig Jahre Überlandwerk Braunschweig GmbH

Von Hermann Brandes

Schon um 1893 entstanden in einigen Städten und Gemeinden des Braunschweiger Landes Elektrizitätswerke, welche die Einwohner mit Licht- und teilweise auch mit Kraftstrom versorgten. Außerdem hatten Kohlebergwerke und Fabrikbetriebe kleinere Kraftwerke errichtet. In den diesen Betrieben benachbarten Ortschaften wurden Verteilungsnetze aufgebaut. Insoweit wurde von diesen Betrieben eine kleine öffentliche Versorgung durchgeführt. Der größte Teil der Gemeinden des Braunschweiger Landes hatte jedoch damals keine Elektrizitätsversorgung. Auch bestand zwischen den einzelnen Betrieben keine Zusammenarbeit, und die Tarife waren sehr unterschiedlich.

Seit etwa 1910 bemühte sich der Kreiskommunalverband Riddagshausen/Vechelde, eine allgemeine Elektrizitätsversorgung seiner Landgemeinden zu ermöglichen. Man ging damals davon aus, daß sich durch eine Versorgung aller Gemeinden die entstehenden Kosten besser verteilen und glaubte auch, daß neben der Belieferung der Landwirtschaft damit gute Voraussetzungen für die Schaffung von Industriebetrieben gegeben würden. Aus diesem Grunde verhandelte der Kreiskommunalverband Riddagshausen/Vechelde mit dem Elektrizitätswerk Braunschweig, der Ilseder Hütte und den Braunschweigischen Kohlebergwerken, um einen Strombezug für die Versorgung des Landkreises sicherzustellen.

Die Verhandlungen mit dem Elektrizitätswerk Braunschweig scheiterten, weil dieses es für völlig unwirtschaftlich hielt, die Versorgung der einzelnen Gemeinden auf dem Lande durchzuführen. Auch blieb es bei einem Versuch, die Stadt Braunschweig für eine gemeinschaftliche Versorgung der Stadt- und Landgemeinden zu interessieren.

Der Kreiskommunalverband Riddagshausen/Vechelde traf mit einer überwiegenden Zahl der Landgemeinden Vereinbarungen zur Errichtung von Stromverteilungsnetzen und über die Lieferung elektrischen Stromes und schloß dann mit der Überland-Zentrale (=ÜZH) Helmstedt, welche bereits im Jahre 1905 gegründet war, den ersten Stromlieferungsvertrag ab. Danach verpflichtete sich die ÜZH für ein vom Kreiskommunalverband festgelegtes Gebiet, zu dem auch der Kreis Wolfenbüttel, der Stadtrandbezirk Braunschweig und der Landkreis Peine gehörten, Strom zu liefern. Darauf wurde im Mai des Jahres 1913 vom Kreiskommunalverband Riddagshausen/Vechelde eine Geschäftsstelle unter dem Namen Überlandwerk Braunschweig gegründet.

Um eine größere Wirtschaftlichkeit zu erreichen, fanden Verhandlungen mit dem Kreiskommunalverband Wolfenbüttel statt mit dem Ziel, gemeinsam das Überlandwerk zu betreiben. Die Kreiskommunalverbände Riddagshausen/Vechelde und Wolfenbüttel gründeten dann mit Zustimmung des braunschweigischen Staatsministeriums am 29. 12. 1913 die Überlandwerke Braunschweig GmbH (=ÜLW) mit dem Sitz in Braunschweig.

Die in der Zwischenzeit mit den einzelnen Gemeinden abgeschlossenen 40jährigen Konzessionsverträge sowie der mit der ÜZH abgeschlossene Stromlieferungsvertrag wurden auf die Gesellschaft übertragen.

Versorgung des Landkreises Braunschweig und Umgegend mit elektrischer Kraft.

Zur Führung der mit der Einrichtung der Stromversorgung des Landkreises Braunschweig verbundenen Geschäfte ist vom Kreis Kommunalverbande **Niddagshausen-Beckedorf** eine Geschäftsstelle unter der Bezeichnung

Überlandwerk Braunschweig

eingerrichtet worden. Die Geschäftsräume befinden sich in

Braunschweig, Breitestraße 9 I

(frühere Geschäftsstelle der Handelskammer)

Die Geschäftszeit ist bis auf Weiteres:

9 — 1 Uhr vormittags,

3 — 6 Uhr nachmittags (außer Sonnabend)

Die Leitung der Geschäftsstelle hat bis auf Weiteres **Herr Zivilingenieur Sander** übernommen.

Mit der Geschäftsstelle ist eine **Auskunftsstelle** verbunden, in der den Einwohnern der zum Bereich des Überlandwerkes gehörigen Orte (auch aus den Nachbarkreisen) in allen die Versorgung mit elektrischer Kraft berührenden Fragen

===== **unentgeltliche Auskunft** =====

erteilt wird.

Braunschweig, den 10. Mai 1913.

Namens des Kreis Ausschusses.

Herzogliche Kreisdirektion.

C. Langerfeldt.

Abb. 1 Erste Bekanntmachung des Überlandwerkes Braunschweig in der Peiner Zeitung vom 11. Mai 1913

Foto: Archiv Hastra

Bekanntmachung.

Hierdurch bringen wir zur allgemeinen Kenntnis, daß unsere Gesellschaft in das Handelsregister des **Herzoglichen Amtsgerichts 24 zu Braunschweig** unter dem 7. Januar 1914 in Band **IV B.** Seite 362 Nr. 142 mit der Firmenbezeichnung:

Ueberlandwerk Braunschweig

Gesellschaft mit beschränkter Haftung

mit dem **Sitz** in **Braunschweig** eingetragen ist.

Der Gesellschaftsvertrag datiert vom 23. Dezember 1913.

Gegenstand des Unternehmens ist die Beschaffung und Abgabe von elektrischem Strom, Bau und Betrieb elektrischer Bahnen, die Beschaffung der dazu erforderlichen Anlagen und der Betrieb der damit zusammenhängenden Geschäfte, einschließlich der Beteiligung an derartigen Unternehmungen. Beim Verkauf des elektrischen Stromes soll auf möglichst geringe Strompreise hingewirkt werden. Zum Geschäftsführer ist der unterzeichnete Direktor bestellt.

Das Stammkapital der Gesellschaft beträgt 20000 Mk.

Die Gesellschafter sind der **Kreis-Kommunalverband Riddagshausen—Vechelde** und der **Kreis-Kommunalverband Wolfenbüttel**.

Unsere Geschäftsräume befinden sich in Braunschweig, **Breitestraße 9 I.**

Ueberlandwerk Braunschweig, G. m. b. H.
Frank.

Abb. 2 Amtliche Eintragung des Überlandwerkes Braunschweig nach der Umwandlung in eine GmbH

Foto: Archiv Hastra

Vertrag

über

Lieferung elektrischer Kraft

zwischen dem

Kreisfommunalverbände
Kiddagshausen-Vechelde und der Über-
landzentrale Helmstedt, Aktiengesellschaft

vom $\frac{28.}{30.}$ Dezember 1912.

Die Fassung berücksichtigt den Nachtrags-
vertrag der Vertragsschließenden vom
 $\frac{15.}{22.}$ November 1913.

1914.
Buchdruckerei Gustav Menzel & Sohn, Braunschweig.

Vertragsteile, soweit solche Benutzung nicht ohne erhebliche
und nach den Umständen bei verständiger Würdigung des
Falles ausschlaggebende Mehrkosten zu vermeiden ist.

Braunschweig, den 30. Dezember 1912.

Namens des Kreisfommunalverbandes
Kiddagshausen-Vechelde. (L. S.)

Der Kreisaußschuß
G. Langerfeldt. D. Schrader. H. Halbe.

Helmstedt, den 28. Dezember 1912.

Überlandzentrale Helmstedt, Aktiengesellschaft
Kraiger. vpa. Ohrdorf.

(Stempel über 1,50 Mk.)

- Die vorstehenden vor mir vollzogenen Unterschriften
1. des Herrn Bergwerksdirektors Kraiger in Helmstedt,
2. des Herrn Prokuristen Ohrdorf in Helmstedt werden hier-
mit beglaubigt.

Helmstedt, den 28. Dezember 1912.

(L. S.) Der Herzogl. Braunschw. Notar.
F. Wasmuth.

Kosten:

1. Gebühr 20,— Mk.
2. Stempel 1.50 „
Ga. 21,50 Mk.

Abb. 3 Erste und letzte Seite des ersten Stromlieferungsvertrages für die Aufnahme
der öffentlichen Stromversorgung im Versorgungsgebiet
der Überlandwerk Braunschweig GmbH

Foto: Archiv Hastra

Die Gesellschafter hatten sich in dem Gesellschaftsvertrag weiter verpflichtet, der Gesellschaft das zum Bau und Betrieb der Anlagen erforderliche Kapital bis zur Höhe von M 2,0 Mill. als Darlehen zur Verfügung zu stellen. Diese Aufnahme von Darlehen war erforderlich, da das Stammkapital nur M 20000,- betrug (15000,- Mark Kreiskommunalverband Riddagshausen/Vechelde, 5000,- Mark Kreiskommunalverband Wolfenbüttel).

Vom Braunschweigischen Staat wurde zunächst eine Anleihe in Höhe von 100000,- Mark aufgenommen, mit deren Auszahlung die Braunschweigische Staatsbank betraut wurde. Das Überlandwerk begann dann im ersten dreimonatigen Geschäftsjahr 1913/14 ausschließlich mit Organisationsarbeiten und der Projektierung der elektrischen Anlagen.

Seit 1915/16 erfolgte der Ausbau der Ortsnetze, soweit es der inzwischen begonnene Krieg zuließ. In den ersten beiden Jahren, so weist der damalige Geschäftsbericht aus, schloß man bereits 44 Ortschaften an.

Obwohl ja die Schöppenstedter nach der Sage früher mit Säcken das Licht ins Rathaus bringen ließen, hatten sie schon sehr früh eine Energieversorgung. Im Jahre 1925 wurde das Elektrizitätswerk Schöppenstedt, welches in der Stobenstraße von der Braunschweigischen Maschinenanstalt betrieben wurde, gekauft, das Elektrizitätswerk Roklum 1916.

1917 waren bereits 118 Gemeinden angeschlossen. Es begann erheblicher Ärger mit der ÜZH, da diese teilweise ihren Stromlieferungsverpflichtungen nicht nachkommen konnte. Die ÜZH wandte sich mehr und mehr den preußischen Gebieten im Osten zu und vernachlässigte den Braunschweiger Raum so sehr, daß teilweise keine neuen Gemeinden angeschlossen werden konnten, obwohl eine sehr große Nachfrage nach elektrischer Energie bestand. Auf massiven Druck des ÜLW hin konnte man dann im Jahre 1918 wieder mit einer normalen Belieferung rechnen.

Am 14. 11. 1918 trat nach längeren Verhandlungen der Kreiskommunalverband Gandersheim als dritter Gesellschafter dem ÜLW bei unter Einbringung des Elektrizitätswerkes Langelsheim und der dadurch versorgten Ortschaften des Kreises Gandersheim. Das Gebiet des ÜLW wurde jetzt erstmalig unterteilt in die Betriebsabteilung Braunschweig und die Betriebsabteilung Harz, die heutige Betriebsdirektion Langelsheim. Gleichzeitig übernahmen die drei Kreiskommunalverbände eine selbstschuldnerische Bürgschaft über eine Vier-Millionen-Mark Anleihe.

Bedingt durch den Ersten Weltkrieg war durch Verknappung von Rohstoffen und Material an einen großzügigen Ausbau der Netze nicht zu denken. Da die beim ÜLW zugelassenen Installationsfirmen mit ihren Arbeiten vielfach nicht nachkommen konnten, entschloß sich das ÜLW 1920, eine eigene Installationsabteilung mit gleichzeitigem Verkauf von Lampen und Material zu eröffnen.

1921 erfolgte der Ankauf des sechs Morgen großen Grundstückes in Braunschweig, Celler Straße 84-92. Hier wurden der Betrieb, das Lager und die Verwaltung zusammengeführt, die bislang auf verschiedenen Grundstücken angesiedelt waren. Kosten für das Grundstück: 217000,- Mark (heutiger Wert: ca. 1,5 Mill. DM) Kosten für Gebäude: 333000,- Mark.

Die auf dem Grundstück vorhandenen Gebäude einer Zichorienfabrik wurden bis zum Ende des Jahres 1921 umgebaut. Gleichzeitig wurden 6 Wohnungen auf dem Grundstück errichtet.



Abb. 5 Verwaltungsgebäude mit Werkstätten und Lagergebäude

Foto:Archiv Hastra

In das Jahr 1921 fiel auch ein Vertragsabschluß mit der Stadt Wolfenbüttel über eine zusätzliche Versorgung der Stadt Wolfenbüttel mit elektrischer Energie. Da man den Stromumsatz weiter verstärken wollte, erfolgte die Einrichtung einer Werbeabteilung. Sie wurde mit den entsprechenden Vorführgeräten usw. ausgestattet und schwerpunktmäßig im gesamten Versorgungsgebiet eingesetzt.

Gleichzeitig mußte 1922 die Installations-Abteilung wieder aufgelöst werden, da sich wegen der Inflation diese Geschäfte nicht mehr lohnten.

Nachdem das Unternehmen 15 Jahre bestanden hatte, zeigte es sich, daß eine weitere Rationalisierung und eine Verbilligung der Stromversorgungstarife nicht mehr zu erreichen war, weil das Einzugsgebiet nur verhältnismäßig klein und nicht zusammenhängend war. Die Bemühungen der Gesellschaft auf Angliederung benachbarter Gebiete scheiterten, weil inzwischen der preußische Staat seine Kraftwerke zusammengeschlossen und die Preußische Elektrizitäts-Aktiengesellschaft gegründet hatte. Diese hatte z. B. schon die Elektrizitätswerke Söhlde GmbH, die Braunschweig-Hannoversche Überlandwerk AG und die Überlandwerke und Straßenbahnen Hannover AG erworben. Sie besaß zusammen mit dem Unternehmen des Reiches, nämlich den Reichselektrowerken AG, die Aktien der Braunschweigischen Kohlebergwerke und damit auch die Aktien der Überland-Zentrale Helmstedt AG. Die Bestrebungen der Gesellschaft, die wenigen noch von der Preußischen Elektrizitäts-AG unabhängigen Versorgungsunternehmen zusammenzuschließen, hatten keinen Erfolg, da diese ja die erforderliche Energie von der Preußenelektra bzw. deren Tochtergesellschaften bezogen.

Es blieb der Gesellschaft zur Verwirklichung des Zieles, die elektrische Versorgung in ihrem Gebiet zu verbessern und zu verbilligen, kein anderer Weg mehr offen, als in geeigneter Weise Anschluß an die Preußenelektra zu suchen. In der Gesellschaftsversammlung am 2. Juli 1929 ist daher beschlossen worden, mit der Preußenelektra zusammenzugehen. In den Verhandlungen ist erreicht worden, daß die Gesellschafter sowohl Aktien der Hastra, also der übernehmenden Gesellschaft, als auch die Aktien der Preußenelektra, die die Großkraftwerke betreibt erhalten haben.

Der zwischen der Preußenelektra und der Gesellschaft abgeschlossene Fusionsvertrag vom 3./7. Oktober 1929 bestimmt u. a., daß bei der Hastra die Mehrheit im Aufsichtsrat in den Händen der Kommunen und Kommunalverbände liegen sollte. Auch sollte der stellvertretende Vorsitz im Aufsichtsrat von der Überlandwerke Braunschweig GmbH vorgeschlagen werden. Es sollte damit sichergestellt werden, daß bei der Verteilungsgesellschaft und bei der Erzeugungsgesellschaft die Interessen der Kommunalverbände und damit auch die der Bevölkerung wahrgenommen werden.

Die Gesellschaft hat entsprechend der durch die Veräußerung ihrer Anlagen eingetretenen Lage ihre Satzung neu gefaßt. Gegenstand des Unternehmens ist seit dieser Zeit nicht mehr der Betrieb eines Versorgungsunternehmens, sondern die gemeinsame Verwaltung der den Gesellschaftern gehörenden Aktien an den Versorgungsunternehmen und die Wahrnehmung der Rechte der Gesellschaft aufgrund des Fusionsvertrages.

Nachdem das Gesetz über die Verwaltungs- und Gebietsreform von 1973 verkündet wurde, wurde der Landkreis Braunschweig aufgelöst. Als sein Nachfolger trat nach vielen Verhandlungen die Stadt Braunschweig auf. Diese übertrug die Geschäftsanteile des Landkreises Braunschweig an die Landkreise Peine, Wolfenbüttel und Helmstedt sowie an die Braunschweiger Versorgungs-AG. Durch das 8. Gesetz zur Verwaltungs- und Gebietsreform im Jahre 1977 wurde der Landkreis Gandersheim mit Wirkung vom 01. 08. 1977 aufgelöst. Die Geschäftsanteile wurden zwischen den Landkreisen Northeim und Goslar aufgeteilt. Soweit etwas über die Entwicklung des Unternehmens.

Nach der Gründung des ÜLW am 29. 12. 1913 lautete der § 2 des Gesellschaftsvertrages wie folgt: „Gegenstand des Unternehmens ist die Beschaffung und Abgabe von elektrischem Strom, Bau und Betrieb elektrischer Anlagen und der Betrieb der damit zusammenhängenden Geschäfte einschließlich der Beteiligung an derartigen Unternehmen. Bei Abgabe von elektrischem Strom soll auf tunlichste Herabsetzung der Strompreise hingewirkt werden“.

Die Strompreise betrugen:

1913	Licht	0,50 Rp/kWh	
	Kraft	0,25 Rp	bis 400 kWh Verbrauch
	dann gestaffelt bis. . .	0,10 Rp/kWh	bis 100000 kWh Verbrauch
1985			
	stehen zwei Tarife	Tarif I	16,5 Pf/kWh
	zur Wahl	Tarif II	13,5 Pf/kWh

Wegen der inflationären Entwicklung war das ÜLW gezwungen, von Januar 1920 bis September 1923 die Strompreise 29 mal zu erhöhen. Die Inflation brachte das ÜLW an den „Rand des Abgrunds“, wie es in einem Geschäftsbericht dieser Zeit heißt. Die Bilanzsumme

stieg auf 344 Milliarden Mark. Der Strompreis je kWh erreichte seine höchste Höhe mit 700000,- M/kWh für Licht und 500000,- M/kWh für Kraft.

In der Inflation wurden Gutscheine über Kilowattstunden verkauft. Im Oktober 1923 erfolgte die Umstellung auf Goldmark. Im November 1923 wurden die Strompreise neu festgesetzt auf 30 Pf/kWh für Licht und 25 Pf/kWh für Kraft. Im Jahre 1926 wurde der Strompreis von 23 Pfennig auf 19 Pfennig ermäßigt: das sind 17%. Dies war möglich „durch bessere Ausnutzung der Höchstleistung und den guten Fortschritt in der Betriebs- und Verwaltungsorganisation.“

1928 wurden 194 Ortschaften mit elektrischer Energie versorgt. In diesem Jahr erfolgte auch die Einführung des 1. Grundpreistarifes. Dieser betrug 30 RPf/kWh bei 15 RPf/kWh Arbeitspreis.

Im zweiten Geschäftsjahr 1914/15 bezog man bereits 98000 kWh. Die Abgabe betrug 32000 kWh; somit lagen die Verluste bei 75%! Hier forderte bereits der erste Weltkrieg seine Opfer. Hohe Verluste entstanden durch schlechte Übertragungsmöglichkeiten, bedingt durch Eisenleitungen (Kupferleitungen mußten gegen Eisenleitungen ausgetauscht werden). Der Ausbau der Ortsnetze ging nur langsam voran, da infolge der Kriegsrüstung nur wenig Material zu erhalten war.

Die Stromabgabe betrug 1919 2,6 Mill. kWh. Die technisch bedingten Verluste sanken auf 23%. Auch war der Stromverkauf bereits auf 4,1 Mill. kWh gestiegen. 1924 betreute das ÜLW 18000 Kunden. Man baute jetzt die Eisenleitungen wieder auf Kupfer um, da verstärkte Leistungen von den Kunden benötigt und angefordert wurden. 1927 entschloß sich das ÜLW, eine Gasversorgung im Raum Wolfenbüttel und Goslar aufzubauen, die bis 1951 mit 42 km Gasnetz betrieben wurde. 1951 erfolgte die Übernahme durch die Landesgasversorgung Niedersachsen AG. In dieses Jahr fiel auch die Errichtung des Umspannwerkes Schöppenstedt, das wir 1983 wegen der Errichtung von Sozialräumen und Werkstätten abgerissen haben. Der Bau einer Trafowerkstatt und Zählerwerkstatt wurde um 1927 in Angriff genommen, das ÜLW verfügte bereits über 1 LKW und mehrere PKW. 1928 stieg die Stromabgabe weiter auf rund 10 Mill. kWh. Heute beträgt diese 1,3 Milliarden kWh.

Die technisch bedingten Stromverluste sanken auf 14%. Das Überlandwerk verfügte nunmehr über rund 240 Transformatorenstationen (eigene und fremde) und 525 km Hochspannungsleitungen. Gleichzeitig wurden insgesamt 125000 Einwohner mit elektrischer Energie versorgt.

1913 wurde mit fünf Angestellten begonnen. Im Jahr 1919 war bereits eine Belegschaft von 132 Mitarbeitern vorhanden. 1919 wurden entsprechend gesetzlicher Bestimmungen die ersten Angestellten- und Arbeiterausschüsse gebildet zwecks Regelung von Gehalts- und Arbeitszeitfragen. Das ÜLW arbeitete bei diesen Verhandlungen mit dem damaligen Arbeitgeberverband und der Vereinigung Braunschweiger Industrien zusammen. Bereits 1924 wurden Rückstellungen gebildet für Ruhelohn- und Hinterbliebenerversorgung. Diese Dinge wurden jedoch in der Geschäftsleitung noch vertraulich behandelt.

In die Zeit von 1923/24 fiel auch der Bau von Wohnungen für Bezirksmonteure in Wehnsen, Wendessen und etwas später in Uehrde. Zwei Jahre nach der Bildung von zweckgebun-



Abb. 6 Carl Lauensteins

Foto: Archiv



Abb. 7 Dr.-Ing. Robert Frank

Foto: Archiv

denen Rückstellungen erfolgte 1926 die offizielle Einrichtung einer Ruhelohn- und Hinterbliebenenversorgung.

Besonders zu erwähnen ist, daß mehrere namhafte Persönlichkeiten des Braunschweiger Raumes dem Überlandwerk dienten. Schon früh begann man mit der Lehrlingsausbildung. Der spätere braunschweigische Innenminister Bennemann begann seine kaufmännische Ausbildung beim ÜLW – natürlich zunächst ohne Bezahlung: später betrug die Lehrlingsvergütung im 1. Lehrjahr 6,- RM (heute DM 600,—) monatlich.

Auch Namen wie Langerfeld und Lauenstein sind mit dem ÜLW eng verknüpft. C. Langerfeld als Vorsitzender des Kreisausschusses 1913 und Carl Lauenstein, Gemeindevorsteher in Bodenstedt, als Mitglied des Kreisausschusses im Aufsichtsrat. Die Söhne dieser Herren haben später als Aufsichtsratsmitglieder ebenfalls die Geschicke des ÜLW mitbestimmt.

Im August 1918 wurden Verhandlungen mit der Stadt Braunschweig wegen der erfolgten Eingemeindungen geführt. Die Stadt wollte die eingemeindeten Landgemeinden selbst mit elektrischer Energie versorgen. Die Gesellschaftsversammlung des ÜLW beschloß ein-

stimmig, unter allen Umständen die Elektrizitätsversorgungsrechte für die Landgemeinden, die an Braunschweig grenzten, auch bei einer etwaigen Eingemeindung zu halten, da ja mit allen Gemeinden, die man versorgte, im Jahre 1913 und später Konzessionsverträge mit einer 40jährigen Laufzeit abgeschlossen waren: Es handelte sich dabei um die damaligen Orte: Gliesmarode, Lehdorf, Mascherode, Melverode, Querum, Riddagshausen, Rühme, Veltenhof und Ölper.

Vor der gleichen Situation stehen wir auch heute wieder. Aufgrund der Verwaltungs- und Gebietsreform sind im Jahre 1973 20 von der Hastra versorgte Ortschaften wieder in die Stadt Braunschweig eingemeindet worden, der Landkreis Braunschweig dann aufgelöst. Die bis in die Jahre 1992 bis 2000 abgeschlossenen Konzessionsverträge zwischen der Hastra und diesen ehemaligen Gemeinden sind von der Stadt Braunschweig als Rechtsnachfolgerin zum jeweiligen Ablauftermin im Jahre 1983 gekündigt worden.

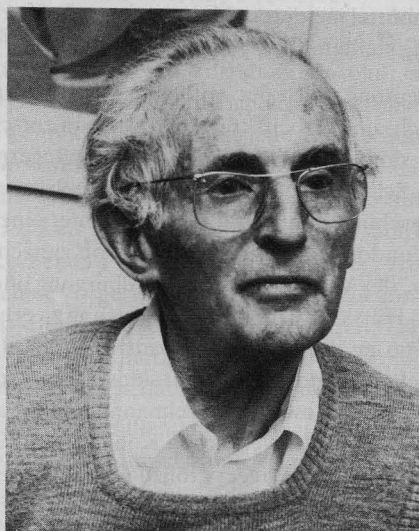
1919 wurden Verhandlungen mit der braunschweigischen Staatsregierung geführt, die eine Beteiligung am ÜLW erreichen wollte. Die Anleihe-Schulden an den Braunschweiger Staat hatten in diesem Jahr die 5-Millionen-Grenze überschritten. Das Unternehmen hoffte auf eine Besserung der Lage und höhere Absätze.

Im Jahre 1920 folgten weitere Verhandlungen mit dem braunschweigischen Staat. Dieser beabsichtigte, nunmehr eine Mehrheitsbeteiligung am ÜLW zu erreichen. Druck wurde auch auf die Kreisdirektoren ausgeübt, die ja damals Staatsbeamte waren. Als nach mehreren Verhandlungen die Gesellschaftsversammlung ein glattes nein zu diesem Vorhaben aussprach, wurde von der Braunschweigischen Staatsbank der gesamte Kredit gekündigt und später ein Zahlungsbefehl gegen das ÜLW erlassen, der vollstreckt werden sollte, wenn sich die Gesellschaftsversammlung nicht entschließen konnte, dem Staat eine Mehrheitsbeteiligung zu gewähren. Die Lage für das Unternehmen wurde sehr kritisch. Man befürchtete auf der Gesellschaftsversammlung am 27. 10. 1920, daß damit das ÜLW gezwungen sein könnte, in Liquidation zu gehen. Grundgedanke für die Handlungsweise des Staates war, eine Propaganda für sich mit niedrigen Strompreisen – ohne Rücksicht auf das Unternehmen – zu treiben. In der Gesellschaftsversammlung am 27. 10. 1920 gab man dem Druck des Staates nach und beschloß, den Staat als Mehrheitsaktionär zu beteiligen. Dazu kam es jedoch nicht, da der braunschweigische Landtag, in dem die Kreise vertreten waren, dieses Ansinnen des Staates abgelehnt hat. Die Landkreise hatten im Jahre 1929 – vor der Fusion des ÜLW mit der Hastra – ihre Kreistage um Zustimmung zu der Fusion gebeten, die diese auch erteilt hatten. Der braunschweigische Minister des Innern erhob jetzt gegen die Kreistagsabschlüsse Einspruch. Der Staat verlangte, daß die Gesellschafter dem Staat Aktien der Preußenelektra im Wert von RM 150000,- kostenlos zur Verfügung stellten. Er verlangte weiter je einen Sitz im Aufsichtsrat der Preußenelektra und der Hastra. Als Gegenleistung erklärte sich der Braunschweigische Staat bereit, der Preußenelektra und der Hastra die Benutzung der Staatsstraßen für ihre Leitungen zu genehmigen.

Auch die Preußenelektra war an einer Regelung mit dem Staat besonders interessiert, da sie für ihre 220000 Volt-Leitungen Borken – Lehrte und Harpke – Lehrte die Staatsstraßen benötigte. Mit dem Braunschweigischen Staat wurde am 15. März/8. April 1933 ein dementsprechender Vertrag abgeschlossen, wodurch nach Ansicht des damaligen Staates die Fusion erst rechtsgültig geworden ist.

Franz Niquet zum 75. Geburtstag

von Werner Freist



Franz Niquet

Foto: Wolfgang Lange

Am 7. Juni 1985 wurde Dr. Franz Niquet, Oberkustos i. R. des Braunschweigischen Landesmuseums und Oberarchäologe für den damaligen Verwaltungsbezirk Braunschweig 75 Jahre alt. Geboren zu Braunsberg in der Altmark, beteiligte er sich schon als Tertianer des Friedrich-Wilhelm Gymnasiums im nahegelegenen Neuruppin an den Ausgrabungen seines Lehrers, Professor Dr. Weisker. Zum Studium der Vor- und Frühgeschichte wählte Niquet die Universität Halle an der Saale, wo er auch 1934 promoviert wurde und als wissenschaftlicher Assistent an der Landesanstalt für Volkheitskunde tätig war. Anschließend ging er als Assistent an das Institut für Vor- und Frühgeschichte an die Universität Berlin. Am 1. Februar 1939 kam Niquet als Kustos in den Braunschweigischen Landesdienst. Hier sollte das „Haus der Vorzeit“ als staatliches Museum neu eingerichtet werden. Es lag an der Ecke Wilhelmstraße – Katharinenkirche, wurde aber im Zweiten Weltkrieg im Bombenangriff auf Braunschweig völlig zerstört. Inzwischen war Dr. Niquet zum Wehrdienst eingezogen worden und konnte erst 1950 nach fünfjähriger Gefangenschaft in der Sowjetunion an seinen früheren Arbeitsplatz zurückkehren. Zum Glück waren die alten Bestände, die in den Kellerräumen des Landesmuseums an der Mönchstraße untergebracht waren, erhalten geblieben. Erst 1956 konnten sie nach Wolfenbüttel in die Räume der ehemaligen Kanzlei als Archäologische Abteilung des Braunschweigischen Landesmuseums überführt werden. Es waren damals harte Zeiten. Der beginnende wirtschaftliche Aufschwung sollte sich zunächst keineswegs auf die museale Betreuung im Bereich der Vor- und Frühgeschichte auswirken.

Sich dieser Zeit zu erinnern, ist notwendig, um das Schaffen und die Leistung von Dr. Niquet richtig würdigen zu können. Ein Auto stand weder dem Institut noch den einzelnen Sachbearbeitern zur Verfügung. So war man gezwungen, eine möglichst große Zahl von Heimatpflegern zu gewinnen, die über das ganze Gebiet verteilt alle Funde möglichst schnell nach Braunschweig oder Wolfenbüttel meldeten. Meist waren es Lehrer oder Landwirte, die sich ehrenamtlich zur Verfügung stellten.

Je nach Wert und Bedeutung, nach der zeitlichen Möglichkeit und den zur Verfügung stehenden Mitteln, den Fach- und Arbeitskräften wurde nun entschieden, ob eine Grabung durch das Landesmuseum sinnvoll war, oder den Heimatpflegern die Bergung der Funde überlassen werden mußte. Schwer bepackt, das Haupt durch eine Baskenmütze gegen die Unbilden der Witterung geschützt, mußte der Grabungsleiter eine Möglichkeit suchen, um von der Bahnstation zum Fundort zu gelangen, um hier, oft zunächst im Ein-Mann-Betrieb, mit der Arbeit der Planung, des Vermessens, der Fundbergung und Eintragungen zu beginnen. Um die erforderlichen Hilfskräfte für die Erdbewegung zu erhalten, entlich sich Niquet in den Jahren von 1963 – 1966 aus der Justizvollzugsanstalt Wolfenbüttel Strafgefangene, die er entsprechend ihrer Fähigkeiten und Bereitschaft sinnvoll einzusetzen verstand; nach Aussagen des damaligen Generalstaatsanwalts Mützelmann "Der Idealfall des modernen Strafvollzuges". Hier sei auch der Braunschweigischen Kohlen-Bergwerke gedacht, die oftmals im Helmstedt – Schöninger Raum ihre Bagger großzügig zur Verfügung stellten. Die wissenschaftliche Auswertung und Veröffentlichung mußten auf den nächsten Winter verschoben werden. Inzwischen wurden die wertvollen Funde soweit wie möglich ergänzt und ihre Nachbildungen auch den Museen überlassen, aus deren Bereich sie stammten. So konnten in dieser engen Zusammenarbeit mit den örtlichen Heimatpflegern deren Kulturbereiche ergänzt und wissenschaftlich bereichert werden. Diese Maßnahme war schon deshalb bedeutungsvoll, weil die ländliche Bevölkerung ihre Spenden oft nur „ihrem Heimatmuseum“ zu geben bereit ist, wo sie jederzeit für die Spender zu sehen sind. Geschieht dies nicht, werden häufig weder die Funde gemeldet, noch den Museen Spenden gemacht. 1965 wurde als Nachfolger des Landesarchäologen Dr. Tode Dr. Niquet mit der Bodendenkmalpflege beauftragt.

Seit der Hallenser Studienzeit galt Niquets besonderes Interesse der Jungsteinzeit und in ihr der Rössener Kultur. Zu ihrer Erforschung bot sich der Raum südlich und östlich des Elms an. Die zahlreichen Grabungen in Eitzum, Schöningen, Esbeck und Umgebung erweiterten und vertieften die Kenntnisse des Wissenschaftlers und Forschers, der bald zu einem anerkannten Fachmann des Neolithikums wurde, dessen reiches Wissen auch im Ausland hohe Achtung genießt. Hinzu kamen die Grabungen der jüngeren Bronzezeit (Süplingen, Esbeck), der Hügelgräberkultur (Alt Gandersheim), der Friedhöfe und Wüstungen von Reinsdorf-Hohnsleben, Runstedt, Büddenstedt und Beuchte mit der silbernen Fibel der Merowingerzeit. Erwähnt seien noch die Grabungen auf dem Pfingstberg bei Helmstedt, auf dem „Olen Hai“ im Elm und die für die Siedlungsgeschichte aufschlußreiche Forschung bei Gielde. Hinzu kommen die Fundberichte und ihre Auswertung durch die Veröffentlichung in wissenschaftlichen Zeitschriften. In rund 10 000 Diapositiven konnte Niquet seine Ergebnisse in einem siebenjährigen Lehrauftrag an der TH in Braunschweig verwerten.

Auch jetzt noch arbeitet der Emeritus im wohlverdienten Ruhestand an der Vervollendung seiner Forschungen, wozu wir ihm alle Gesundheit und Schaffenskraft wünschen!

Alfred Tode vollendete sein 85. Lebensjahr

Freundschaftliche Rückblicke auf ein bewegtes Archäologenleben

Von Werner Flechsig

Der frühere Braunschweigische Landesarchäologe und Direktor des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum, Dr. phil. habil. Alfred Tode, konnte am 11. August 1985 sein 85. Lebensjahr und zugleich die diamantene Hochzeit mit seiner Ehefrau Irmgard in ungewöhnlicher Rüstigkeit feiern. Geboren in Lübeck, hatte er sich nach dem Studium der Vor- und Frühgeschichte, das er 1922 mit der Promotion zum Dr. phil. abschloß, von 1923 bis 1936 der archäologischen Landesaufnahme in Schleswig-Holstein gewidmet, bevor er 1937 als Landesarchäologe nach Braunschweig berufen wurde als Nachfolger des 1936 verstorbenen Professors H. Hofmeister. Als dessen ehemaliger Assistent lernte ich Tode als neuen Vorgesetzten im Januar 1937 kennen und als einen kenntnisreichen und unternehmungsfreudigen Archäologen schätzen. Da er mir von Anfang an als ein liebenswürdiger und geradezu kameradschaftlich gesinnter Vorgesetzter entgegenkam, blieb ich ihm seither bis heute freundschaftlich verbunden.

Neben der Durchführung der anfallenden Rettungsgrabungen in verschiedenen Teilen des damaligen Landes Braunschweig, beschäftigte sich Alfred Tode schon bald mit der Heranbildung zukünftiger Lehrer zu ehrenamtlichen Mitarbeitern der Vorgeschichtsarbeit durch Vorträge und Übungen für die Studenten der Pädagogik an der am 23. Mai 1937 eingeweihten Hochschule für Lehrerbildung in Braunschweig, deren Lehrkörper er als nebenamtlicher Dozent für Vor- und Frühgeschichte von Anfang an angehörte. Trotz dieser Doppelbelastung fand er Zeit und Kraft, um Pläne für die Einrichtung eines bisher noch nicht bestehenden staatlichen Museums für Vor- und Frühgeschichte auszuarbeiten, das nach dem Umbau des großen Gebäudes des ehemaligen Hotels ‚Wilhelmsgarten‘ an der Wilhelmstraße als ‚Haus der Vorzeit‘ erstehen sollte. Schon im Mai 1937 überführte Tode dorthin das Inventar aus dem Büro des Landesarchäologen, das sich bis dahin im rechten Seitengebäude des Hauses ‚Salve Hospes‘ am Lessingplatz befunden hatte, während die Bauarbeiten im ehemaligen ‚Wilhelmsgarten‘ noch in vollem Gange waren, und schlug dort seinen Dienstsitz auf. Die vereinigten vorgeschichtlichen Sammlungen des Städtischen und des Herzog Anton Ulrich-Museums mußten allerdings vorerst noch solange im Haupt- und im linken Nebengebäude des Hauses ‚Salve Hospes‘ verbleiben, wo sie 1933/34 untergebracht worden waren, bis die Schau- und Magazinräume im ‚Haus der Vorzeit‘ bezugsfähig waren. Die Überführung der Sammlungsbestände geschah erst 1940, nachdem Tode vom Wehrdienst beurlaubt worden war, in dem er am Polenfeldzug im Herbst 1939 hatte teilnehmen müssen. Ich war damals schon nicht mehr sein Assistent, konnte jedoch seine eifrigen Bemühungen um den Aufbau der Schausammlung und die Einrichtung des Sammlungsmagazins und der Werkstätten im neuen Hause weiterhin aus nächster Nähe beobachten, da ich, seit 1938 Hilfsreferent im Braunschweigischen Kultusministerium als der Aufsichtsbehörde über die staatlichen Museen, jederzeit Zutritt bei ihm hatte. Besonders beeindruckte mich dabei Todes pädagogischer Sinn, mit dem er die Funde und archäologischen Forschungsergebnisse durch ansprechende Beschriftungen, Anschauungsbilder und Modelle der Volksbildung nutzbar zu machen suchte, wie es die Abbildung im Heft 1/1941 der ‚Braunschweigischen Heimat‘ auf S.



Alfred Tode bei einer Führung am Strietberg bei Amelinghausen in der Lüneburger Heide

Foto: Archiv

19 andeutete. Leider zwangen die zunehmenden Gefahren des Luftkrieges aber nach einiger Zeit zum Abbruch der vielversprechenden Aufbauarbeit und zur Auslagerung der wichtigsten Sammlungsbestände, Karteien und Fundakten in dörfliche Ausweichquartiere am Elm. Hätte Tode nicht dafür gesorgt, so wäre alles, was bis dahin im Braunschweiger Lande seit Jahrhunderten an Bodenfunden geborgen worden war, ebenso ein Raub der Flammen geworden wie das ‚Haus der Vorzeit‘ selbst, das am 15. Oktober 1944 durch Brandbomben völlig zerstört wurde. Tode erlebte dieses traurige Ende seiner hochfliegenden Pläne nicht an Ort und Stelle mit, da er Anfang September 1944 erneut zum Wehrdienst einberufen worden war.

Nach Kriegsende wurde Alfred Tode schon im Frühjahr 1945 mit der Leitung des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum an der Mönchstraße betraut, da dessen Direktor Dr. Dürkop seit den letzten Kampftagen verschollen blieb und sein Stellvertreter, Kustos Dr. Hardung, von der Besatzungsmacht interniert worden war. In seiner neuen Eigenschaft sorgte Tode zunächst dafür, daß die im Kriege nach Bündheim und Schliestedt ausgelagerten Sammlungsbestände des Landesmuseums zurückgeholt und auch die geretteten Sammlungen des Hauses der Vorzeit im Landesmuseum vorläufig gelagert wurden. Da in den unversehrt gebliebenen Ausstellungsräumen des Museums, soweit sie

nicht von der katholischen Kirche in Anspruch genommen waren, alles Sammlungsgut in drangvoller Enge hatte gestapelt werden müssen, konnte Tode in den ersten Jahren nach dem Kriege noch nicht an den Wiederaufbau einer Schausammlung und deren Öffnung für das Publikum herangehen. Trotzdem ließ er sich mit dem ihm eigenen Optimismus und Unternehmungsgeist von diesen unerquicklichen Verhältnissen nicht entmutigen. Neben der Fortführung von Rettungs- und Problemgrabungen im Lande rief er mit namhaften Gelehrten verschiedener Fachgebiete aus anderen niederdeutschen Städten eine ‚Forschungsstelle für niederdeutsches Volkstum‘ mit Sitz in Braunschweig ins Leben, deren Programm er 1948 in einer Broschüre mit dem Titel „Niederdeutschland, Leben und Forschung“ bekanntgab. Leider war dieser Neugründung nur ein kurzes Dasein beschieden, weil es an der notwendigen finanziellen Unterstützung durch die Behörden mangelte. Dauerhafter war der Lehrauftrag für Vor- und Frühgeschichte an der Technischen Hochschule Braunschweig, der ihm nach seiner Habilitierung erteilt wurde. Ein weiteres Betätigungsfeld bot ihm der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz, an dessen Wiederbelebung im Jahre 1947 er tätigen Anteil nahm, durch die Zugehörigkeit zu dessen Vorstand bis 1971.

Nachdem ich mit Todes Hilfe 1950 Anstellung als sein Sachbearbeiter für die Abteilung Volkskunde im Landesmuseum gefunden hatte, konnte ich aus nächster Nähe miterleben, wie verständnisvoll und großzügig er seine Mitarbeiter in der freien Entfaltung eigener Initiativen zum Besten des Dienstbetriebes gewähren ließ und wie eifrig er selbst trotz unzureichender Förderung seitens der vorgesetzten Landesbehörden bemüht war, immer neue Pläne zur Behebung der Raumnot des Museums durch Gewinnung zusätzlicher Gebäude zu schmieden. Einiges davon veröffentlichte er noch nach dem Übertritt in den Ruhestand 1966 in der ‚Braunschweigischen Heimat‘.

Wenn sich diese Pläne auch nicht verwirklichen ließen, so gelang es Alfred Tode doch wenigstens, durch die Verlagerung der Abteilung Vor- und Frühgeschichte nach Wolfenbüttel in das vom Staatsarchiv geräumte ehemalige Kanzleigebäude im März 1959 soviel Luft für das Museum in Braunschweig zu bekommen, daß hier jetzt mit dem Aufbau der Schausammlungen in den ehemaligen Klosterräumen und im Paulinerchor begonnen werden konnte. Das gelang dann auch trotz der geringen Zahl an Mitarbeitern und der Knappheit verfügbarer Etatmittel zur vollen Zufriedenheit des Direktors wie des Publikums. Eine besondere Genugtuung für seine Bemühungen erfuhr Tode 1961 dadurch, daß noch während seiner Dienstzeit die im Kriege nach Hadmersleben im Bezirk Magdeburg ausgelagerten Teile der Museumssammlungen aus der DDR nach Braunschweig zurückgeholt werden konnten.

Nachdem Alfred Tode 1965 in den Ruhestand versetzt worden war, ließ ihm sein lebhafter Geist gleichwohl keine Ruhe. Als Ratsherr der Stadt Braunschweig, dessen Rat er 1964–1972, zeitweise als Vorsitzender des Kulturausschusses, angehörte, konnte er seine weit über sein eigentliches Fachgebiet hinausgehenden kulturpolitischen Interessen ebenso wirksam betätigen wie jahrzehntelang in der nebenamtlichen Leitung des Ludwig-Roselius-Museums in Bremen, später Worpswede und wie in der Leitung ungezählter Studienfahrten zu archäologischen Stätten bis in die Gegenwart hinein. Die Muße, die ihm nebenbei verblieb, verwandte er vor allem zur Fertigstellung einer großen Monographie über die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner sensationellen, international beachteten Ausgrabung eines alt-

steinzeitlichen Jägerlagers bei Salzgitter-Lebenstedt von 1952, die 1982 unter dem Titel „Der altsteinzeitliche Fundplatz Salzgitter-Lebenstedt“ (=Fundamenta R. A 11, Köln u. Wien, Böhlau) erschien und eingehender das behandelte, was Tode schon 1952 unter dem Titel „Mammutjäger vor 100000 Jahren“ durch unseren Landesverein hatte herausgeben lassen.

In unserer Zeitschrift ‚Braunschweigische Heimat‘ veröffentlichte Tode Grabungs- und Fundberichte (Heft 1/1938, S. 22; 1940, S. 64 ff. u. 94 ff.; 1941, S. 29 ff.; 1949, S. 109 ff.) sowie Aufsätze über „Heimat und Wirtschaft“ anlässlich seiner Grabung auf dem Kanstein bei Langelsheim (1951, S. 22 ff.), „Urlandschaft und Kulturlandschaft“ (1956, S. 18 ff.) und „Gedanken zur Neuplanung des Braunschweigischen Landesmuseums“ (1966, S. 88 ff.) Dazu kamen als Beiträge in der Sonderschriftenreihe des Landesvereins Aufsätze über „Urgeschichtliche Überlieferungen und der heutige Mensch“ (Heft 2, 1957, S. 2 ff.) und „50 Jahre ur- und frühgeschichtliche Bodendenkmalpflege im Braunschweigischen“ (Heft 3, 1958, S. 43 ff.). Es würde zu weit führen, hier auch Todes Beiträge zu anderen Zeitschriften und sonstigen Druckschriften aufzuzählen, die wie die oben genannten, weitgespannten heimatkundlichen Beschäftigungen des Verfassers und sein pädagogisches Geschick in der Darbietung des Stoffes bezeugen.

Zum Schluß sei noch einmal Alfred Todes als Mensch gedacht. Alle Heimatfreunde, die ihn bei Vorträgen oder Führungen im Museum wie im Gelände erlebten, werden sich gern erinnern an seine mitreißend schwungvolle und allgemeinverständliche Art der Mitteilung seines Wissens. Wer ihn näher kannte, schätzte sein gewinnend liebenswürdiges Wesen und seine stetige Hilfsbereitschaft. Möge es dem bewundernswert rüstigen Jubilar vergönnt sein, das Leben so unbeschwert zu genießen wie bisher, seinen Angehörigen, Freunden und Kollegen zur Freude!

Werner Flechsig

Neues heimatliches Schrifttum

750 Jahre Gebhardshagen. Hrsg. von Werner Renner. Salzgitter-Gebhardshagen: Bürgerverein „Parkfest 80“ 1985. 68 S. m. zahlreichen Abb. DIN A4. – Brosch.

Die 750. Wiederkehr der Ersterwähnung des Ortsteiles von Salzgitter war Anlaß für die Erarbeitung dieser Festschrift ganz eigener Art. Im Gegensatz zu anderen derartigen Publikationen, in denen ein oder zwei Autoren die Ortsgeschichte abhandeln, hat der Herausgeber in diesem Falle kurze Aufsätze von 45 (!) Autoren versammelt, die einzelne Aspekte aus der Vergangenheit insbesondere Gebhardshagens abhandeln, beginnend mit archäologischen Themen über die Beziehungen zu den Nachbargemeinden bis hin zu Problemen der Gegenwart. Kirche und Schule sind ebenso berücksichtigt, wie sich die heutigen Vereine vorstellen. So findet man an dieser verborgenen Stelle manche interessante Einzelheit, etwa den Bericht über die Ausgrabung ei-

nes mittelalterlichen Töpferofens aus der Feder des Archäologen Hartmut Rötting, M. A. Verständlicherweise sind die Beiträge von recht unterschiedlicher Art, einige auch zu allgemein gehalten. Das gilt u. a. für den Artikel über die Braunschweigische Landes-Brandversicherungsanstalt, in dem allzu Bekanntes wiederholt wird. Druck und äußere Gestaltung entsprechen absolut nicht dem heute in vergleichbaren Fällen Üblichen. So wirkt es auch störend, daß – wohl aus werbetechnischen Erwägungen heraus – die Anzeigen die Textteile unterbrechen. Die Bürgerinitiative, die die Schrift erarbeitet hat, hätte dafür angemessene städtische Unterstützung finanzieller Art erwarten dürfen!

MWi.

Ausgrabungen in Niedersachsen. Archäologische Denkmalpflege 1979–1984. Hrsg. v. K. Wilhelmi im Auftrage des Instituts für Denkmal-

pflge. Archäologische Denkmalpflege. Stuttgart: K. Theiss 1985. 312 S. m. zahlreichen Abb. – Pappbd., Kartenbeilagen in Sondermappe. Das gewichtige Werk, das eine Ausstellung zum gleichen Thema begleitet, stellt eine weit über die rein beschreibende Bestandsaufnahme hinausgehende wissenschaftliche Dokumentation dar. Dadurch werden die beachtlichen Leistungen der Bodendenkmalpflege in Niedersachsen in den letzten fünf Jahren in ihren methodischen Ansätzen und in ihren Ergebnissen einem breiten Interessenkreis zugänglich gemacht. Teil I des Werkes enthält unter der etwas mißverständlichen Überschrift „Zur archäologischen Denkmalpflege“ fünf Abschnitte, die über Teilaspekte berichten: An eine Übersicht über Aufgaben, Ziele und Leistungen (H.-G. Peters, Wilhelmi), schließen sich Kapitel über die Inventarisierung archäologischer Denkmale, über das Archiv und die Restaurierungswerkstatt sowie die Öffentlichkeitsarbeit des Institutes für Denkmalpflege an.

Drei allgemeine Themen schließen sich an: „Braun-Kohlen-Archäologie im Raum Helmstedt“ (H. Thieme), „Hölzerne Moorstraßen (H. Hayen), „Münzfunde in Niedersachsen“ (F. Berger u. R. Cunz).

Damit werden spezielle Aufgabenstellungen der archäologischen Denkmalpflege in Niedersachsen umrissen.

Der zweite Hauptteil des Werkes enthält in chronologischer Abfolge – beginnend in der Altsteinzeit und endend mit dem Mittelalter – spezielle Untersuchungen zu einzelnen Fundstellen und Befunden.

Die bedeutende Rolle, die der Braunschweiger Raum in diesen Epochen einnahm, äußert sich auch in einem beachtlichen Anteil der Beiträge von hier. Aus der Altsteinzeit wird noch einmal der Fundplatz von Salzgitter-Lebenstedt erörtert (K. Grote, H. Thieme). Aus der Mittelsteinzeit werden „Fundstreuungen bei Westerode am Nordharz“ (H. Thieme) vorgestellt. Mehrere Spezialuntersuchungen sind den jungsteinzeitlichen und den frühbronzezeitlichen Befunden von Esbeck bei Schöningen gewidmet. (M. Fansa, H. Thieme). H. Rötting stellt mit dem jungsteinzeitlichen Gräberfeld von Wittmar an der Asse den „ältesten Totenplatz in Niedersachsen“ vor. Römische Kaiserzeit und Völkerwanderungszeit sind aus unserem Raum nicht berücksichtigt, wohl aber das Mittelalter mehrfach mit Abschnitten, die Stadtbraunschweiger Funde auswerten (H. Rötting), die Harzburg untersuchen (M. Keibel-Maier), „über christlich geprägte Friedhöfe im

Braunschweiger Land“ und die Grablegung Kaiser Lothars III. (beide: H. Rötting) berichten. Die Baugeschichte des ehemaligen Zisterzienserklosters Walkenried wird durch M. Keibel-Maier aufgehell.

Der Band ist geradezu üppig mit Abbildungen ausgestattet. Ergänzt wird er durch Kartenbeilagen. So ist etwa die „Mittelalterliche Baulandgewinnung in Braunschweig“ kartographisch rekonstruiert worden. Ein großformatiger Übersichtsplan der gotischen Klosteranlage von Walkenried mit der Verzeichnung der Grabungsergebnisse ergänzt den entsprechenden Aufsatz.

MWi.

Matthias Puhle: Die Politik der Stadt Braunschweig innerhalb des Sächsischen Städtebundes und der Hanse im späten Mittelalter. (Braunschweiger Werkstücke Bd. 20, der ganzen Reihe Bd. 62), Braunschweig: Waisenhausdruckerei 1985. XII, 272 Seiten, zahlreiche Tabellen, 2 Karten. –

Matthias Puhle, Kustos am Städtischen Museum in Braunschweig, hat mit dieser Arbeit eine im wesentlichen auf seiner Dissertation, die im Wintersemester 1983/84 an der TU Braunschweig angenommen und von Norbert Kamp betreut wurde, fußende neue Untersuchung zur braunschweiger Stadtgeschichte vorgelegt.

Schon der Blick in das Literaturverzeichnis zeigt auf, welche Lücke die Arbeit sowohl für die Hanseforschung, wie für die Stadtgeschichtsforschung über Braunschweig füllt, da es kaum neuere Arbeiten zu dem behandelten Thema gibt. Der Verfasser untersucht auf dem Hintergrund der wirtschaftlichen und politisch-sozialen Bedingungen des 14. und 15. Jahrhunderts im niederdeutschen hansischen Raum die Zusammensetzung und Zielsetzung der Bündnisse, die die Stadt Braunschweig in dieser Zeit schloß. Die Strukturierung der Bündnisse, ihre konkrete Zusammensetzung und die Bedingungen, unter denen sie zustande kamen, nicht zuletzt auch die geographischen Zusammenhänge, führen zu dem Ergebnis, daß die Städte, Autonomie und Stadtfrieden durch die Ansätze des Landesherrn flächendeckende Herrschaft auszuüben, gefährdet sahen. Die zunächst meist bilateralen Bündnisse, die wechselnden Zweckbestimmungen unterlagen, wuchsen so zu einem Bündnissystem zusammen, das die Krisenprobleme der beteiligten Städte meistern helfen sollte. Die politischen Handlungsspielräume in Bezug auf Friedewahrung und damit Erhaltung

der wirtschaftlichen Infrastruktur, die entscheidend für die Stärke der Städte war, sollten gesichert werden.

Der Verfasser zeigt deutlich auf, welche treibende Kraft Braunschweig im Prozeß des Werdens dieses Bündnissystems ausübte. Ebenso wird deutlich, wie gemeinhanseatische Politik hinter diesen Bestrebungen steckte. Das unterstreicht die Stellung Braunschweigs innerhalb der Hanse.

Zwei gut lesbare Karten, die zum ersten Mal die beschriebenen Ergebnisse kartographisch umsetzen, verdeutlichen durch die Erfassung der Beteiligungen an den Bündnissen und ihrer Bedeutung innerhalb hansischer Politik, die Bündnisräume, die von den Städten dem landesherrlichen Territorialherrschaftsprinzip als „gemeindliche“ Fricdensräume entgegengesetzt wurden.

R. Schüpp

Volkhard Hofer: Braunschweig Portrait. Mit Bildern von Volkhard Hofer. Hameln: C. W. Niemeyer 1985. 136 S., zahlreiche Farb- und Schwarzweißabb. – Pappbd.

In der Reihe der in den letzten Jahren so zahlreich erschienenen Bildbände über Braunschweig nimmt die hier anzuzeigende Neuerscheinung in mehrfacher Hinsicht eine beachtenswerte Stelle ein. Aus intimer Kenntnis charakterisiert Verfasser sowohl in der Einleitung wie in den Bildkommentaren liebevoll und doch kritisch seine Wahlheimat als Ort, in dem sich leben und arbeiten läßt. Allzu Bekanntes wird sowohl vom Autor wie vom Fotografen aus neuer Perspektive vorgestellt. So kann auch der mit seiner Stadt Vertraute seine Kenntnisse erweitern und neue Betrachtungsweisen erfahren.

Einleitend ist die bedeutende Vergangenheit Braunschweigs gewürdigt. Ausführlicher aber wird auf die Gegenwart eingegangen. Einen Schwerpunkt bildet da dankenswerterweise die Darstellung der Wirtschaft und vor allem ihrer Zukunftsperspektiven in Wort und Bild. Forschung und Lehre werden in einem weiteren Abschnitt ausgiebig gewürdigt. Augenfällig auch wird, wie die Stadt dem an Natur und an Kultur interessierten gleichermaßen viel zu bieten hat. Bleibt nur zu hoffen, daß K.-J. Krauses so sachlich fundiertes Kompliment an unsere Stadt recht viele Leser findet und Braunschweig neue Freunde gewinnt.

Wi

Georg Bötzel: Wetzleben. Die Geschichte eines Bauernhofes im Spiegel des Knopf-Bötel-schen Hofes. Wolfenbüttel: Selbstverlag des Verfassers 1984. 168 S. 12 Schwarzweißabb. – Lwd. Verfasser bietet in dieser mit dem Enthusiasmus des engagierten Laien verfaßten Monographie eine interessante Synthese zwischen der Orts-geschichte von Wetzleben und der Geschichte seiner hier seit Jahrhunderten ansässigen Familie. Nach einem kurzen Abriss der älteren Entwicklung, der im wesentlichen auf der Publikation von Werner Küchenthal von 1960 beruht, widmet Bötzel sich insbesondere der Entwicklung seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert. Besonders hingewiesen sei auf jene Abschnitte des Bandes, in denen Verfasser auf Grund in seinem Privatbesitz erhaltener Dokumente, auf Grund der Familienüberlieferung sowie eigener Erinnerung über die Landwirtschaft auf seinem Hof im Wandel der Zeit berichtet. Nicht nur seine Familie sondern auch die an agrargeschichtlichen Fragen im weitesten Sinne Interessierten werden zweifellos Nutzen aus dieser Publikation ziehen können.

MWi

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz

Inhalt

der Hefte 1 – 4 des 71. Jahrgangs 1985

Füßewaschen und Heischegänge am Fasselabend in Ostfalen. Ergebnisse aus Umfragen der Jahre 1943, 1955, 1961 und 1966 Von Werner Flechsig	1
„Fasselabend in Schulenro’e.“ Eine Fastnachtsbegebenheit aus Schulenrode am Elm. Aus den unveröffentlichten Aufzeichnungen des Musikanten Carl Schulze in Lehre (geb. 1837) Mitgeteilt von Mechthild Wiswe	9
Wo lag Harderode, die spätmittelalterliche Wüstung in Querum bei Braunschweig? Von Rolf Siebert	11
Ein Kreuzstein in Lengede Von Otto Meier	19
Dank für ein Frühstück. Eine Sage aus Klein Schöppenstedt Aufgezeichnet von Heinz-Bruno Krieger	21
Ernst Bergfeld zur Erinnerung Von Hans Joachim Steigertahl	22
Rieselfelder und Klärteiche – ein Rast- und Nahrungsbiotop für den Dunklen Wasserläufer Von Rolf Jürgens	24
Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1984 Von Mechthild Wiswe	26
Zur Straßenbenennung in Braunschweig seit 1945 Von Herbert Blume	33
Der Bergbau der Stadt Braunschweig in der Braunkohlengrube Bornhausen bei Seesen am Harz Von Klaus Jürgen Grünberg	44
Der Wilde Jäger in Ostfalen. Ein wortgeographischer Beitrag zur Volkskunde und Mythologie Von Werner Flechsig	51

Der Niedergang der Ducksteinbrauerei in Königslutter im 19. Jahrhundert Von Heinz Röhr	58
Braunschweiger Bucheinbände aus fünf Jahrhunderten. Handwerkstradition in einer alten Stadt Von Josef Daum	65
Figürliche Darstellungen auf Kreuzsteinen in der Region Braunschweig Von Werner Müller	81
Zwei historische Merkverse zur Geschichte der Harzburg Von Bernd Ulrich Hucker	90
Namen und Verbreitung der Ringelnatter, der Schnecken, des Regenwurmes, der Maikäferlarve und der großen Stechmücke in Ostfalen. Ein wortgeographischer Beitrag zur heimischen Fauna Von Werner Flechsig	95
Ein Festmahl im Reichsstift Gandersheim Von Kurt Kronenberg	105
Siebzig Jahre Überlandwerk Braunschweig GmbH Von Hermann Brandes	108
Franz Niquet zum 75. Geburtstag Von Werner Freist	119
Alfred Tode vollendete sein 85. Lebensjahr Freundschaftliche Rückblicke auf ein bewegtes Archäologenleben. Von Werner Flechsig	121
Neues heimatliches Schrifttum	27, 64, 124